This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07577442 6

Karoline von Humboldt

in ihren Briefen an Alexander von Rennenkampff

Nebst einer Charakteristik Beider als Einleitung und einem Anhange

von

Albrecht Stauffer

Mit zwei Bildnissen

Berlin 1904
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstrasse 68–71

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

305805B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1905 L

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Der jüngsten Tochter Alexander von Rennenkampffs

Frau General Cäcilie von Parseval

mit dem Ausdrucke des Dankes und der Verehrung

gewidmet.

Vorrede.

Als vor etwa vier Jahren hier in München hochschulmäßige Kurse für Mädchen und Frauen eingerichtet wurden, wählte ich als Thema für das erste Lehrjahr die Wiedergeburt des deutschen Volkes mit dem doppelten Höhepunkte der Erhebung der preußischen Monarchie und der Befreiungszeit, weil mir diese die für die Gegenwart wichtigste Epoche zu sein schien für die Aufweckung dessen, was ich Deutschheit nennen möchte.[1]) Entsprechend der Aufgabe, zu deutschen Frauen über diese Zeit zu reden, lag es nahe, auch die Frauenwelt dieser Epoche in die Behandlung hereinzuziehen. Bei den Studien für diesen Zweck bemerkte ich mit immer wachsender Teilnahme den außerordentlichen Reichtum von bedeutenden Erscheinungen unter den Frauen dieses Zeitalters. Indem ich aber nach und nach dazu gelangte, die Frauengestalten, die mir lebendig wurden, untereinander zu vergleichen, wurde mir Karoline v. Humboldt unter allen großen und gleichgestimmten Frauen immer anziehender, und naturgemäß trat die überaus hohe Schätzung dieser Frau auch in den Vorträgen, in denen ich von den Frauen des Zeitalters sprach, lebhaft und bestimmt genug hervor. Die Wirkung hätte nicht schöner und erfreulicher sein können.

[1]) Die Einführungsvorträge in diesen Kurs sind veröffentlicht worden in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 9., 10. und 11. Oktober 1901 unter dem Titel: Die Wiedergeburt des deutschen Volkes, eine Einleitung in die deutsche Geschichte usw.

Zuerst fand sich, daß gerade hier in München und in dem Kreise der Damen, der mit meinen Zuhörerinnen in Verbindung stand, das Porträt der Frau v. Humboldt von Schick vorhanden war, das ich noch nicht lange zuvor in kleiner Wiedergabe kennen gelernt hatte. Wie froh war ich nun, das Bild im Original sehen zu können und in ihm ein Kleinod kennen zu lernen, unschätzbar wegen der Dargestellten und sehr schätzbar auch wegen des trefflichen Darstellers.

Allein die verehrte Besitzerin, Frau General Cäcilie v. Parseval, erinnerte sich überdies noch eines anderen Schatzes, der als Eigentum in der Familie bewahrt wurde. Bei einer Sommerreise in ihre oldenburgische Heimat fand sie nämlich die Briefe von Karoline v. Humboldt, die diese dereinst an Alexander v. Rennenkampff, den Vater der Frau v. Parseval, gerichtet hatte.

Mit gütiger Zuvorkommenheit, für die ich an dieser Stelle mich freue meinen herzlichen Dank auszusprechen, überließ sie mir die wertvollen Schriftstücke zum Studium und zur Veröffentlichung.[1])

In diesem Buche werden sie nun in allem Wesentlichen wortgetreu, nur mit einigen kleinen, unbedeutenden Auslassungen, veröffentlicht. Die Schreibweise der Briefe ist dabei nach der jetzt gebräuchlichen Rechtschreibung abgeändert worden. Ebenso hielt ich es bei dem ebenfalls unten erfolgten Abdruck von weiteren sieben Briefen Karolinens an die Brüder Riepenhausen und an Dr. Christian Schlosser. Sie stammen aus dem Nachlaß der Malerbrüder Riepenhausen, für dessen Benutzung, die mir freundlichst gewährt wurde, ich dem Vorstande der königlichen Universitätsbibliothek in Göttingen gebührenden Dank ausspreche. Ebenso habe ich Ursache, der großherzoglichen Bibliothek in Oldenburg zu danken für die Zusendung von zwei Schriften Alexanders v. Rennenkampff, die hier in den Bibliotheken nicht vorhanden waren.

[1]) Bekannt gegeben ist von diesen Briefen bisher nur die Stelle aus dem Briefe unten Nr. 22, Goethes Elegie betreffend, die Distel im Goethe-Jahrbuch 4, 180 abgedruckt hat.

Mit der Bereitstellung dieses neuen Materials glaubte ich aber meine Aufgabe nicht umgrenzen zu sollen. Vielmehr drängte es mich, auch das übrige schon Veröffentlichte heranzuziehen und von dieser Grundlage aus den Versuch zu unternehmen, eine Charakteristik der Frau v. Humboldt zu entwerfen. Aber auch dazu fühlte ich mich aufgefordert, den Freund, an den der Hauptteil der hier dargebotenen Briefe gerichtet war und für den eine entschiedene Teilnahme dadurch unwillkürlich wach werden mußte, in seiner Eigenart und Bedeutung zu schildern.

Bei diesen Charakteristiken habe ich mich bemüht, die Darstellung überall auf Tatsächlichkeiten zu gründen. Um so weniger aber glaubte ich auch meine Auffassung der seelischen Bedeutung der Gestalten der großen Frau und ihres edlen Freundes verhüllen zu sollen. Denn nur so hoffte ich, der Forderung gerecht werden zu können, welche die Nation und zumal auch die deutsche Frauenwelt stellen darf, daß die vorhandenen Materialien, einschließlich der hier zuerst veröffentlichten, zugleich an der Stelle, die sie zur Beleuchtung des Gesamtwesens und der Persönlichkeit behaupten dürfen, sichtbar werden und zur Verwendung gelangen. Der Freiheit des Lesers denke ich dabei nicht vorgegriffen zu haben. Denn gewiß wird anerkannt werden, daß die Darstellung einer Charakteristik im Grunde nur erwachsen könne aus der Wechselwirkung der darzustellenden und darstellenden Persönlichkeit. Zudem wird der sachlich teilnehmende Leser auf Schritt und Tritt die Tatsächlichkeiten feststellen können, die den Verfasser bei der Auffassung der Gesamt- und Einzelzüge seines Lebensbildes bestimmten. Träte nun für ihn etwa der Fall ein, daß er dies und das an diesen Tatsachen anders fassen müßte, so steht seiner Freiheit kein Hindernis entgegen. Zu alledem findet sich der Leser in der Lage, einen sehr wesentlichen Teil der urkundlichen Zeugnisse, die für ein Lebensbild der Frau v. Humboldt in Betracht kommen, in den in diesem Buche dargebotenen Briefen vor sich zu haben. So hoffe ich denn, daß

die Briefe und die Charakteristik sich gegenseitig ergänzen werden zum Frommen der sachlich interessierten Leser und Leserinnen.

Sehr würde mich freuen, wenn diese Veröffentlichung Anlaß würde dazu, daß noch mehr über Karoline v. Humboldt und auch über Alexander v. Rennenkampff bekannt gegeben wird. Nichts aber würde mir erwünschter sein, als wenn die Wirkung der seelischen Größe dieser Frau sich noch steigern würde. Das seelische Eindringen in die großen Gestalten der Epoche der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts kann nicht lebhaft genug werden, und ich möchte meinen, es werde dies ein Lebenselement sein können für die Nation inmitten unsrer Aufgaben und der seelischen Gärung, in der wir gerade jetzt uns befinden.

München, im Frühjahr 1904.

Dr. Albrecht Stauffer,
Professor der allgemeinen Geschichte an der k. b. Kriegsakademie.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Seite

Die Familie Humboldt 4

Karoline v. Humboldt 5

Gesamtwesen 5

Karolinens Liebesvermögen 8

Karolinens Auffassung von der Liebe und der Bestimmung der Frau 11

Weltanschauung 14

Momente der Entwicklung . . . . . .

Erste Stufe 17

Jugendzeit. — Heirat mit W. v. Humboldt. — Das Erleben der Epoche der schöpferischen Verbindung Goethes und Schillers. — Herzenskämpfe.

Zweite Stufe 27

Reisezeit. — Italien bis 1810. — Eindringen in die Kunstwelt, zumal Italiens und Rafaels. — Erleben des deutschen Kunstfrühlings in Rom. — Familienleben und Entfaltung in den Freuden und Leiden desselben.

Dritte Stufe (Epoche der Befreiungskriege) 89

Erleben der Erhebung der Befreiungszeit. — Vollendung der Persönlichkeit Karolinens. — Deutschlands größte Frau. — Letzte Reise nach Italien.

Briefwechsel und Freundschaft mit Alexander v. Rennenkampff 47

Alexander v. Rennenkampff 52

Rennenkampff, ein Vertreter des jüngeren Lebensalters der Befreiungszeit und ihres Geistes. S. 52. — Lebenslauf. S. 52. — Lebensstellung in Oldenburg an der Seite des Erbprinzen, späteren Großherzogs von Oldenburg Paul Friedrich August. S. 54. — Wirksamkeit für das Fürsten-

Seite

haus und Naturwissenschaft und Kunst. S. 54. — Rennenkampffs Häuslichkeit. S. 55. — Entwicklung und Anlage für das Harmonische (Alter in der Jugend und Jugend im Alter). S. 56. — Auffassung der Lebensaufgabe. S. 57. — Livländischer Familiensinn und dessen Veredlung aus dem besten Geist der Epoche. S. 59. — Sein Ideal des deutschen Mädchens, der deutschen Frau, des italienischen Mädchens, Auffassung der Familie und sein Familiendasein. S. 60. — Verkehr im Alter mit der jüngeren Generation, die in die Begründungszeit des Deutschen Reiches hineinwächst. S. 62. — Der Schwiegersohn und der Sohn. S. 63. — Unterschiede und Wechselseitigkeit. S. 64. — Lebensgefühle und Verkehr im Alter. S. 65. — Maria Paulowna. S. 67. — Aufblühen alter Freundschaften mit Bernhardi, v. Lebzeltern und Rauch. S. 67. — Sein Dachstübchen. S. 67. — Die Poesie eines schönen Sommerlebens (Seelenglück und Friede). S. 68. — Urteile über Livlands Familiengefühl, Fehlen des Mittelstandes und einer Geschichte. S. 68. — Rennenkampffs Humanität und Deutschheit. S. 69. — Über Volksrechte, Fürsten und Stände; sein Standpunkt nicht der einer Partei, erinnert an den eines Dahlmann, doch ist Rennenkampff mehr teilnehmender Beobachter und nicht auf staatsmännisches Handeln angelegt. S. 69. — Anteil an den Verdiensten des Großherzogs Paul Friedrich August und Wirksamkeit für das Fürstenhaus. S. 71. — Charakteristik des Großherzogs nach dessen Tode, Charakteristik der fürstlichen Gemahlinnen seines fürstlichen Herrn. S. 72. — Abneigung gegen eine Beamtenlaufbahn und Mißtrauen gegen Beeinträchtigung der Persönlichkeit durch den Staat. S. 72. — Um so stärkeres Gefühl für das Soziale charakteristisch für sein Lebensalter. S. 73. — Das soziale Ideal in seinen „Umrisse aus meinem Skizzenbuche", gleiche Gesinnung im Alter. S. 74. — Begeisterte Charakteristik des Grafen v. Schlabrendorf. S. 74. — Eigenart der „Umrisse usw." und ihr bleibender Wert. S. 75. — Begeisterung für soziale Erziehung und Wohlfahrtspflege. S. 75. — Das Wirken der zwei Brüder in den „Umrissen". S. 76. — Die indische Erzählung und der indische Weise Mulhar und dessen Lebensarbeit zur Veredlung des Menschen. S. 77. — Geldgier und Herrschsucht der Europäer in Indien. S. 77. — Entscheidend für das soziale Wirken ist die lebendige Persönlichkeit, nicht staatliches Eingreifen. S. 78. — Rennenkampffs und seiner Zeitgenossen edler Glaube an die Bildungsfähigkeit der Menschen, des Volkes und der Deutschen. S. 78. — Wie dies Problem für uns liegt. S. 78. — Rennenkampffs Überzeugung, daß man dem Volk das Beste geben könne, und Gefühl der Wichtigkeit der Wechselbeziehung zwischen Volk und Gebildeten. S. 78. — Richtung auf ganze, einheitliche Seelenbildung (wissenschaftlich, künstlerisch, sittlich-religiös). S. 80. — Teilnahme für Wissenschaft, für induktive Naturwissenschaft, nicht phantastische Naturphilosophie. S. 80. — Gegen starre Philologie. S. 80. — Als Livländer erreicht er nicht eine Entwicklung des historischen Sinns wie die besten

Seite

deutschen Zeitgenossen, der Freiherr vom Stein, Ernst Moritz Arndt u. a. S. 82. — In der Vergangenheit Livlands sieht er nur das Abstoßende. S. 82. — Im ganzen mehr den Standpunkt des 18. als des 19. Jahrhunderts im Geschichtlichen vertretend. S. 82. — Rennenkampff sucht überall das Lebensvolle und lehnt das antiquarisch Unlebendige ab. S. 83. — Reisen, um zu erleben und seinen Menschen zu bilden. S. 83. — Beispiele seiner Beobachtungen in Italien, die italienische Familie, Giuseppe Mancini, ein idealer italienischer Jünglingstypus, ein Gegenstück zu dem deutschen Fritz Holm. S. 83. — Kritik italienischer Mönchsreligion. S. 84. — Gesellschaft von Paris 1809 und Napoleon. S. 84. — Rennenkampffs Gabe der Charakteristik und Beweise auch in den Briefen aus dem Alter. S. 84. — Beziehung zur Kunst und Auffassung derselben und ihre göttliche Aufgabe. S. 85. — Seine Richtung, die Kunst aus den Tatsachen heraus zu studieren. S. 85. — Tischbeins Idyllen. S. 85. — Größe und Grenze der Landschaftsmalerei. S. 86. — Tischbeins Kunst in der Entwicklung deutschen Landschaftsgefühls. S. 86. — Verhältnis zur Poesie. S. 86. — Erlösende Macht in den Klängen der Musik. S. 86. — Kein dogmatisches Christentum, übrigens keine trockene Morallehre, Verständnis des Mythus und der Sage. S. 87. — Die göttlichen Führer der Menschheit als Vorbilder. S. 87. — Christus, das göttlichste Vorbild. S. 87. — Einheit der wahren Menschen in der Herzensreligion. S. 87. — Der indische Nahak und Mulhar darüber. S. 87. — Über das Göttliche in der Natur und der menschlichen Seele. S. 88. — Ahnung einer Zukunft der Philosophie auf Naturwissenschaft gegründet. S. 88. — Aussterben von Naturwesen und Blick auf höhere Entwicklungsstufen der Naturwesen und der Menschen. S. 88. — Rennenkampff läßt dem Besten des Menschlichen alle Gerechtigkeit widerfahren, aber die Wunder der Natur entzücken ihn und erheben ihn unausgesetzt. Die Idee der ewigen Fortdauer von naturwissenschaftlicher Grundlage aus erfüllt ihn. S. 89. — Glaube an die unbegrenzte Entwicklungsfähigkeit des Menschen. S. 89. — Das Kostbarste ist das für die Menschen aufopferungsvolle Herz. S. 89.

Blicke in die Welt Karolinens in der Zeit ihrer Vollendung 90

Gesamtwesen. S. 90. — Natursinn. S. 93. — Das Einzelne nie getrennt schauend. S. 93. — Die italienische, die römische, die neapolitanische Landschaft. S. 93. — Verhältnis zur deutschen Natur. S. 93. — Ottmachau, die Alpen, Gastein, Salzburg. S. 94. — Das Meer und seine Größe. S. 94. — Sehnsucht nach der heilenden Kraft des Wassers. S. 94. — Die Sterne. S. 95. — Karolinens Naturgefühl universal. S. 95. — Ihr Naturgefühl und die Wissenschaft. S. 95. — Alexander v. Humboldt und Karl Ritter. S. 95. — Die Geographie als Brücke zwischen Natur und Geschichte. S. 96. — Gefühl für große historische Stätten:

Seite

der Eskurial, die Alhambra, Rom, die Gräber an der Pyramide des Cestius. S. 96. — Die Erinnerungsstätten der Heimat. (Burgörner.) S. 96. — Gefühl für den ganzen Horizont der Geschichte. S. 97. — Die Weltgeschichte ist die Entwicklung der Menschheit. S. 97. — Größe der eigenen, erlebten Epoche und Vorgefühl der kommenden. S. 97. — Sympathie für die Sache der Griechen. S. 97. — Deutsche und preußische Gesinnung, Freude am Verkehr zwischen Stein und Humboldt. S. 98. — Teilnahme an der Persönlichkeit. S. 98. — Sinn für das Biographische, Lektüre nach dieser Richtung. S. 98. — Universales Interesse für Literatur: das Indische, das Deutsche. S. 99. — Schätzung der deutschen Sprache als der tiefsten. S. 99. — Sprachkenntnisse und Auffassung über deren Wert und Zweck. S. 99. — Sinn für das Poetische. Schätzung von Schiller und Goethe. S. 99. — Bedenken über Goethes Weltanschauung. S. 99. — Schätzung der Elegie, der Paria-Legende, der Helena. S. 100. — Freiheit des Gefühls und Urteils. S. 100. — Fouqués Undine. S. 100. — Ihre Gedichte und ihre dichterische Anlage. S. 100. — Schöpferisches Verständnis für die bildende Kunst. Auffassung des Kunstschönen als eines Göttlichen in der sinnlichen Welt. S. 100. — Freude an der Schönheit der menschlichen Gestalt. S. 101. — Kinderanmut und Schönheit. S. 101. — Der Sohn Wilhelm, die Töchter Adelheid, Gabriele, die Schwiegertochter Mathilde und ihr Wilhelm. S. 102. — Das höchste Können der Kunst und die Grenze der Landschaftsmalerei. S. 103. — Die Aufgabe des Künstlers als Vermittler zweier Welten. S. 103. — Verhältnis zu den Künstlern. S. 103. — Materielle und seelische Förderung. S. 104. — Anteil am Kunstleben Berlins, das besonders den Geist der Befreiungskriege repräsentiert. S. 104. — Anteil an den Schöpfungen Ludwigs I. für Bayern und München. S. 104. — Kunstwerke in der Umgebung und in dem Heim Karolinens. S. 105. — Der grüne Salon. S. 105. — „Erleben", nicht „Besehen" gilt für das Verhältnis zu den Kunstwerken. S. 105. — Ihre Lieblinge unter den Kunstwerken: die Athene von Velletri, die Niobiden, Eirene mit Plutos (München). Die gelagerten Frauen vom Parthenon-Giebel. S. 106. — Die Altdeutschen der Brüder Boisserée. S. 106. — Abendmahl aus der Giotto-Schule. S. 107. — Fiesole, Perugino und Francia in München. S. 107. — Michelangelo. S. 107. — Rafael, ihr Lieblingskünstler. S. 107. — Beschreibungen von Bildern Rafaels. S. 107. — Freude an den Kunstwerken ihrer Epoche. S. 108. — Thorwaldsen (Christus), Rauch (Königin Luise). S. 108. — Die Vollendung der Persönlichkeit fand sie im Sittlich-Religiösen. S. 108. — Mitleid für die Bedrängnis jedes Menschen. S. 109. — Nicht Glück, noch weniger Genuß das Ziel des Lebens, sondern so viel als möglich geben und so wenig als möglich in Anspruch nehmen. S. 109. — Ihr Handeln aus dem Urgefühl der Liebe und die Vollendung ihrer Weiblichkeit. S. 109. — Ihre Mütterlichkeit und mütterliche Religiosität. S. 109. — Ihr

Seite

Leben als Gemahlin, Mutter und Großmutter ist der Gipfel ihres Lebens und Wirkens. S. 110. — Tatsachen darüber. S. 110. — Ihre Kinder, die Trennung von Gabriele und ihr Tod. S. 111. — Ihre körperlichen Leiden und ihre Geduld. S. 111. — Ihr Heimgang und die Liebe, die sie umgibt. S. 111. — Wilhelm v. Humboldt und ihr Vermögen, Liebe zu erwecken, seit ihrem Tode. S. 112. — Deutschlands größte Frau. S. 112.

Briefe.

Karoline v. Humboldt an Alexander v. Rennenkampff.

1. Frankfurt a. M., 11. September 1819 115
2. Berlin, 27. November 1819 117
3. Berlin, 22. Januar 1820 119
4. Berlin, 8. April 1820 121
4a. Karlsbad, 21. Juni 1820 (an Frau v. Rennenkampff) 123
5. Teplitz, 22. Juli 1820 124
6. Tegel, 28. September 1820 126
7. Berlin, 28. November 1820 und 2. Dezember 1820 129
8. Berlin, 15. Februar 1821 131
9. Berlin, 1. Mai 1821 136
10. Ottmachau, 4. Juni 1821 138
11. Burgörner, 12. September 1821 141
12. Berlin, 8. Dezember 1821 144
13. Berlin, 13. Januar 1822 146
14. Berlin, 19. Januar 1822 147
15. Burgörner, 3. Juni 1822 und 4. Juni 1822 148
16. Berlin, 18. November 1822 und 19. November 1822 152
17. Berlin, 10. Februar 1823 157
18. Berlin, 19. April 1823 158
19. Berlin, 26. April 1823 160
20. Ottmachau, 13. Juli 1823 und 14. Juli 1823 160
21. Berlin, 15. Oktober 1823 164
22. Berlin, 3. Februar 1824 165
23. Berlin, 27. März 1824 und 29. März 1824 167
24. Tegel bei Berlin, 5. Oktober 1824 170
25. Berlin, 19. November 1824 und 20. November 1824 173
26. Berlin, 28. Januar 1825 und 5. Februar 1825 176
27. Tegel, 20. Mai 1825 178
28. Tegel, 10. Oktober 1825 und 13. Oktober 1825 178
29. Berlin, 12. November 1825 185
30. Berlin, 15. Februar 1826 186
31. Berlin, 9. März 1826 187
32. Gastein, 31. August 1826 188

Seite
33. Tegel, 9. Oktober 1826 190
34. Berlin, 18. November 1826 193
35. Berlin, 6. Februar 1827 194
36. Berlin, 27. März 1827 und 29. März 1827 196
37. Tegel, 25. Juni 1827 202
38. Tegel, 14. September (1827)[1] 206
Mit dem Briefe verbunden sind die Gedichte: Der Fall der Ache bei Gastein und Lend und: Die weiße Alpenrose, Edelweiß genannt.
39. Tegel, 15. Oktober 1827 210
40. Berlin, 5. Dezember 1827 und 11. Dezember 1827 211
41. Berlin, 28. Januar 1828 213
42. London, 12. Juli 1828 und 13. Juli 1828 216
43. Gastein, 31. August 1828 und 1. September 1828 218
44. Berlin, 24. Januar 1829 221
Karoline v. Humboldts Tod und Äußerungen über ihre Persönlichkeit . 222

Anhang.

Karoline v. Humboldt an die Brüder Riepenhausen.

45. Wien, 24. Mai 1811 (an Franz Riepenhausen) 226
46. Wien, 2. September 1811 (ohne Adresse) 227
47. Berlin, 17. November 1814 (ohne Adresse) 229
48. Ai bagni di Nocera, Palazzo nuovo, 9. Juli 1818 (Adresse: ai fratelli Riepenhausen) 232
49. Ai bagni di Nocera, 24. Juli 1818 (ai fratelli Riepenhausen) 233
50. Mailand, 10. Juli 1819 (an die Herren Gebrüder Riepenhausen) . . . 235

Karoline v. Humboldt an Dr. Christian Schlosser.

51. Wien, 23. Februar 1811 236

[1] Die Jahreszahl 1827 fehlt zwar, allein, da vom zweiten Aufenthalt in Gastein die Rede ist, muß der Brief in dieses Jahr fallen.

Vornehmlich benutzte literarische Werke.

Alten, Friedrich v.: Aus Tischbeins Leben und Briefwechsel. Leipzig 1872. Seemann.

Baisch, Otto: Johann Christian Reinhart und seine Kreise. Leipzig 1882. Seemann.

Bernhardi, Theodor v.: Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis. Bd. I. Leipzig 1893. Hirzel.

Biographie, Allgemeine deutsche: (Artikel in verschiedenen Bden.) Leipzig. Duncker & Humblot.

Bülow, Gabriele v.: Tochter Wilhelm von Humboldts, ein Lebensbild aus den Familienpapieren Wilhelm v. Humboldts und seiner Kinder, 1791—1887. 10. Auflage mit 8 Bildn. und Abb. Berlin 1902. E. S. Mittler & Sohn.

Distel, Theodor: Aus Wilhelm v. Humboldts letzten Lebensjahren. (Mit dem Bildnis der Frau v. Humboldt nach G. Schick.) Leipzig 1884. Barth.

Eggers, Friedrich, und Karl Eggers: Christian Daniel Rauch. 5 Bände. Berlin 1886. C. Duncker.

Fielitz, W.: Schiller und Lotte, 1788—1805. Stuttgart 1879. Cotta.

Förster, E.: Geschichte der deutschen Kunst. Leipzig 1863. T. O. Weigel.

Gebhardt, B.: Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann. 2 Bände. Stuttgart 1896. Cotta.

— Aus Wilhelm v. Humboldts Nachlaß. (Nord und Süd, Nummer vom April und Mai 1903.) Breslau. Schles. Verlags-Anstalt.

Geiger: Briefe von Therese Huber. (Neue freie Presse 1897, Nr. 11777 und 11783.) Wien. Expedition.

Goethe, J. W. v.: Werke. Berlin. Hempel.

— Werke (Briefe besonders.) Weimar. H. Böhlau.

Goethe-Gesellschaft: Schriften, besonders Bd. 17, Goethe und Österreich (auch über das Verhältnis zur Kaiserin von Österreich Maria Ludovica). Weimar. Verlag der Goethe-Gesellschaft.

Goethe-Jahrbuch, besonders Band 4, 16, 22. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt.

Harnack, Otto: Deutsches Kunstleben in Rom im Zeitalter der Klassik. Weimar 1896. Felber.

Haym, R.: Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1856. Gaertner.

Howitt, Margaret Friedrich: Overbeck. Sein Leben und Schaffen. Herausgegeben von Franz Binder. 2 Bde. Freiburg 1886. Herder.

Humboldt, Wilhelm v.: Briefe an eine Freundin. Leipzig 1883. Brockhaus.

— Briefe an Welcker, herausgegeben von Haym. Berlin 1859. Gaertner.

— Werke. 7 Bde. Stuttgart. Cotta.

— Karoline v.: Briefwechsel zwischen Karoline v. Humboldt, Rahel und Varnhagen, herausgegeben von A. Leitzmann. Weimar 1896. Böhlau.

— Neue Briefe (an Brinckmann, Schweighäuser und Welcker), Haym gewidmet, herausgegeben und erläutert von Albert Leitzmann. Halle 1901. Niemeyer.

— Briefe an den Grafen Schlabrendorf (in der Wochenschrift „Im Neuen Reich", herausgegeben von Wentzel 1878, S. 497 ff. u. 543 ff.).

Jansen, Günther: Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg 1903. Schulze.

Kekulé, Rhard.: Das Leben Friedrich Gottlieb Welckers. Leipzig 1880. Teubner.

Literaturzeitung, Allgemeine Jenaische: Programm derselben 1809. (Rafaels Gemälde in Spanien.) Halle. Schwetschke & Sohn.

Meisner, Heinrich: Briefe an Johanna Motherby. Von Wilhelm v. Humboldt und E. M. Arndt. Leipzig 1893. Brockhaus.

Mosapp, H.: Charlotte v. Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild. 1. Aufl. (jetzt in 2. Aufl. vorliegend). Heilbronn 1896. Kielmann.

Pertz, G. H.: Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. 6 Bde. Berlin 1854. G. Reimer.

Reber: Geschichte der neueren deutschen Kunst vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Wiener Ausstellung 1873. München 1879. Bassermann.

Rennenkampff, Alexander v.: Essai sur l'essence et l'histoire des arts plastiques pour servir d'instruction à un cours d'histoire des arts plastiques. St. Petersbourg 1813, dedié à son Excellence Madame la Baronesse de Humboldt née de Dacheroeden et à Monsieur le comte Gustave de Schlabrendorf.

— Wilhelm Tischbein, seine Bilder, seine Träume, seine Erinnerungen in dem herzoglichen Schlosse zu Oldenburg. Bremen 1822. Kaiser.

— Umrisse aus meinem Skizzenbuche. I. und II. Teil. Hannover 1828. Hahn.

— Am Morgen des 13. Juli 1853 in Oldenburg. Selbstgespräche. (Wohl als Manuskript gedruckt.)

Rosenberg: Thorwaldsen. (Künstlermonographien.) Bielefeld 1896. Velhagen & Klasing.

Sauer, Aug.: Frauenbilder aus der Blütezeit der deutschen Literatur. Leipzig 1885. Titze.

Schiller, Charlotte v., und ihre Freunde. 3 Bde., herausgegeben von Ludwig Urlichs. Stuttgart 1862. Cotta.

Schlegel, Fr. v.: Deutsches Museum, Bd. 2, 1812 (Beschreibung altdeutscher Gemälde-Fragmente aus einem Briefwechsel von Amalia v. Hellwig, geb. v. Imhoff) und Fortsetzung im Bd. 3, 1813. Leipzig. Weygand.

Schwartz, K.: Leben des Generals Karl v. Clausewitz und der Frau Marie v. Clausewitz, geb. Gräfin v. Brühl. Berlin 1878. Dümmler.

Spahn, M.: Philipp Veit. (Künstlermonographien.) Bielefeld 1901. Velhagen & Klasing.

Thiele, Just. Math.: Thorwaldsen, deutsche Ausgabe. 3 Bände. Leipzig 1852. Lorck.

Varnhagen, v.: Eine Galerie von Bildnissen Rahels aus der Umgebung und Briefwechsel. Leipzig 1836. Gebr. Reichenbach.

Wolzogen, Karoline v.: Literarischer Nachlaß derselben. 2 Bände. Leipzig 1848, 1849. Breitkopf & Härtel.

Einleitung.

„Ich habe so oft und tief gefühlt, wie im edelsten Sinne des Wortes deutsch Du bist, und wie sich in Dir klar und bestimmt zeichnet, was die Grundlage des Besten und Höchsten in unserm Denken und Empfinden ist. Ich kann gewiß mit Unparteilichkeit behaupten, daß sich nie vielleicht eine allgemeine Form in einem Einzelnen so rein und vollkommen ausgesprochen hat, als deutsche Weiblichkeit in Dir."

Wilhelm v. Humboldt an seine Frau 1810
(Gabriele v. Bülow, S. 63.)

„Mir war es oft ein Gegenstand des Nachdenkens, wie Sie es anfangen, daß alles, was Ihnen auf irgend eine Weise angehört, alsbald mit Ihnen zur Einheit, von Ihnen unzertrennlich wird, und dieses Erzeugnis der seltensten Bildung habe ich weder ergründet noch anderswo gefunden. Sie sind es gewissermaßen nicht allein, es ist ein ganzes, reicherfülltes, vielseitiges Lebensgebild, kein Haus, sondern ein Land, kein Baum, sondern ein Wald, kein Kunstwerk, sondern ein Zeitraum von Künstlern mit ihren Werken und Gesinnungen."

Varnhagen an Karoline v. Humboldt.
Prag, 22. Juni 1812. (Leitzmann 1896, S. 51.)

„Du bist gesegnet: fühl ihn! den Segen. Angenehm vor Menschen zu sein, vor Gott! das Herzensgepräge im Äußern zu tragen. Fühl es."

Rahel an Karoline v. Humboldt.
Prag, 15. September 1813. (Leitzmann 1896, S. 102.)

Die größte und edelste Epoche, welche die deutsche Volksseele bisher gehabt hat, ist nach allen meinen Eindrücken die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert, die in den Klassikern, Musikern, Künstlern, Gelehrten und weiter in den Männern des politischen, des militärischen und des geistigen Handelns während der Befreiungszeit hauptsächlich zur Erscheinung kommt.[1])

Will man mit allem Ernst in die Seelengeschichte dieses erhabenen Zeitalters eindringen, so wird die Beobachtung immer aufs neue in den Bereich der deutschen Gesellschaft, der deutschen Familie und der deutschen Frau hineingezogen. Die entdeckende Arbeit hat hier äußerlich nach allem, was bereits erschlossen worden ist, noch ein ausnehmend reiches Feld der Betätigung; denn noch ist es hier möglich, die Materialien in einem weiten Umfang zu vermehren; eine wichtige Arbeit, deren Fruchtbarkeit sich aber besonders dadurch wird steigern lassen, daß man nicht nur den Stoff durch immer neue Beiträge vermehrt, sondern daß man auch unausgesetzt die innere Durchdringung desselben zu befördern bemüht ist; denn nichts wird die Ausbreitung des Stoffes an Briefen und Erinnerungen mehr rechtfertigen und ermuntern, als die fortgesetzten Versuche, in ihre Bedeutung mehr und mehr einzudringen. Die Grundrichtungen der Zeit werden auf diese Weise deutlicher herausgehoben, und der geheimnisvolle Wechselbezug zwischen den Menschen, die das Zeitalter bestimmten, und dem Zeitalter, das die Menschen bildete, wird so in immer hellere Beleuchtung gerückt.

[1]) Unter den Männern des geistigen Handelns oder der geistigen Tat begreife ich vornehmlich E. M. Arndt, Fichte und Schleiermacher, bei den Männern des politischen und militärischen Handelns denke ich hauptsächlich an den Freiherrn vom Stein und Humboldt einerseits und an Scharnhorst und Gneisenau anderseits.

Die Familie Humboldt.

Unter den Familien des Zeitalters, deren Lebenswege, Gesellschaftskreis und Persönlichkeiten in dem edelsten Zeitraum deutschen Volkslebens hervorragen, ist die der Humboldt eine von wahrhaft vorbildlicher Stellung. In den ebenbürtigen Persönlichkeiten von Wilhelm und Karoline v. Humboldt, in denen diese Familiengeschichte ihre Krönung erreicht, ist ein unvergleichlicher Schatz für die Nation aufbewahrt. Alles Große des deutschen Wesens tut sich da dem Blicke auf, und wer einmal in diese Region eingedrungen ist, wird nie mehr aufgeben wollen, in ihr sich heimischer zu machen. Ursprüngliche Natur und Bildung durchdringen sich hier zu einem Neuen und Höheren, das Universalität, Großheit und Harmonie in sich vereinigt. Das äußere und das innere Leben ist bei beiden von einem Reichtum, ja einer Unerschöpflichkeit, die einander entsprechen. Wilhelm und Karoline v. Humboldt spiegeln das Ringen und die Größe der seelenvollsten Epoche des Deutschtums wieder; ja mehr noch, sie sind selbst Schöpferkräfte an dieser Größe.

Aber auch noch andere Angehörige der Familie stehen bedeutsam in ihrer Zeit. Neben Wilhelm, für das Reich der Natur ihn an Universalität ergänzend, tritt uns Alexander entgegen. Aber auch die jüngere Generation der Familie, wie sie durch das schöne Buch über Gabriele v. Bülow bekannt geworden ist, bietet reiche Förderung, um in die Seelengeschichte des deutschen Volkes nach den Befreiungskriegen sich einzuleben. Wilhelm v. Humboldt nun hat in dem ausgezeichneten Werke von Rudolf Haym schon eine eingehende Behandlung erfahren, und seitdem ist durch Gebhardts Werk eine wichtige Ergänzung für den Staatsmann Humboldt dargeboten worden; aber auch für das Größte an ihm, seine Persönlichkeit, sind inzwischen wieder neue Materialien erschlossen worden, und mit Spannung sieht man namentlich der vollständigen Ausgabe der Sonette entgegen, welche die Sammlung der Werke Humboldts bringen wird, wie die Akademie in Berlin sie vorbereitet.[1]) Auch für Frau v. Humboldt ist gerade

[1]) Albert Leitzmann, dem wir die Herausgabe sehr wertvoller Briefe von Karoline v. Humboldt verdanken, hat im Schlosse Tegel eine Folge von bisher unbekannten Sonetten Wilhelms v. Humboldt entdeckt. Er ist einer der Mitarbeiter der so not-

in den letzten Jahren bedeutendes Material veröffentlicht worden; allein noch fehlt eine Gesamtcharakteristik von diesem Grunde aus. Indem sich mir nun der Stoff zu einer solchen durch neue Briefe, die in diesem Buche mitgeteilt werden, beträchtlich erweiterte, drängte es mich, den Versuch eines Lebensbildes zu machen. Das Material ist allerdings noch lückenhaft genug; aber doch ist es schon reich und kostbar. Es ist äußerlich genommen, in nicht wenigen Büchern zerstreut, und das erschwert die rechte Würdigung dieser unvergleichlich großen Frau. Eine solche aber zu erleichtern, halte ich für eine wichtige Aufgabe. Denn wenn wir noch sehr großes zu tun haben, um unsere herrlichen Männer in dem Bewußtsein der Nation zum wirksamen Leben zu rufen, so ist gar für die Darstellung der deutschen Frauenwelt das meiste überhaupt erst zu beginnen. Schon der Stoff bedarf hier noch großer Erweiterung, noch mehr aber die Verarbeitung zu Charakteristiken, die die Persönlichkeiten im Zusammenhang mit der Familie, der Gesellschaft und dem Volkstum zur Erscheinung bringen.

Karoline v. Humboldt.

Gesamtwesen.

Die Persönlichkeit Karolinens umfaßt das Weibliche in großer, harmonischer und universaler Ausbildung. Die Grundkräfte des Menschlichen im höheren Sinne: Verstand, Phantasie und Sittlichkeit, arbeiten in ihr und betätigen sich schöpferisch in einer Weise, die gerade der Eigentümlichkeit der weiblichen Seele entspricht. Während nämlich der schöpferisch angelegte Mann entweder unter Führung des Verstandes zu wissenschaftlichen Leistungen vordringt, oder von der Phantasie her zu künstlerischen Schöpfungen sich erhebt, oder endlich das Reich des Sittlichen durch neue Ideen erleuchtet, während er also erst aus solchen Leistungen heraus die Wirksamkeit seiner Persönlichkeit zu erreichen angewiesen ist, hat die Frau gemäß ihrer Seeleneigenart die Möglichkeit, ohne solche Leistungen in der Wissen-

---

wendigen neuen Ausgabe der Werke Humboldts, die gewiß auch sonst viel Neues bringen wird. Eben jetzt liegen die zwei ersten Stücke dieser Ausgabe vor. Bd. I und X nämlich, die Jugendarbeiten und politische Denkschriften enthaltend.

schaft, der Kunst oder der Ethik ihre Produktivität im Bereiche des Wahren, Schönen und Guten zu betätigen. Unmittelbarer als bei dem Manne geht bei der Frau das, was ihren Verstand erhellt, ihren Geschmack veredelt und ihre Sittlichkeit fördert, in das Gesamte der Seele über, in das, was wir die wirksame Persönlichkeit nennen dürften. So sind bei Wilhelm v. Humboldt, wie sehr auch bei ihm eigentlich alles in der Persönlichkeit sich zusammenfaßt, wissenschaftliche Hervorbringungen, dazu auch künstlerische und endlich staatsmännische Leistungen aus sittlichem Geiste entsprungen, die Vermittelung zwischen der Anlage seiner Persönlichkeit und ihrer Verwirklichung. In sehr verschiedener Weise arbeitet und vollendet sich dagegen die Seele der universal angelegten Frau. Wissenschaft, Kunst und Sittlichkeit formen sie und werden unmittelbar wirksame Kräfte, um die Macht und Bildung ihrer Persönlichkeit zu entfalten.

So ist es bei Karoline. Verstand, Phantasie und Sittlichkeit verbinden sich harmonisch in ihrer Persönlichkeit in solcher Art, daß sie im Kreise ihrer Familie, unter den Freunden und in der Gesellschaft lebendig zu wirken vermag. Ihre Macht zeigt sich am meisten darin, daß sie in den Menschen, mit denen sie zu tun hat, das Leben, das eigentlich Menschliche, aufweckt und fördert. Diese erzieherische Wirkung ihrer Persönlichkeit erweist sich besonders bedeutsam an produktiv angelegten Menschen, daher sie vornehmlich sich geeignet zeigt, Künstler anzuregen. Aber in außergewöhnlicher Weise hat sich diese Fähigkeit auch betätigt in der großen Zeit der patriotischen Erhebung Preußens gegen Napoleon.

Diese Verbindung des nationalen Gefühles mit dem kosmopolitischen Sinn der Humanitätsbildung des 18. Jahrhunderts in solcher Weise zu vollziehen, daß beide Richtungen einander beförderten, statt sich zu beeinträchtigen, haben aber nur wenige zeitgenössische Frauen in so glücklicher Weise erreicht wie Karoline. Und doch hat sie das Individualistische der Richtung auf Humanitätsbildung durchaus mit dieser nationalen Gesinnung festzuhalten verstanden, obwohl sie freilich das Individuelle als Zufälliges und Sonderbares in weit höherem Maße als etwa Rahel oder gar Bettina v. Arnim von sich abstreifte.

Für das Gesagte wird die folgende Charakteristik Beleuchtung aus den Tatsachen hinreichend darbieten. Fragt man aber, wo diese Ver-

einigung des Kosmopolitischen, Individuellen und Patriotischen bei den Männern ihres Zeitalters sich findet, so wird man alsbald feststellen können, daß darin eigentlich nur Wilhelm v. Humboldt eine ähnliche Stufe errungen hat.

Die Kraft, welche in dieser universal angelegten Frau entscheidend waltet, ist die Liebe.

Auch das Männliche vollendet sich ja endlich nur von der Kraft der Liebe aus, die das ganze Dasein adelt und durchlichtet. Inwiefern die Liebe die tiefste Gewalt des Lebens geheißen werden darf, das hat vielleicht am einfachsten und faßlichsten Goethe ausgesprochen in dem großen Wort: „Willst du tuen recht, immerdar und mit Lust, so hege wahre Lieb' in Sinn und Brust." In dieser Art also darf die Liebe die Krönung auch der männlichen Existenz und ihre Weihe geheißen werden. Aber die Liebe als Ewig-Männliches, wie man sagen könnte, ist doch geheimnisvoll unterschieden von der Liebe in der Form des Ewig-Weiblichen, wie Goethe dieses Urphänomen, um das es sich dabei handelt, im 2. Teile des Faust bezeichnet hat.

Man kann sagen, wo man auch das Leben und die Äußerungen Karolinens beobachtet und zu verstehen bemüht ist, begegnet uns die Liebe in dem bezeichneten Sinne als die bestimmende Kraft ihrer Persönlichkeit, und zwar in ganz schlichter und einfacher Weise kommt uns das immer wieder zum Bewußtsein; aus Schmerz und Freude, in Lauten des Erschreckens über das elementar Mächtige, das wie dämonisch in ihr waltet, und des Jubels über das Himmlische, das in ihr sich bekundet, in so verschiedenen Tönen, immer aber bestimmt und klar klingt es uns entgegen.

Niemand hat ihr Wesen tiefer verstanden und entzückender von ihm gesprochen als ihr Gemahl, der gerade durch sie emporgeleitet wurde, die Vollendung seiner Persönlichkeit zu erreichen. Dann aber hat sie selbst auch hellsichtig des öfteren über ihr Wesen sich geäußert. Denn in ihr ist, wie in jeder echten Genialität, das Unenthüllte des Geheimnisses in voller Gewalt, aber zugleich auch ist in ihr eine große Klarheit und Deutlichkeit über sich selbst, freilich nicht immer gleich wirksam und wieder auch zunehmend mit dem Fortgang der Reife des Lebens.

Wilhelm v. Humboldt schrieb ihr im Jahre 1810: „Ich habe so oft und tief gefühlt, wie im edelsten Sinne des Wortes deutsch Du

bist und wie sich in Dir klar und bestimmt zeichnet, was die Grundlage des Besten und Höchsten in unserm Denken und Empfinden ist. Ich kann gewiß mit Unparteilichkeit behaupten, daß sich nie vielleicht eine allgemeine Form in einem Einzelnen so rein und vollkommen ausgesprochen hat, als deutsche Weiblichkeit in Dir." [1]) — In den erhabenen Briefen an die geliebte Tochter, die von den Wonnen und Schmerzen des Schauens der heimgegangenen Frau, der Verklärten, durchbebt sind, spricht er davon zu ihr, wie das Göttliche die Mutter so sehr ausgezeichnet habe, der höchste und freieste Aufschwung der inneren Empfindung, dazu die höchste Einfachheit und Natürlichkeit da, wo der Mensch die Außenwelt braucht. „Alles", sagt er weiter, „entsprang ihr aus dem Gefühl, weil sie immer und mit der ganzen Fülle ihres Wesens ihren Gegenstand ergriff." [2])

Sie selbst aber schrieb nach einem Herzenserlebnis, das ihr das Unergründliche ihrer Existenz zuckend erhellt hatte: „Der Punkt des inneren Zusammenhalts bleibt immer die Liebe — sie allein gestaltet unser Wesen, und selbst wenn jede ihrer Täuschungen zerronnen ist, ist sie es noch, die den Takt des Lebens harmonisch erhält." [3])

Nach vielen Jahren aber, dem Tode nahe, in schweren körperlichen Leiden und grenzenlosen seelischen Schmerzen über die Trennung von Gabriele, wünscht sie dem Kinde des geliebten Freundes Alexander v. Rennenkampff, das ihren Namen trägt, als Höchstes, was sie weiß: ihr Liebesvermögen, nur in himmlischer Reinheit und ohne irdische Trübungen. [4])

Karolinens Liebesvermögen.

Das Phänomen dieses Liebesvermögens ist in der Tat erstaunlich über alle Maßen; denn so wüßte ich nicht, daß man es außerhalb der Poesie in solcher umfassenden Macht, Hoheit und Reinheit und in solcher Veredlung unmittelbar in den Lebensäußerungen einer Frau

[1]) Gabriele v. Bülow, S. 63. 1. Aufl. Jetzt liegt der 10. Abdruck dieses unschätzbaren Buches vor, verschönt durch einige neue illustrative Beigaben.

[2]) Gabriele v. Bülow (In späteren Anmerkungen abgekürzt: G. B.), S. 282.

[3]) An Rahel, Paris, 25. März 1798. (A. Leitzmann, Briefwechsel zwischen Karoline v. Humboldt, Rahel und Varnhagen, 1896, S. 18.)

[4]) Vergl. Brief Nr. 43.

zu beobachten vermöchte. Nur bei der Rahel finde ich ein Analoges. „Wie mannigfach", schreibt Karoline einmal dem Freunde Alexander, „sind die Bande der Liebe, und wie hat man doch ein ganzes, ein ungeteiltes Herz für jedes."[1]) Ja, der Ausbreitung ihres Liebesvermögens entspricht die Tiefe und Innigkeit desselben. Varnhagen hat einmal aus einem besonders lichten Momente heraus wie seherisch davon gesprochen. Es sei ihm, sagte er etwa, schon oft ein Gegenstand des Nachdenkens gewesen, wie sie es anfange, daß alles, was ihr auf irgend eine Weise angehöre, alsbald mit ihr zur Einheit werde und unzertrennlich von ihr; nie habe er das noch sonstwo gefunden. „Sie sind es", fährt er fort, „gewissermaßen nicht allein, es ist ein ganzes, reicherfülltes, vielseitiges Lebensgebild, kein Haus, sondern ein Land, kein Baum, sondern Wald, kein Kunstwerk, sondern ein Zeitraum von Künstlern mit ihren Werken und Gesinnungen."[2])

Schaut man durch die Tatsachen ihres Lebens, so findet man, daß sie alles Liebenswerte mit Treue, Wärme und Innigkeit umfaßt. In alle Natur, in alle Vergangenheit und in die Ahnungen der Zukunft hinein ragt ihr Liebesvermögen. Und welch ein Kreis von Liebe ist es, der sie unter den Lebenden umfängt! In allen Formen und Gestalten liebt sie groß und stark, und sie äußert ihre Liebe mit freier Größe und Unbefangenheit.

Wie kommt sie als Gattin uns entgegen in einer Fülle von Liebe und Treue und endlich mit der höchsten Gewalt, die einer solchen irgend denkbar ist: als Verklärte macht sie den Zurückgebliebenen der Fortdauer des durch und in Liebe gestalteten Lebens gewiß. Hier ist noch Höheres, als Dante erleben konnte, so universell seine Seele das Ewige in der Frau erahnte.

Denken wir dann an die Mutter. Bilder von unnennbarem Reize tauchen da zahlreich auf — eine mater dolorosa und amorosa im herzbewegenden Sinne.

Unendliche Freuden hat sie an den Kindern und unermeßliche Schmerzen. Größte Natürlichkeit und Einfachheit aber ist in der Art, wie sie sie trägt. Das Glück der Kinder sucht sie, aber das wahrste,

---

[1]) Vergl. Brief Nr. 21. (15. Okt. 1823.)

[2]) An Karoline, 22. Juni 1812. Bei Leitzmann, S. 51.

das sich denken läßt. Sie sollen ihre gottgewollte Bestimmung in Liebe und Arbeit finden. Leben sollen sie ein gutes Leben aus der Deutschheit für die Deutschheit. [1])

Wie weiß sie das Glück der Mutter auszusprechen, wie aber auch die unergründlichen Schmerzen einer solchen. „Wirklich", schreibt sie am Anfang des Jahres 1806, „darf ich ohne Stolz sagen, daß es nicht möglich ist, eine schönere Familie zu sehen. Wenn Gott sie mir erhält, was mein Morgen- und Abendgebet ist, so bin ich glücklich." [2])

Wie oft gibt sie entzückende Charakteristiken der Kinder in ihren Briefen; aber wie bricht dann der Schmerz in tausend Flammen aus ihrer Seele, damals als in dem neunjährigen Wilhelm das Wunder, die Schönheit und die Wonne der Familie entrissen wurde. Damals schrieb sie an Charlotte v. Schiller ihren herzergreifendsten Brief, den ich unter ihren vielen ergreifenden gefunden habe. Man darf weiterhin geradezu sagen, sie ist nicht bloß an körperlicher Krankheit gestorben, sondern auch an dem Seelenweh, das ihr das Herz zerriß, seit sie die seelentiefe Gabriele in London zurücklassen mußte. „Trennung ist doch Tod!" hat sie damals ausgerufen, sie, die doch die Kraft besaß, mit ihrem Liebesvermögen so viel von der Trennung aufzuheben.

Diese Mutter und Gattin aber hat eine Fähigkeit, ja Leidenschaft zur Freundschaft, die uns wieder nur bei Rahel in analoger Größe entgegentritt. Auch hier ist die Fähigkeit ihres Mitlebens eine durchaus außergewöhnliche, dazu eine Treue des Festhaltens, eine Unbefangenheit und Toleranz, die über die Schranken des Alters, des Standes, der Konfession sich frei erhebt. Auch dafür ist in den Briefen eine Fülle von Zeugnissen gegeben, ja der bisher unbekannte Briefwechsel mit dem Freunde Alexander v. Rennenkampff ist von Anfang bis zum Ende ein Zeugnis dieser Fähigkeit und der Größe ihrer Fähigkeit, einen einmal geliebten Freund auch in der Ferne als Freund festzuhalten und wie ein Schutzgeist über seinem ganzen Sein und Leben zumal in dem Kreise seiner Lieben, der Gattin, der Mutter, der Kinder zu schweben.

Nicht minder groß zeigt sich die Liebesfähigkeit der hohen Frau gegenüber allem Großen in der Poesie, in der Kunst, in dem Vaterland, in der Menschheit. Einiges davon zu erwähnen wird noch unten

[1]) G. B., S. 81. — [2]) Ebenda S. 57.

Gelegenheit sein; aber daran erinnere ich schon hier, wie sie den Kampf der Befreiung miterlebt hat. Sie hat die Kämpfer begleitet, nicht bloß die teuren Kinder, alle hat sie begleitet, und in den Lüften hat sie die Seufzer der Fallenden zu hören geglaubt. Welche Liebe flammt in ihr für ihr Vaterland, ihr Preußen, ihr Deutschland!

Ihrem Liebesvermögen entspricht ihr Liebesverlangen, und es ist das erhabene Glück und die Weihe dieses großen Lebens, daß dieses von der Vorsehung eine Erfüllung fand, wie sie nur wenigen in aller Zeit zuteil geworden ist. Sie sagt selbst einmal von sich, niemand brauche so viel Liebe wie sie und so wenig von dem, was gewöhnlich dafür passiere.[1])

Karolinens Auffassung von der Liebe und der Bestimmung der Frau.

Die Bestimmung der Frau faßte sich ihr in eins zusammen: in der Liebe, und die Liebe selbst war ihr die Ausströmung der göttlichen Urkraft. Sie fand, daß das Glück der Frau mit ihrer Bestimmung innigst zusammenhänge und daß darum auch die Frau, die gemäß ihrem Wesen leben, lieben und leiden dürfe, beglückter zu heißen sei als der Mann.

Schon in ihrer holden Jugend, in dem Beginn ihrer großen Verbindung mit Humboldt bemerkte sie, daß er als Mann mehr als sie nach außen gezogen werde, hingegen sie als Frau den Vorzug habe, mehr den Gestalten des Herzens leben zu dürfen. Die Männer können demgemäß auch nicht so ganz in der Liebe aufgehen wie die Frauen; sie findet darin eine Naturbestimmung, welche die Frau erkennen muß, um das Verhalten auch der besten unter ihnen nicht mißzuverstehen. Dies gibt die hellsichtige Braut der jugendlichen Freundin und Verlobten Schillers, Charlotte, zu bedenken.[2]) „Das Frauenleben", sagt sie später in der großen Zeit der nahenden Entscheidung gegen Napoleon, „hat das Schöne und Beruhigende, daß es näher der Natur ist";[3]) und immer ist sie dabei geblieben. Sie bezieht das auf den

[1]) An Varnhagen, 16. Februar 1813.

[2]) Vergl. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde, 2. Bd., 1862. Brief 15. April 1790 und 30. Nov. 1789.

[3]) An Varnhagen, S. 54.

Beruf der Gattin, der Mutter zumal, und auf die Tiefen von Mutterglück und Mutterschmerz, von denen sie oftmals mit herzbewegenden Worten spricht, sie bezieht das aber auch auf die stillen Beschäftigungen der Frau, die das Innenleben ungestört fortgehen lassen. Oft gibt sie dem Sinnen, das sie überkommen am Krankenbett eines geliebten Wesens oder auch an der Wiege eines Kindes oder bei der Arbeit des Strickens oder wieder des Lesens, Ausdruck. Vieles davon ist gerade auch in den Briefen an Rennenkampff. Der Mann, sagt sie einmal in einem Brief an die Tochter Adelheid, sorgt für die äußeren Verhältnisse gemäß einer ewigen Ordnung der Natur. „Uns Frauen hat sie näher an ihrem Busen, inniger umfangen von ihren heiligen Mutterarmen gehalten; sie hat mehr für unser Glück als für das des männlichen Geschlechts getan, weil sie das ganze Rätsel des Lebens und seinen Aufschluß in das eine einzige Gefühl gelegt hat." [1])

Übrigens verkennt sie dabei keineswegs die Grenze der Frau; es hat sogar eine Zeit gegeben, wo sie gewünscht hätte, ein Mann zu sein; das war freilich nur einmal, in jenen größten, erhabensten Tagen, als die preußische und deutsche Erhebung zur Befreiung emporwogte. Damals hat sie ausgerufen:

„O, daß ich den Beginn dieses Sieges mit meinem Herzblut erkaufen könnte!" und weiter: „Die Natur hat es wunderbar im Weibe gemacht — so beschränkte Kräfte und so unbeschränkte Wünsche!" [2])

Die Innerlichkeit des Frauenwesens, ihr Sehnen und Lieben ist der Adel ihrer Anlage, und diese preist sie und nimmt sie als schönstes Vorrecht der Frau in Anspruch, als Vorrecht, weil es ein gottbestimmter Beruf ist. Wie sie nun diesen in reicher Weise betätigt, so spricht sie zugleich hinreißend schön von ihm.

„Es ist den Frauen erlaubt, mehr als den Männern, bloß in der Zauberwelt ihrer Empfindung und ihrer Sehnsucht zu leben und die Wirklichkeit und Gegenwart wie ein Schattengebild an sich vorübergehen zu lassen, und auf andere Art berühren mich auch die anderen Umgebungen außer meinem häuslichen Kreise, in dem ich sehr glücklich und sehr tätig lebe, nicht, und mein Blick bleibt einer heiligen Vergangenheit zugewendet, aus der ich denn doch wohl noch hoffe, Zukunft zu bilden." [3])

[1]) G. B., S. 113. — [2]) Ebenda S. 81.

[3]) Vergl. Brief Nr. 51 an Dr. Christian Schlosser, 23. Februar 1811.

Die inneren Gewalten, die das Leben als eigentliches Frauenleben beherrschen, Sehnsucht und Lieben, sind ihr göttlichen Ursprungs. Diese göttliche Kraft, die aber überhaupt als die höchste dem Menschen auf die Wege des Lebens gegeben ist, die wird nach ihrer Überzeugung ihn einst auch zurückleiten zu ihm, der solcher Liebe heiliger Urquell ist, und sie führt dann die Verse an:[1] „Man geht aus Nacht in Sonne, man geht aus Schmerz in Wonne, aus Tod in Leben ein." In jeder höchsten Freude und in jedem höchsten Schmerze drängt sich ihr immer aufs neue auf, daß zuletzt alles abfällt und nur die Liebe bleibt. Gerade in den großen Leiden, den körperlichen und seelischen, ihrer letzten Jahre durchdrang sie dieses Erlebnis. Alles fällt ab in den Tagen des Schmerzes, aber die Liebe bleibt, und die irdische verklärt sich bis zur ewigen. Da wird sie sich denn über die schmerzlich erlösende Wahrheit klar, daß das Glück nicht der Zweck sein kann, der aus den menschlichen Verhältnissen hervorgeht. „Aber", so fragt sie, „aufnehmen in sich die mannigfaltigste Gestaltung des Daseins und es in tiefster Brust verarbeiten, so viel geben als man vermag, so wenig wie möglich verlangen, — sollte das nicht zuletzt des Menschen Bestimmung sein und vor allem die unseres Geschlechts?"[2] Erkämpft also muß die Liebe werden, die als des Lebens höchster „Dauerstern" sich bewähren soll. Und in der Tat, nach ihr war ihre Sehnsucht stärker und stärker gerichtet, je älter sie wurde; aber auch die Kraft wurde in ihr immer größer, die Bahn zu halten, die dieser Stern wies. „Es gibt nur eine Liebe, eine nur, die nicht dem irdischen Leben Schmerzen und Entsagung bringt. O, möge mein Herz sie immer glühender umfassen!"[3] So schrieb sie dem Herzensfreunde, dem sie alles sagen durfte. Als der einmal das schmerzliche Gefühl des Losreißens der Kinder von den Eltern berührt und gefragt hatte, wie man das überlebe, da erwiderte sie groß und erhaben: „Darum, weil die Liebe größer ist als die Lust am eigenen Genuß, weil es für die Liebe keinen anderen Genuß gibt als den, das Geliebte glücklich und befriedigt und erfüllt im innersten Gemüt zu sehen."[4]

[1]) G. B., S. 221. — [2]) Vergl. Brief Nr. 7. (28. Nov. 1820.)
[3]) Vergl. Brief Nr. 7. (28. Nov. 1820.) — [4]) Ebenda Nr. 24. (19. Nov. 1824.)

Weltanschauung.

Daß sich von solchem Grunde eigentlich die Weltanschauung wie aus der inneren Einheit heraus immer neu und immer geschlossener bilden muß, ist ebenso klar wie die Beschaffenheit derselben. Karoline faßt denn auch das Leben ganz gemäß dem Licht, das in ihm alles bestimmt und erhellt, als ein Geheimnis, und sie ist von der Forderung durchdrungen, daß es gilt, aus diesem Geheimnis heraus zu leben; von da allen Sinn erwartend, von da aus alle Fähigkeit erhoffend, die Widersprüche zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen außen und innen, zwischen Physischem und Psychischem und wie sie sonst heißen mögen, zu ertragen und selbst zu überwinden. Ein Leben, strömend aus der Höhe und Tiefe der Menschennatur — das ist die Natürlichkeit, die Karoline in ihrem Leben sich sucht und durch alles hindurch zu erhalten und zu steigern weiß. Bei einem außerordentlich großen Reichtum und Wechsel ihres äußeren Lebens und Wirkens, bei einer Fülle der äußeren Eindrücke wogt dieses Leben doch mit einer harmonischen Einheitlichkeit einem größer und größer empfundenen und geahnten Ziele entgegen. Sie selbst hat auf der Höhe des Lebens erhabene Gefühle davon, wie zuletzt alles Einzelne, das wir einigermaßen wesentlich erfassen, sich einer Einheit einfügt. In dem herrlichen Gedichte „Sorrent" erhebt sie sich dazu, das Leben in der unermeßlichen Schöpfung so zu schauen, daß der Tod selbst nur als eine Erscheinung in diesem ewigbewegten Lebensprozeß sich darstellt. „Nirgend, nirgend sind der Schöpfung Grenzen, — nirgend, nirgend ist ein Grab!" In dieser Lebensbewegung ist die Liebe die höchste Kraft. „Was in Liebe war verbunden, treu in Liebe ward erfunden, findet sich im Weltenall." [1]) Mit solchem Blick schaute sie in die Natur, und diese ließ ihr solche Antwort zurückschallen. Aber mit gleich großem Blick sah sie auch in das Dasein des Menschenlebens. Sie hatte die Fähigkeit, die Gegenwart im Sinne des Bleibenden zu leben und so über sie hinaus zugleich Vergangenheit und Zukunft als den wahren Lebenshorizont festzuhalten. „Mein Herz", schrieb sie 1803, „ist der Zukunft zugewandt und doch lebe ich unaussprechlich in der Gegenwart." [2])

[1]) Das Gedicht bei Pertz, Das Leben des Freiherrn vom Stein, Bd. 6, S. 697.

[2]) Vergl. A. Leitzmann, Neue Briefe von Karoline v. Humboldt; an Schweighäuser, 1901, S. 49.

Im Jahre 1813 aber forderte und erreichte sie die Erhebung über das bloß Gegenwärtige. „Man trägt", sagt sie ihrem Humboldt, „in das Gefühl des Lebens keine Einheit, wenn man die Gegenwart nicht schon sozusagen als gewaltige Geschichte betrachtet, so sehr auch die Schmerzen des Herzens dem widersprechen." [1])

Auf der Höhe ihrer Entfaltung dann, als sie das letzte Mal in Rom leben konnte, preist sie die ewige Stadt gerade deshalb, weil sie so mächtig hinausträgt über das bloß Vorübergehende des Tagesdaseins. „Wenn man dem Tage nicht mehr angehört, dann verschwinden die tausend Mangelhaftigkeiten des Lebens, des Tages, die gerade in Rom so arg sind; wenn das innere Leben aufgeht in dem Ewigen, das alles, was da ist, umschließt und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in sich begreift, dann kann man nirgends reicher leben und enden als hier." [2]) Solche Betrachtungsweise wendet sich in ihr unwillkürlich auf das eigene Leben. Sie fühlt mit Ergriffenheit, wie ihre Entfaltung und ihr Dasein sich ausbreitet und wie ein Geheimnis von seinem Ausgangspunkte bis zu seinem schon geahnten Ziele waltet. Alles Getrennte verbindet sich doch, und sie schaut ihr Leben als einen Strom, den man weithin in seinen Windungen verfolgt. [3])

Bei einem so großen Gesamtgefühl ist es denn verständlich genug, daß sie überall die bleibenden, die göttlichen Kräfte im Dasein ahnt, auffaßt und an ihrem Walten um sie und in ihr einen stets steigenden Anteil gewinnt. Das Schöne, das Wahre, das Gute begeistert ihre Seele, und diese Göttlichkeiten des Lebens sind bei ihr Elemente einer fortwährenden Freude und Wehmut und einer durchaus religiösen Ehrfurcht. „Von dem Glauben", so schreibt sie aus großer Zeit, „soll mich nichts trennen, daß nur das Gute siegt, und daß kein schönes und reines Gefühl in dem Menschen, der es ernst mit sich meint und Eitelkeit und Selbstsucht in sich niederkämpft, verloren geht." [4]) Wer mit solcher Kraft und Begeisterung die Ideale umfaßt, das Vergängliche und Unvergängliche zu scheiden weiß, wer eine so mächtige Anlage in sich trägt zu höchsten Freuden und Schmerzen, dem wird alle Welt-

[1]) G. B., S. 82. — [2]) Ebenda S. 149.

[3]) Neue Briefe, A. Leitzmann S. 76. Karoline an Welcker, 17. Okt. 1815. Eine wundervolle Stelle.

[4]) G. B., S. 82.

anschauung notwendig enden und gipfeln im Religiösen. So ist es bei Karoline, deren innere Welt in der Zeit ihrer Reife immer neu ihr Ziel findet in der Liebe der ewigen unerforschlichen Güte. Diese gibt ihr Geduld in den tiefen Leiden ihres Lebens, und sie erfährt in aller Pein der Krankheit immer wieder die Tröstung aus einer höheren Welt. Von da kommt ihr die hohe Fassung und Ergebung.

„Immer getrost, das Leben schreitet zum ewigen Leben hin!" ruft sie dem teuren Freunde Alexander zu. Sie erfährt früh und erringt sich dann nach und nach eine steigende Gewißheit von dem Unvergänglichen der ernst aus Pflicht und Liebe ringenden Seele. Schon in dem Aufgang ihres Lebens hatte sie darüber Gefühle, die allen Zweifel zu lösen schienen. „Auf der lichten Höhe der Empfindung", sagt sie in einem Briefe aus der Brautzeit, der Humboldt noch nach ihrem Tode aufs tiefste bewegte, „begegnet die Wahrheit dem suchenden Blick und zerreißt die verhüllenden Schleier." [1]) Also, das ist der Sinn ihrer Äußerung, — es zerstreuen sich die Zweifel über uns und über unsere Existenz.

So überwand sie auch immer wieder die Schmerzen der Trennung von geliebten Wesen und das Gefühl, daß man zuletzt durch seinen eignen Hingang die Seinen in die Regionen des Schmerzes reiße. Nicht, daß sie nicht dem Schmerz sein natürliches menschliches Recht gelassen hätte; aber gerade aus seiner Mitte stiegen ihr doch stets neu selige Ahnungen und Hoffnungen auf. „Vielleicht sehen die Geliebten," die uns entrissen sind, „andere Sonnen und reinere Kreise des Daseins und tiefere Erkenntnis ist ihnen aufgegangen." [2])

Einmal, im Herbst 1825, wurde sie von der Pracht der damaligen Konstellation der Gestirne aufs mächtigste ergriffen. Nie glaubte sie einen prachtvolleren Anblick gehabt zu haben. Sie habe dabei eine Empfindung gehabt, wie noch nie im Leben. „Oft habe ich gedacht, ein Atom des unendlichen Quells alles Lebens würde Gottes Wille bald mich einen — einer der zahllosen Sonnen, die da oben sich bewegen nach unerforschlichen, ewigen Gesetzen.

Mir war oft in den einsamen halb durchwachten Nächten — denn

---

[1]) G. B., S. 282. — [2]) Vergl. Brief Nr. 16.

die Sterne lassen mir keine Ruhe — fühlbar, als zöge eine äußere Gewalt an meinem innersten Dasein.“ [1])

Momente der Entwicklung.

Erste Stufe.

Wenn aus dem Angeführten die innere Einheit der Weltauffassung Karolinens schon deutlich ins Bewußtsein trat, so gewinnt doch diese noch mehr Klarheit, wenn man den Momenten der Entwicklung dieses großartigen Frauendaseins nachgeht. Hier muß ich nun freilich besonders an mich halten. Denn einmal drängt mich die Fülle des Stoffes und seine Anziehungskraft und anderseits ist mir auch sehr bewußt, daß das bisher Vorliegende noch vielfach verwehrt, mit voller Deutlichkeit zu sehen. Dennoch reizt es ungemein, das Große, das diese Entwicklung schon jetzt reichlich aufweist, herauszustellen. Gerade die entscheidenden Stufen möchte ich zu erhellen versuchen.

Die Kindheit der Tochter des Kammerpräsidenten v. Dacheröden und der Gräfin Hopfgarten war nicht eben glücklich. Sie selbst hat mit Schauder später von ihrer lichtlosen, unterdrückten Jugend gesprochen, und in Erinnerung daran suchte sie alles zu tun, ihren Kindern so viele Heiterkeit und Freude zu gewähren als möglich. Sie sprach später gelegentlich die Überzeugung aus, daß, wo nur die wahre und echte Liebe gegenüber den Kindern walte, man sich vor einem Verziehen derselben nicht ängstlich zu hüten habe.[2])

Von der Mutter wissen wir nichts; der Vater war nicht ohne starke Pedanterie; auch der einzige Bruder konnte ihr nicht allzuviel sein. Sie fand selbst Gefahren in ihrer seelisch vernachlässigten Kinderzeit, und mit liebevollster Dankbarkeit denkt sie der ersten Persönlichkeit, die auf ihr später durch große persönliche Einwirkungen einzig beglücktes Leben Einfluß gewann. Es war das der begeisterte Verehrer Schillers, der Rat Zacharias Becker. Er leitete ihre Jugend und setzte dabei auf die „Fühlbarkeit“ ihres Herzens und ihre Freude an der Natur seine Hoffnung bei ihrer Erziehung. Als er in ihr Vaterhaus gekommen, sei sie wirklich, so drückt sie sich aus, ein sehr verdorbenes, kleines Geschöpf gewesen. Er leitete ihren Geschmack vornehmlich auf eine ernste

[1]) Vergl. Brief Nr. 28. — [2]) Brief Nr. 6.

Lektüre hin.[1]) Die Heranwachsende finden wir dann in dem Kreise einer in hohen und edlen Gefühlen schwärmerisch lebenden Gesellschaft. Der Berliner Kreis der Henriette Herz, der Erfurter Kreis Dalbergs, weiter die für Karoline entscheidende Persönlichkeit Wilhelm v. Humboldts, dann die Freundinnen Karoline und Charlotte v. Lengefeld, endlich der angebetete Freund und Dichter Schiller sind hier hauptsächlich in Erinnerung zu bringen. Charlotte, die seelenvolle Gemahlin Schillers, eine der edelsten deutschen Frauengestalten, ist immer dem Herzen Karolinens nahe geblieben. Karoline v. Wolzogen, nach ihrem zweiten Gemahl genannt, gehört unter die seelisch größten deutschen Frauen des Zeitalters, und immer hat Frau v. Humboldt in ihrer Verbindung von Geist und Einfachheit etwas wie eine Verkörperung deutscher Weiblichkeit anerkannt.

Auch Wilhelm v. Humboldt war geneigt, ihr eine ähnliche Stellung zuzusprechen, nur daß er seine Frau unsagbar seelengrößer zu heißen sich gedrungen fühlte.[2])

Wilhelm v. Humboldt, der Gemahl, trat als die Seelenkraft in das Leben Karolinens, die von allen Persönlichkeiten am meisten auf sie gewirkt hat. Das Verhältnis beider, das gegenseitige Geben und Nehmen, das Wachsen und Werden durch und für einander ist ein Gegenstand, für sich beinahe unerschöpflich. Das sich vereinende und mehr und mehr vereinte Leben dieser zwei Genien von weiblicher und männlicher Universalität ist, soviel ich verstehe, in solcher Art nur einmal in der Welt. Hier jedoch muß es genügen, nur an die Tatsache zu erinnern, daß schon gleich nach der Verheiratung am 29. Juni 1791 Karoline fühlte, wie sie in den Kreis einer unermeßlichen seelischen Existenz eingetreten sei. Schon damals erfaßte sie die Eigentümlichkeit der Größe Humboldts in einer Weise, die sie auch auf dem Gipfel ihres Lebens zwar anders, aber doch in ganz ähnlicher Weise, ausgesprochen hat. In einem Briefe, geschrieben ein paar Monate nach ihrer

---

[1]) Karoline an Charlotte v. Schiller, S. 146, Bd. 2.

[2]) Über Charlotte v. Schiller vergl. das Werk in 3 Bdn., das Urlichs herausgegeben hat; ferner die Biographie von Mosapp. Karoline v. Wolzogen lernt man aus ihrem Nachlaß kennen, 2 Bde. Vergl. auch A. Sauer, Deutsche Frauenbilder. Die Äußerung Karolinens über die Wolzogen an Schweighäuser, Leitzmann, S. 49. Die Äußerung Wilhelm v. Humboldts, G. B., S. 189, Bd. 2.

Vermählung, nennt sie sich unaussprechlich glücklich; es sei so süß, „eine Fülle der Ideen und Gefühle in dem Manne zu ahnen, den wir einzig und vor allen lieben".

„Dabei", so fährt sie fort, „ist er so still in sich und eins. Sein inneres Leben ist eine ewig fortgehende, süße Melodie, ein ununterbrochenes Aufsteigen zu höheren Empfindungen und lichteren Gestalten. Ach und wie zart er ist in allem, wie so leicht zu behandeln und immer schön in allen kleinen Verhältnissen des häuslichen Lebens, mag ich nicht sagen. Aber was mich allein mit ewiger Liebe an ihn binden könnte, ist seine anspruchslose, seine unendliche, stille Größe. So oft ist ihm selbst seine Seele verschleiert und er ahnet kaum ihren erhabenen Flug."[1])

Im Jahre 1816 aber schrieb sie aus Frankfurt an die Tochter Adelheid, daß ihr des Vaters Wesen immer der beste Beleg sei dafür, wie wahre Bescheidenheit mit dem edelsten Betragen, ja mit dem Stolz, den der Mensch haben müsse, gar wohl vereinbar sei. Ohne diese wahrhaft göttliche Demut rücke kein Mensch in sich weiter. „Größer", so setzt sie hinzu, „habe ich dieses Gefühl von Demut und Bescheidenheit noch nie bei einem Menschen gesehen als bei ihm. Wo er steht, ist ihm unbekannter als irgend einem derer, die ihn umgeben; aber eben deshalb steht er in seiner Menschheit auf einer so hohen Stufe."[2])

In der Zeit von der Verheiratung mit diesem Manne bis zu der großen Reisezeit, welche die Ehegatten und die Kinder zuerst nach Paris, dann nach Spanien und endlich nach Italien führte, hatte Karoline das Glück, Schiller von neuem nahe zu kommen, der jetzt in der glücklichsten Ehe mit Karolinens Freundin, Lotte, lebte. Aber dazu kam noch ein reger Verkehr mit Goethe, endlich lernte sie auf einer größeren Reise nach Norddeutschland unter anderem die Familie Voß in Eutin und Jakobi kennen. So genoß sie als Mitlebende mit ihrer ungemein für Poesie und alles Ideale empfänglichen Seele die denkwürdigste Blüte des Schaffens der beiden in Freundschaft vereinten Häupter unserer Dichtkunst. Sie erlebte es, wie die zwei gewaltigen Schöpfergeister unsere Literatur nun vollends aus der Periode des Sturmes und der Empfindsamkeit heraushoben und in die Regionen des gereiften und monumentalen

[1]) An Charlotte v. Schiller, 26. Aug. 1791. Bd. 2, S. 171.
[2]) G. B., S. 113. 29. Okt. 1816.

Stiles, den Goethe freilich für sich schon vorausgenommen hatte und noch früher Lessing, zur Sonnenhöhe emportrugen. Wie bedeutsam mußte dies für Karoline werden, die jene Empfindsamkeit und Leidenschaftlichkeit selbst noch erst in sich zu überwinden hatte! Sie lebte jetzt mit diesen Führern der Poesie menschlich gesellig und sie erfaßte nur um so unmittelbarer ihre Eigenart. „Die Abende bringen wir meistens bei Schiller zu," schreibt sie, „dessen Unterhaltung wirklich einzig groß und schön ist durch den unglaublichen Reichtum seiner Ideen."[1]) Dann ist sie mit einem damals leidenschaftlich geliebten Freunde bei Goethe und sieht, wie dieser von Goethes Art zu sein, seinem Haus und seiner Einrichtung tief ergriffen ist. „Es gehört aber auch eins zu dem anderen," setzt sie hinzu, und ein feinfühlender Mensch hat tausendfache Gelegenheit, eine Menge feiner Züge zu beobachten, die doch alle wichtig sind.[2]) Sie hört die Schöpfungen der Meister, wie sie eben im Werden sind. Sie empfindet mit innigster Ergriffenheit den Geist Schillers und Goethes, ohne doch ihr eigenes Wesen darüber beeinträchtigen zu lassen. Noch ehe dieses Zusammenleben mit Schiller in Jena sich ausgebildet hat, fühlt sie in der Rezension Schillers über Bürgers Gedichte seinen Geist und erkennt, „wie er nur den Gestalten des Höchsten und Schönsten zu leben vermag, wie das seinem Geiste einzig Nahrung ist". Jetzt hört sie Goethe Hermann und Dorothea vorlesen, soweit das Gedicht vollendet ist. „Man kann nichts darüber sagen," fügt sie bei, „man muß es hören, um das Gefühl der innigsten Anbetung gegen den göttlichen Menschen voll zu genießen, dem es gegeben ist, die tiefste Wahrheit, die vollste Menschlichkeit so in Worten auszusprechen."[3])

Sie drückt damit prägnant das aus, was dann das Leitmotiv war in der berühmten Abhandlung Humboldts über das Gedicht. Damals wurde so Großes mit dem Gemahl gemeinsam erlebt. Dazu die Dramen Schillers; in Paris zumal ergreift sie der mit höchster Spannung erwartete Wallenstein, und sie blickt wieder mit Staunen in die Welt von Empfindungen und Gedanken, aus der diese Schöpfung emporgewachsen ist. Sie fühlt in ihr den Gang des fürchterlich uner-

[1]) An Rahel, S. 10. — [2]) Leitzmann 1901 an Brinckmann, 3. Dez. 1796.
[3]) An Rahel, S. 11 und für die Stelle vorher Bd. 2, S. 169 Charlotte v. Schiller.

bittlichen, durchgreifenden Schicksals.[1]) Sie jubelt, wie damals die Edelsten jubelten, — Frauen und auch Männer, wie Herr und Frau v. Clausewitz, die Fürstin Taxis und auch Wilhelm v. Humboldt —, über die Liebe von Thekla und Max Piccolomini. „Die Liebe ist mit einer Größe behandelt, die sie für einen Strahl des Himmels erkennen macht. Die beseligende Kraft der Gemüter, die sie ganz einnimmt, fühlt man einzig als ihr Werk.“[2]) Während sie so an dem Schaffen der geistigen Führer Deutschlands teilnahm, während sie Mutter wurde von heißgeliebten Kindern, hatte sie doch in ihrer großen Seele schwere Kämpfe und Wirrungen durchzumachen. Die Tiefe ihres Liebesvermögens, die Kraft auch, Liebe zu erwecken, brachte Leiden und Verwicklungen. Sie war jung, sie besaß sich noch nicht ganz, so sehr auch ihr eigentliches Wesen oft entzückend aufleuchtete und gleichsam auf künftige Vollendung vorausdeutete.

Nüchterne Leute urteilten in der Zeit ihrer Verbindung mit Humboldt kritisch über sie. Ein Major sagte damals zu diesem, er könne Karoline nicht leiden, weil sie nach den Sternen gucke und empfindsam Briefe schreibe. Auch vor den alten Fräulein in Rudolstadt fand die Hochgesinnte und oft auch ausgelassen Lustige keine Gnade. Frau v. Kalb freilich fand schon heraus, daß der Grund von ihrem Charakter jovialisch zu sein scheine, dazu komme ein interessanter Zug von Ernst und Schwermut.

Schiller nannte sie ein unvergleichliches Geschöpf und eine idealische Natur, nur blende ihn, dem sie nur erst flüchtig vorübergegangen, ein gewisser Glanz um ihr ganzes Wesen. In seiner Brautzeit fühlte er aus einem ihrer Briefe so recht, wie sie mit ihrem lichtvollen Blicke seine eigene Seele ihm beleuchte. „Sie ist mir ein lieblicher Genius,“ schreibt er, „der selbst glücklich um den Glücklichen schwebt.“ Auch gesteht er, daß ihr Gespräch große Anziehungskraft für ihn habe. Allein er fand zugleich, daß sie zu wenig behutsam sei und dadurch sich übler Nachrede aussetze, sie sei unvorsichtig in ihren unschuldigsten Gefühls-

[1]) An Schweighäuser, S. 41.

[2]) Die Äußerungen des Herrn und der Frau v. Clausewitz, einer der größten deutschen Frauen der Epoche, in „Leben des Generals Karl v. Clausewitz und der Frau Marie v. Clausewitz geb. Gräfin v. Brühl“, von R. Schwarz, 1878. Therese v. Taxis im Goethe-Jahrbuch, 22 Bd., S. 111.

äußerungen. Doch empfand er auch, wie die Vorstellung, den Gemütern wohlzutun, und der Drang, vielen vieles zu sein, dabei mitspiele. Dem entsprach, daß er ihr eine unaussprechliche Zartheit zuschrieb und ihren Geist reich und durchdringend nannte.

Schillers Erwählte, Charlotte, die im Kreise der Ihren wohl die kleine Dezenz hieß, hatte neben dem Gefühl eines Höheren und Überirdischen in Karoline doch auch manches der Freundin gegenüber auf dem Herzen. Sie tadelte ihr Auftreten als zu frei, wodurch sie sich der Gefahr, unweiblich zu scheinen, aussetze. An dem jungen Ehepaar aber, an Karoline und Wilhelm v. Humboldt, mißfiel der Zarten ein gewisses freigeistiges Wesen, das wenigstens in ihren Raisonnements sich über die Moral hinwegsetze. Sie mochte damit wohl Äußerungen meinen, die etwa an die ihrer Schwester Karoline v. Wolzogen anklangen, daß die Heirat kein Band der Seele sei.

In der Zeit, als sie noch Mädchen war, hatte Karoline allerdings etwas Freies, Keckes und selbst etwas Ausgelassenes. Schon in der Kleidung trat das einigermaßen hervor, wie wenn sie darin einen Zug nachlässiger Grazie geliebt zu haben scheint. Einem Besucher freilich erschien „das göttliche Mädchen" darum nur um so reizender. Wenn sie so im Hauskleide hereintrat, erschien sie ihm wie eine von Angelika Kaufmanns lieblichsten Gestalten, in einer Stunde der Begeisterung con amore hingehaucht.

In Wahrheit wird man sagen müssen, daß ihre wenig günstige Erziehung und Umgebung, dazu später die Einwirkung des Zeitalters und das Zusammentreffen derselben mit dem unüberwindlichen Drang einer genialen und großen Natur nach Freiheit und nach schwärmerischem Austausch der Seelen wirkliche Gefahren für ihre Entwicklung waren. Ja, der verwandte Zug und Drang, der in ihrem jungen Gemahl vorhanden war, hatte nach einer Richtung hin doch auch etwas, wodurch diese Gefahr sich noch steigerte.[1])

Übrigens fühlte sie selbst vielleicht am stärksten die Schwierigkeiten,

---

[1]) Vergl. die Äußerungen Schillers, Charlottes und die in dem Tagebuche Constantine Beyers bei Fielitz: Schiller und Lotte 1788—1805, 2. Ausgabe 1879. Dazu die Bemerkung Schillers in dem Brief an den Erfurter Arzt Meckel: Jonas, Briefe Schillers 2, S. 274 (gemäß dem Jahresbericht der Literaturgeschichte). Bd. 7, 1896.

die ihre Eigenart mit sich brachte. Unbändig nannte sie ihr Herz in seinen Wünschen und unersättlich im Genuß der Liebe und Freundschaft. „Mit jenen könnte es die Ewigkeit ausfüllen und diesem möchte es ihre Dauer geben.“ Viel Mühe habe es ihr gekostet, sich in den Gang des gemeinen Lebens zu fügen, das gewöhnlich so wenig gebe.[1])

In der Tat, sie mußte durch viele Schmerzen hindurch, um es immer mehr zu erfahren, daß ihr unermeßliches Liebesvermögen Wunden zwar schlage, aber nach seiner göttlichen Eigenart auch wieder heile. Vor allem aber ergab sich ihr, daß sie in diesem Kampfe höher steige, hinein in die Welt des Wesenhaften am Dasein. Sie kam zu solchem Ziel und wandelte zuletzt doch an allen Abgründen vorüber, weil sie eine wahrhaftige Natur war. Bei ihrer Wahrhaftigkeit hatte sie einen unüberwindlichen Trieb nach Klarheit um jeden Preis. Dazu war ihr bei einer ausnehmenden seelischen Hellsichtigkeit ein starker Zug auf das Maßhalten eigen, und unüberwindlich war in ihr die Richtung auf das Harmonische. Auch geduldig war sie und strebte immer wieder nach der Stille des Herzens. Sie bemerkte, daß das Herz zuletzt aus sich heraus Stärke finden müsse, daß es am besten sei, viel über sich zu vermögen und äußerer Stützen nicht zu bedürfen. Dann war ihre Liebe immer so innig mit reiner Güte verbunden, daß sie dadurch über die Gefahr des Selbstischen doch leicht hinweggeführt wurde. Sehr zugute kam ihr, daß bei aller Richtung auf Schwärmerei in ihr eine ganz sichere Natürlichkeit und Schlichtheit waltete; sie hatte wirklich einen ausgesprochenen Kindersinn, den sie selbst sich gelegentlich zusprach.

Früh schon erlebte sie, daß dem Überschwang der Freude jedesmal die Wehmut zur Seite gehe; sie fühlte sehr deutlich, daß ein großes Herz mit seiner unendlichen Sehnsucht nimmermehr hier auf der Erde volle Befriedigung finden könne. Wohl war es ihr eine Sache fester Überzeugung, daß Liebe und Freundschaft Gottesgewalten seien mit göttlichen Rechten und Verpflichtungen; aber wenn sie auch der Zuversicht lebte, daß zwischen liebenden Seelen eigentlich keine Trennung stattfinden könne, so rief sie von den steilsten Höhen ihrer Entzückungen doch immer die warnende Empfindung zurück: Es ist zu viel; diese

[1]) Vergl. die Stellen bei Charlotte Schiller und im Nachlaß Karolinens v. Wolzogen. — 1. Bd., S. 202 und 295.

reine, diese höchste Blüte des Lebens erreicht man nicht hier! So schrieb sie schon vor ihrer Verbindung mit Humboldt.[1])

Bei alledem blieben ihr schwere Kämpfe nicht erspart. Ist doch selbst der so viel ruhigere Humboldt nicht ohne solche durchgekommen. Es war eine Eigentümlichkeit ihrer Ehe, daß die Tiefe und Mächtigkeit der Liebe im Laufe der Zeit zunahm, wie denn bei Wilhelm das Maximum geradezu erst nach dem Tode der geliebten Frau eintrat. Bei dem unüberwindlichen Bedürfnis, das in ihnen beiden lag, dem Erleben des Persönlichen in den Menschen nachzugehen, bei der ausgesprochensten Anlage dafür in beiden, bei der erstaunlichen Möglichkeit, die darin das Zeitalter darbot, war das Glück dieser Ehe eigentlich nur zu gründen auf der größten gegenseitigen Anerkennung der inneren Freiheit. Humboldt selbst hat es nach dem Tod Karolinens in der Tat ausgesprochen: „Das Geheimnis des höheren ehelichen Glückes, wie die Mutter und ich von unserer Hochzeit bis zu ihrem Sterbetage es gefühlt haben, beruht doch darauf, daß man es versteht, einander gegenseitig die innere Freiheit des Gemüts zu erhalten und zu beleben, und gerade dadurch sich immer enger aneinander anschließt."[2]) Beide verfuhren danach, und so schadete es nicht, daß jedes noch eine eigne Welt in sich lebte, so tief die gegenseitige Übereinstimmung auch von Anfang an war. Diese wuchs vielmehr bei diesem Verhalten nur um so sicherer; die Seelen brachten einander immer mehr Gehalt zu, und ihre Verbindung wurde immer unauflöslicher.

Das Gefüge des Lebens aber ist so bedingt, daß das Zusammenleben in großen Lebenspflichten auch wieder bestimmte Begrenzungen mit sich führt. Das Leben einer zahlreichen Familie, eines ansehnlichen Hauses, die gemeinsamen Aufgaben des Mannes und der Frau, dazu wieder das unterschiedene Berufsleben beider geben den Segen von Erfüllungen; aber sie können auch mehr, als es den Zurückblickenden später notwendig erscheint, auseinanderhalten. Sie können zuzeiten dahin führen, daß der Takt des pflichtgemäßen Lebens das gegenseitige Aussprechen des Innersten einigermaßen aufhält.[3]) Im späteren

[1]) An Charlotte v. Schiller, 20. Februar 1790. 2. Bd., S. 161.

[2]) G. B., S. 248.

[3]) Von da aus versteht man, wie die nicht Eingeweihten und die nicht von dem Instinkt der Sympathie Geleiteten zu Meinungen kamen, wie sie Rehfues aus

Alter glich sich das freilich bei den Humboldts immer mehr aus, wenn auch beide dauernd das Bedürfnis behielten, ihre eignen Freundschaften mit den besondern Möglichkeiten und Veranlassungen zur seelischen Aussprache festzuhalten. Wie Wilhelm v. Humboldt seinen Briefwechsel mit einer Freundin führte, in dem er die Unerschöpflichkeit seines seelischen Lebens ausströmen lassen konnte, so Karoline den mit ihrem Freunde Alexander, in ihm ihre grenzenlose Fähigkeit des liebenden Mitlebens mit frauenhafter Größe und Zärtlichkeit ausübend. Humboldt selbst fühlte doch nach dem Hinscheiden Karolinens schmerzlich, als er ihre Briefe las, daß man noch mehr miteinander hätte leben können. „Ach, wenn man sich liebt, sieht und spricht man sich immer noch zu wenig. Die Mutter und ich haben so viel, so glücklich ohne allen Anstoß größtenteils so einsam und in so freien Verhältnissen zusammengelebt, haben uns gegenseitig so tief gekannt, und doch überfällt es mich jetzt so wehmütig, daß ich sie noch viel mehr hätte sehen, mich viel mehr mit ihr hätte beschäftigen können.“[1]) Eine tiefe Beobachtung aber enthalten die Worte an Karoline v. Wolzogen: „Wo der Mensch wahrhaft geliebt wird, glaubt er es nie in dem Grade zu sein, als er es ist. Die Liebe übersteigt immer den Glauben an sie. Die alltäglichen Worte: Wenn du wüßtest, wie ich dich liebe, — haben eine tiefe und unendliche Wahrheit.“[2])

Solange beide noch nicht die ganze Reife erlangt hatten, konnte die Sehnsucht, die in beiden zuletzt nach einem unbegrenzten Ausströmen der Seele in eine andere lag, allerdings für beide Herzensverwicklungen herbeiführen. Aber das Große ist, daß beide sie überwanden und beide einander sich nie entfremdeten, sondern ein Sicheres, auf das man sich ganz verlassen kann, sich in ihnen bewährte.

Bei Humboldt liegt eine solche Verwicklung vor in seiner Schwärmerei für Frau Motherby; bei Karoline ist namentlich die Beziehung zu Burgsdorf von eingreifender Bedeutung gewesen.[3]) Eine

der Zeit des römischen Aufenthaltes der Familie Humboldt wiedergibt. Der Brief von Rehfues sagt, Humboldt lebt mit seiner Frau in einer Konvenienzehe. Vergl. den psychologisch nicht uninteressanten Brief bei O. Baisch: J. Ch. Reinhart, S. 169.

[1]) G. B., S. 282.

[2]) Karoline v. Wolzogen. Nachlaß, 2., S. 48.

[3]) Vergl. Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm v. Humboldt und E. M. Arndt, herausgegeben von Meisner, 1893.

Zeitlang war diese Liebe wirkliche Leidenschaft, sie trug nicht etwa nur die Färbung leidenschaftlich bewegter Freundschaft, die bei Karoline öfter sich zeigt, wie besonders in dem Verhältnis zu dem Grafen Schlabrendorf. Die Briefe an die große Herzenskundige, an die Rahel, lassen darüber keinen Zweifel. „Meine süße Kleine, bewahren Sie es tief im Herzen, wie ich ihn liebe, wie ich ihn verbunden fühle mit dem Besten in mir, mit dem unendlichen, unbegrenzten Gefühl, das ein höheres Leben der Schönheit und Kraft um mich webt; es könnte doch eine Zeit kommen, wo ich es ihm nicht mehr sagen könnte." Ihr sei es Bedürfnis, das Geständnis ihres von ihm geschaffenen Glückes in ein treues Herz zu legen. So schrieb sie in dem Briefe vom 1. Dez. 1796.

In ungeheuren Schmerzen hat sie sich doch von ihm losgerissen, nachdem diese Leidenschaft sie ein paar Jahre bis ins Innerste bewegt hatte. Ergreifend schreibt sie darüber, und sie deutet darauf, wie ihr die Klarheit geworden, daß eine Erfüllung der ganzen Sehnsucht des Herzens, auch wenn die Verbindung mit diesem Manne denkbar wäre, nicht eintreten könne.

In den Tagen, als diese Leidenschaft von ihrem Herzen sich trennte, schwebten ihr oft die Worte aus dem Don Carlos vor: „Es gibt ein höher, wünschenswertes Gut, als dich besitzen!" Und nicht ärmer fühlte sie sich: „In meinem Herzen bewahre ich die Flamme, die vom Himmel stammt, und ihre Glut macht mich zu einem höhern Wesen." Gehoben, nicht gebrochen, sah sie sich hervorgehen aus dieser Erfahrung. „Ich trage ein menschlich und doch ein göttlich Herz im Busen; nein diese Liebe hat nicht die Kräfte meiner Seele gelähmt; sie hat mich die Tiefe meiner Natur ermessen lassen und mich zu einer Höhe gehoben, die mir ohne sie, ohne alles Leiden, das sie über mein Dasein ausgegossen hat, ewig unbekannt geblieben wäre. Meine Geschichte ruht unentweiht in meinem Herzen."[1])

In der Zeit, als die Verbindung mit Burgsdorf Karoline so im Innersten bewegte, hat dieser selbst einmal den Reiz ihrer Erscheinung festgehalten und das Liebliche und Holde derselben. „Ach, Sie kennen das liebe Gesicht — nun habe ich es schon wieder in allen seinen Mienen gesehen, von der mutwilligsten bis zur verklärtesten, auch die

[1]) An Rahel. S. 25. 17. März 1799.

Kindermiene. Sie wissen, wie sich besonders des Abends bei Licht, etwa wenn sie Tee eingießt und nichts sagt und so mit nichts beschäftigt zu sein scheint, ihr Gesicht mit so wunderbar schönen Farben beleben kann. Sie ist dann vorher so still gewesen, daß man sie gar nicht merkte, und mit einem Mal sieht man sie an und sie lächelt dann und wird noch röter darüber, als wenn sie es wohl wüßte und es selbst so gemacht hätte. Die Augen werden dann wunderbar groß und glänzend."[1])

Zweite Stufe.

Ein neuer Abschnitt des Lebens, in dem der Verkehr mit den eben entstandenen Schöpfungen Schillers und Goethes und der Deutschen sich fortsetzte, in dem aber auch eine neue Welt in den Gesichtskreis Karolinens kam, begann mit der großen Reisezeit. Bisher hatte sie die Gesellschaft des nördlichen Deutschlands kennen gelernt: Berlin, Jena, Weimar, Hamburg, Dresden. Jetzt kam sie nach Wien, und dann lebte sie geraume Zeit in Paris; überall knüpften sich bedeutende Beziehungen. Sie ging nach Spanien, sie kam wieder nach Paris, und endlich ging es nach Italien, wo sie mit einer längeren Unterbrechung bis 1810 verweilte.

Eine Fülle neuer Persönlichkeiten trat ihr nahe; in Paris schon, mehr noch in Rom wurde sie der Mittelpunkt eines geistig und künstlerisch reichen Kreises. Bei großer äußerer Einfachheit entfaltete sich in diesem ein Adel, eine Grazie, eine Gefühls- und Gedankenbewegung, die für die Teilnehmer eine Quelle reinster Freuden und Genüsse und zugleich wirklicher Ausbildung ihres inneren Menschen und ihrer Schaffenstätigkeit wurde. In Rom hat sie 1808 auch noch den geliebten Freund, an dem sie bis zum Tode hing, Alexander v. Rennenkampff gewonnen. Vorher, in Paris, fand sie den Grafen Schlabrendorf, dessen Seele durch Güte und Größe unendliche Anziehungskraft auf sie ausübte. Je tiefer einer war, desto sicherer fühlte er sich sein Leben lang den Humboldts und ganz besonders Karolinen verbunden. Ihr gütiges und liebevolles Wesen hielt fest für immer, was sie seelisch anziehend gefunden hatte. Mit Schweighäuser, dessen liebende

[1]) Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang. Varnhagen, 1. Bd., S. 113.

Ehrfurcht für Schiller und Goethe sie ergriffen hatte, dessen zarte und reine jugendliche Natur sie innig lieb gewann, dauerte die Freundschaft für das Leben. Sie interessierte sich immer für das ganze Wesen und Dasein der Menschen. Wie ergriff sie bei Schweighäuser die Ähnlichkeit seiner Mutter und deren Eigenart mit ihm. Auch mit Welcker blieb sie in dauernder Freundschaft verbunden. Wie sie jedem gegenüber sich zwar aus dem Ganzen ihrer Natur unbefangen aussprach, so gab ihr doch jeder in besonderer Weise Gelegenheit, einen Teil ihrer großartigen Seele zu betätigen und zu äußern. So hat sie an den edlen, ernsten und urdeutschen Welcker besonders erhabene Briefe gerichtet, an Goethe besonders sachliche, so an Schlabrendorf besonders schwärmerische, an Alexander v. Rennenkampff besonders herzliche, — die liebendsten aber an den Gatten und die Kinder, zumal die Töchter.

Neue Welten erschlossen sich ihr mit den Blicken in das spanische, französische und italienische Dasein. Sie lernte Madrid, Paris, Rom kennen. Paris zog sie mächtig an, die ungeheure Bewegung und Betriebsamkeit, die sie dort fand; auch kam bei ihrer Lage eine große Unabhängigkeit und Großzügigkeit des Lebens in Paris zur Geltung. Eine Zeitlang meinte sie wohl wünschen zu können, dort, wären nur die lieben Freunde aus Deutschland in ihrer Nähe, dauernd zu leben. Übrigens wehrte sie es ausdrücklich ab, daß sie dort das deutsche Wesen vergessen könnte. Dann freilich, als sie der Zauber Roms umfangen hatte, war Paris für immer übertroffen und die Romsehnsucht blieb fortan ein immerwährendes Gefühl in ihr, ein Gefühl von nicht geringerer Mächtigkeit als bei Goethe und auch bei ihrem Gemahl.

Großes Leben, große Vergangenheit trat in dieser Reisezeit an sie heran; sie schaute die südliche Pracht Spaniens, dann die Harmonie italienischer Landschaft, und vielleicht wirkte nichts mächtiger von aller Natur auf sie, als der Anblick des Ozeans. Aber alles hatte darin in dieser Periode seine Krönung, daß einmal jetzt ihr Familienkreis sich zur schönsten Blüte in den Kindern entfaltete, daß sie zum zweiten den Aufstieg des ersten Frühlings deutscher Kunst in Rom nun nicht bloß mitgenoß, sondern direkt fördern half, und daß endlich eine große Kunstwelt ihr aufging, deren Bedeutung sich alsbald für sie abstufte und gestaltete.

Sie hatte schon in Dresden und Wien eifrig die Kunstwerke betrachtet; sie setzte das in Spanien, in Frankreich und Italien fort. Dann, als sie wieder nach Deutschland kam, hat sie auch die Altdeutschen in der Sammlung Boisserée lieben gelernt. Sie vertiefte alle früheren Eindrücke noch bei ihrem spätesten Aufenthalt in Italien und lernte in ihrer letzten Lebenszeit die Parthenonwerke in Abgüssen und endlich auch im Original kennen.

Die Plastik des Altertums und die großen Italiener, Rafael an erster Stelle, erfaßte sie mit einer Begeisterung, einem Jubel und einer Liebe ohnegleichen. Was sie in einer Beschreibung der Kreuztragung von Rafael in Spanien von der Wirkung der Kunst auf die Seele sagt, das spricht aus, was sie selbst erlebt hatte. „Mit Ehrfurcht und der innigsten Rührung neigt sich der menschliche Geist, dem es gegeben ist, den höchsten Genuß in der Kunst zu finden, vor dem genialischen Wesen, das alle diese Gestalten lebendig in sich trug und dem ein Gott das Vermögen lieh, sie darzustellen." Mit Bezug auf Rafaels Bild, das den Besuch Mariens bei der heiligen Elisabeth vor Augen bringt, ruft sie aus: „Selig der Glückliche, dem ewig diese Bilder der Schönheit, diese Ideale erhöhter Menschheit vor der Seele schwebten." Schon in Spanien, bei der Betrachtung und Vertiefung in die Rafaels dort, fühlt sie eine Bereicherung der Seele für immer und für das ganze Dasein.

Gibt es eine zweite Frau, die eine so eigenartig geniale, sowohl ausgebreitete als tiefgehende Beziehung zur Kunst gehabt hat? Nur etwa die Zeitgenossin Karolinens, Amalie v. Imhoff, die Übersetzerin der Frithjofssage, dürfte wenigstens hinsichtlich ihres Verständnisses der Kunst mit ihr verglichen werden.[1])

Eigentümlich ist schon, welche Kunstwerke Karoline liebend auffaßt, um sie für immer festzuhalten, des weiteren, wie sie die Darstellung und den seelischen Gehalt der Bilder, der Statuen in sich aufzunehmen und zart und lieblich auszusprechen weiß. Kein Wunder, daß Goethe entzückt war über die Beschreibung der spanischen Bilder, derer aus der spanischen Schule, dann der Italiener, besonders derer

[1]) Vergl. die begeisterten Bildbeschreibungen aus der Sammlung Boisserée, im Deutschen Museum von Friedr. Schlegel, Bd. 2 und 3.

von Rafael, wie der Madonna del pesce.[1]) — Ihr Naturell, in dem der Sinn für bildende Kunst vielleicht eher stärker war als der für Poesie, hat durch diesen Verkehr unaussprechlich an Sicherheit gewonnen, an Beweglichkeit und Klarheit, das Göttliche in den Dingen an sich zu ziehen, mit ihm in ununterbrochenem Verkehr zu stehen und den Erlebnissen ihrer Seele mit Wohllaut Ausdruck zu geben.

Aber Karoline sammelte selbst die Künstler um sich; sie nahm an ihren Leiden und Freuden, an ihrem Schaffen und Arbeiten teil. Wenn ein kalter Winter war und die Künstler in ihren Ateliers froren, so erregte das ihr Mitleid und gerne erklärte sie, immer in ihren perkalenen Kleidern gehen zu wollen, wenn sie nur recht viel für ihre lieben Künstler tun könne.[2]) Es war eine Art mütterlicher Sorgfalt. Sie half geistig; aber sie unterstützte auch, wo sie es konnte; sie bestellte selbst und machte auf die tüchtigen Künstler aufmerksam und auf bedeutende, gehaltvolle Arbeiten. Sie spendete Licht und Freude in reichem Maße, gütig und liebevoll, wie sie war, und von entzückender Fähigkeit, anzuregen, zu ermuntern und die Künstlerseele in die rechte Bewegung zu versetzen. So war sie den Künstlern ein Schutzgeist, der das Schaffen beflügelte. Sie verdarb sich und anderen nichts durch übermäßiges Kritisieren und wählte doch mit feinem Takt und Empfinden. Sie fühlte sich aufs tiefste beglückt in diesem Elemente. „Still, toll bis zur Überglückseligkeit" konnte sie sein mit einem gleichgestimmten Künstler, wie Rauch einer war. — Auch wußten die Künstler, was sie an ihr hatten, und ebenso die Kunstfreunde. Der Kronprinz von Bayern, der spätere Ludwig I., sagte: „Ich kann nicht ruhig schlafen, ehe ich nicht in Frau v. Humboldt wie in einem Spiegel alles erblickt habe, was ich den Tag über sehe und genieße."[3])

[1]) Von den Bildbeschreibungen aus Spanien ist uns nur erhalten, was Goethe in dem Programm der Jenaischen Allg. Literaturztg. 1809 mitteilen ließ. Vergl. dazu die Äußerung Goethes in einem Briefe an Wilhelm v. Humboldt, der teilweise besonders an Karoline gerichtet ist (Briefe, Weimarer Ausgabe, 16, 172): Sie haben mir durch den Bericht über die Gemälde in Spanien einen Schatz hinterlassen, für den ich Ihnen nicht genugsam danken kann. Er wird oft genug konsultiert . . . Nun werden Sie aber auch mannigfachen Fragen nicht entgehen, die ich aus Rom von Ihnen beantwortet wünschte. (Dann folgen einige Fragen.) Besonders der von Harnack im Bd. 16 des Goethe-Jahrbuchs mitgeteilte Brief Karolinens zeigt, wie sie Goethes Wünschen nachzukommen bemüht war.

[2]) G. B., S. 67. — [3]) Ebenda S. 152.

Gabriele aber, die seelentiefe Tochter, schrieb bei Gelegenheit der Geburtstagsfeier im Jahre 1819 in Rom, bei welcher die Künstler wetteiferten, ihrer Mutter zu huldigen: „Sie wird hier wirklich allgemein verehrt und geliebt, und es wird ein großer Schmerz sein, sie scheiden zu sehen.“ Es sei angenehm, dieser Empfindung, daß Liebe das verbindende Element der Geselligkeit darstellt, gewiß zu sein. „Doch diese wohltuende Empfindung wird die liebe Mutter überall und an jedem Ort genießen; denn sie trägt die Ursache davon in ihrem Gemüt.“[1])

Bei Erwägung der Berichte, die Karoline aus der Zeit ihrer Anwesenheit in Rom an Goethe, Humboldt, Friederike Brun und andere sandte, muß man sagen, daß sie die ganze Kunstwelt in ihnen umfaßt. Sie hat den Blick auf alle gerichtet, um dann doch bestimmt genug auszuwählen. Sie weiß wirklich so zu prüfen, daß sie das Beste zu behalten vermag. Sie fühlt sehr deutlich, wenn in den Arbeiten der Künstler echtes Empfinden und Können am Werke gewesen ist.

Ihre Kunstanschauung ist beweglich, und so geht sie mit der Entwicklung voran, insoweit sie in ihr wahres Leben findet. Am sichersten im Urteil und doch eher noch genußfroher als früher scheint sie gewesen zu sein, als sie, die schon zur Vollendung ihrer Persönlichkeit Gediehene 1817, 1818 und 1819 zum letztenmal in dem geliebten Rom weilt. Da steht sie zwischen den Richtungen, die sie seit der ersten Ankunft in Rom hat an sich vorübergehen sehen, das Rechte und Wertvolle in jeder fühlend. Für die Übertreibung einer antikisierenden oder romantisch-mystisch-katholisierenden Richtung hat sie keinen Sinn. Sie fragt nicht, ob ein Werk klassizistisch ist oder romantisch; sie entscheidet aus ihrem Gefühl über die Feinheit der Werke in Form und Gehalt und immer zwar bestimmt, aber mit Zartheit. „Ich bin gut mit allen,“ sagt sie, „sie mögen neu- oder altkatholisch sein oder Protestanten, wenn sie nur gute Menschen und gute Künstler sind.“ Sie lobt darauf Overbeck und Cornelius, Schadow und Veit und erwähnt u. a. die Arbeiten der Villa Massimi. Sie

[1]) G. B., S. 160. Bei Baisch, Reinhart 254, finde ich die Mitteilung, daß Karoline die Mittel hergegeben, um die Ausstellung von Werken, vor allem der deutschen Künstler, im Palazzo Caffarelli Frühjahr 1819 zu Ehren des Rom besuchenden Kaisers von Österreich zu ermöglichen.

gedenkt selbst noch der jüngsten Generation von Künstlern, die sie in Rom gekannt hat; „ein ganz neuer Anflug junger Leute, ganz junger, zwanzigjähriger, verspricht Außerordentliches." Schadow hat ihr letzthin gesagt: „Wenn wir uns nicht dranhalten, so überflügeln uns diese"; Schnorr, dann Eggers und Fohr nennt sie unter diesen jungen; aber wenn sie liebevoll der jüngeren und jüngsten gedenkt und auch gegen Goethes durch Heinrich Meyer erlassenes Manifest, das die „neudeutschpatriotische Kunst" treffen sollte, sich wendet, so bleibt ihre Liebe den älteren Generationen mit ganzer Lebhaftigkeit erhalten. Sie protestiert gegen die Schrift aus dem Kreise Goethes; sie sei seines großen Namens nicht würdig. Der mystische Unsinn von Tieck und Schlegel werde vergehen, allein das wahre Gefühl für Religion sei reger geworden seit 20 Jahren.[1]) Sie fühlt sehr richtig aus ihrem großen Mitleben des Zeitalters, daß die Seelenrichtung der Epoche auch an der Kunst sich wirksam erweisen müsse. Stolz sagt sie: „Die Preußen sind jetzt die ersten Künstler in Rom, wenn man von Thorwaldsen absieht." „Ein schöner Geist belebt die Deutschen, und die gewaltige Zeit, die so vieles entwickelt hat, hat auch hier entwickelt und gereift."[2]) Bei solcher Auffassung hat sie auch die Kunstepoche Münchens unter Ludwig I. noch unbefangen zu würdigen gewußt. Werke der Romantiker kamen auch wohl in ihren Besitz, wie ein Sebastian von Veit, Jakob und Rahel am Brunnen, von Overbeck; die Tochter Gabriele, damals Braut, ließ sie von Schadow malen.[3])

Allein, sie fuhr fort, vor allem Werke ihrer Lieblingsplastiker, Thorwaldsens und Rauchs, zu begünstigen. Bei ihrem letzten italienischen Aufenthalte bestellte sie die Speranza bei Thorwaldsen, die dann in Bronzenachbildung auf der Säule über den Humboldtgräbern aufgestellt worden ist. Sie liebte diese beiden Künstler seit langem als Menschen und in ihrem Schaffen. Rauch vollends ist wie ein Glied der Familie geworden. Ihr Bericht vom 3. Januar 1810 über die einfache, liebenswürdige Feier, die sie in ihrem Hause zu Rauchs Geburtstag veranstaltete, gibt einen unmittelbaren Blick in die Art ihres

[1]) An Welcker bei Leitzmann, 1901.

[2]) Vergl. die ganze Stelle in dem Brief an Rahel, S. 182.

[3]) Schadows Bild wiedergegeben in: G. B. Das Werk Overbecks vergl. Howitt (Binder), II., S. 406; Veit bei Spahn, Künstlermonographien.

Umgangs mit den treuen und unsagbar anhänglichen Künstlern. „Ich versichere Dich," schreibt sie dem Gemahl, „daß er über das dargebotene (Gute) so gerührt war, daß er weinte. Er ist ein guter und innig dankbarer Mensch, der Gemüt und Anhänglichkeit hat." Rauch gab dann am 23. Februar, dem Geburtstag Karolinens, seinem Gefühle Ausdruck, indem er die Tochter Adelheid als Psyche in natürlicher Größe mit einem Schmetterling in den lieben Händchen darstellte. Das Werk, das jetzt noch in Tegel ist, nannte der Meister selbst gern das reizendste, das ihm je gelungen sei.[1])

Aber nicht minder nah standen ihr einige Maler der älteren Generation, so die Brüder Riepenhausen, die sich zuerst zu der romantisch-mystischen Richtung gewandt hatten und die sie vornehmlich als Zeichner schätzte. Am meisten liebte sie Wach, der während ihres letzten italienischen Aufenthaltes das Leben der heiligen Elisabeth für die edle Prinzessin Marianne malte. Schick und Reinhart waren in der Zeit des früheren italienischen Aufenthaltes ihre bevorzugten Künstler. Sie liebte auch die Menschen an ihnen. Reinhart, den sie einen rechten Schatz nennt, eine so treue als sichere Natur, Schick, dessen graziöses und begeistertes, jugendlich reines Wesen sie innig anzieht.[2]) Der eine ist ihr ein sehr treuer Interpret der römischen Landschaft und der andere wurde der Maler der entzückenden Porträts der Familie, vor allem derer der Frau v. Humboldt selbst und der beiden Kleinen, Gabriele und Adelheid. Von den älteren Künstlern, in deren Kreis Goethe sich hauptsächlich bewegte, hat sie, scheint es, nur Angelika Kaufmann noch gekannt und auch geschätzt, wenn auch nicht mehr mit einem so nahen Gefühl, wie es für Goethe natürlich war.

So hat Karoline, wie sie den Zenit der deutschen klassischen Literatur erlebte, auch die Frühlingszeit deutscher Plastik und Malerei mitgemacht, ja sie hat selbst eine Stellung wie keine zweite Frau sonst je in deutscher Kunstgeschichte eingenommen. War doch auch in ihrer Seele die ganze Poesie, der reinste Duft dieser schönen Frühzeit deutscher

[1]) G. B., S. 67, f.

[2]) Über Reinhart an Charlotte v. Schiller, S. 190. Über Schick S. 199 des Briefwechsels Goethes mit den Gebr. Humboldt. Im ganzen vergl. Goethe-Jahrbuch, B. 16. 2 Briefe von Goethe und einer von Karoline, herausgegeben von O. Harnack.

Kunst im 19. Jahrhundert. Dieses Verdienst mag jetzt leicht verkannt werden, solange diese Epoche nach ihrem unvergänglichen Werte und Reize, der ihr trotz aller Mängel unzweifelhaft inne wohnt, so wenig geschätzt wird. Aber einmal wird ja die Zeit kommen, wo man sie richtig würdigen wird; ja man wird dann die Erzeugnisse dieses jugendlich und edel deutschen künstlerischen Schaffens wie Kostbarkeiten zu sammeln und zu erhalten suchen. Dann wird auch das Verdienst Karolinens erst ganz anerkannt werden.[1])

Noch gilt es, für diese Epoche der Reisezeit und zumal für den ersten römischen Aufenthalt, Karoline als Mutter zu betrachten. Man darf sagen, die Poesie dieser Familie ist einzig und ewigen Angedenkens unter den Deutschen und allen Menschen wert; wir können sie uns noch recht reizvoll vergegenwärtigen, wie sie im Kreise der Ihrigen sich darstellte, als sie in Rom anlangte. Friederike Brun hat Frau v. Humboldt mit zarten Zügen zu charakterisieren gewußt. Ihre ganze einzige, universale, deutsche und liebende Persönlichkeit und ihre Hausmütterlichkeit; ihre seelische Welt, weit und hoch und tief, dabei ganz frauenhaft in allem, insbesondere als Gattin und Mutter so treu, so selbstvergessend, so vollständig den süßen Pflichten der Mutter hingegeben, obgleich ihre Gesundheit eine fortwährend sehr zarte und schwankende war; übrigens immer heiter und geduldig und trotz aller Tag- und Nachtmühe in Rom sich schnell erholend: „Bald sahen wir das schöne, Geist und Liebe blickende Auge sich beleben, die kastanienbraunen Haare das liebliche Köpfchen umwallen ... und den so ausdrucksvollen, feinen Mund von frohem, oft so reizend mutwilligen Lächeln umspielt.“[2]) Ein köstliches Porträt aus dieser Zeit von Gottlieb Schick bestätigt diese Schilderung durchaus; es ist das schönste Werk, das wir haben, um uns die wunderbar anziehende und ergreifende Schönheit und den Adel dieser Züge im Gedächtnis zu erhalten. Das Bild macht allein schon die Schätzung Schicks durch Karoline begreiflich,

---

[1]) Es war verdienstlich, daß man die Inkunabel moderner deutscher Freskenmalerei in der Casa Bartholdi nach Berlin in die Nationalgalerie überführte. Es wäre nicht minder eine verdienstliche, ja große Aufgabe, die Fresken der Villa Massimi, die jetzt beinahe unzugänglich sein sollen, in sorgfältiger photographischer Wiedergabe zu veröffentlichen.

[2]) G. B., S. 33.

und die Seele dieser großen und liebenswerten Frau spricht aus ihm herzbewegend zu uns. Man könnte allein nach diesem Bild eine Studie über die Seele dieser Frau unternehmen.[1]) Andere Kunstwerke dienen dazu, die Holdheit und Lieblichkeit der Kinder Humboldts zu vergegenwärtigen, und auch diese Bilder ließen sich durch Familienszenen von oft zartestem Reiz aus den Briefen beleben. Des Bildes von Schick, das Adelheid und Gabriele als Kinder darstellt, wurde schon gedacht; auch von dem Werke Rauchs, das Adelheid als Psyche darstellt, ist schon gesprochen worden. Mir scheint es, als habe Thorwaldsen dieses graziöse, das heiterste Kind der Humboldts im Gedächtnis gehabt, als er für den Fürsten Torlonia seine kleine Tänzerin ausführte. Besonders ergreifend ist uns aber eine andere Arbeit Thorwaldsens, gewiß eine seiner schönsten — der Hirtenknabe. Als Karoline das Werk sah, rührte sie die Ähnlichkeit mit ihrem schönsten Kinde.[2])

Es war das Wilhelm gewesen, der ihr als neunjähriger Knabe entrissen wurde, eines von jenen Kindern, die wie Erscheinungen aus einer anderen Welt anmuten und früh wieder in eine andere Welt übergehen zu müssen scheinen. Mich erinnert seine Geschichte, das Wesen und die Kraft der Liebe, die er erweckte, immer an den Knaben Willibald, den schönsten und herrlichsten Sohn von Ernst Moritz Arndt, der im Rheine ertrank. Karoline und die Humboldts überhaupt erzählen viel Wunderbares von ihrem Wilhelm. Er war so ergreifend schön, daß die Frauen auf den Straßen die Mutter selig priesen und riefen: è un angelo! Aber nun wurde er ihr entrissen, und ihr Schmerz über diesen Verlust war unermeßlich. Bei dieser Gelegenheit tun wir, ähnlich wie früher bei ihrem Verhältnis zu Burgsdorf, tiefste Blicke in die Natur Karolinens. Wir sehen die Größe derselben und wir werden uns zugleich dabei bewußt, daß ihre Entwicklung noch nicht den Gipfel erreicht hat.

[1]) Das Bild war im Besitz Alexander v. Rennenkampffs, der es aus Rom mitgebracht hatte, jetzt ist es im Besitz seiner jüngsten Tochter, Frau Generalin Cäcilie v. Parseval, eine Abbildung in der Schrift von Distel: Aus Wilhelm v. Humboldts letzten Lebensjahren. 1883. Ungünstig äußert sich Rehfues über die körperliche Erscheinung Karolinens. Vergl. Baisch: Reinhart S. 169.

[2]) Die kleine Tänzerin, abgebildet bei Rosenberg: Thorwaldsen, Abb. 112. — Der Hirtenknabe. Abb. 42.

Am 15. August 1803 1¾ Uhr nachmittags starb der etwa neunjährige Wilhelm; dann war das Leben Theodors wochenlang in Gefahr. Beide Knaben waren, während die Eltern gerade in der Stadt verweilten, plötzlich in Ariccia von einer Fieberkrankheit ergriffen worden. Wilhelm starb trotz aller Anstrengungen des ausgezeichneten Arztes Kohlrausch, der den Humboldts ausnehmend ergeben war. Seine, der Mutter, der Eltern Aufopferungen hatten nach langen, bangen Wochen nur den Erfolg, Theodor am Leben zu erhalten. Auch die älteste Tochter und die zwei Mägde lagen damals im Hause krank. Nur Karoline konnte Wilhelm noch pflegen. Humboldt fand bei seiner Ankunft den eben Verschiedenen. Wie kurz vor dem Ausbruch des Anfalls der Bruder der Königin Luise, der für Karoline begeisterte Prinz Georg von Mecklenburg, Wilhelms Schönheit in einer Art von Verklärung beobachtete, so leuchtete sie auch noch im Tode sozusagen überirdisch, als er dem Bruder rief: „Venite Teodoro alla piramide.“ Die Mutter schauerte bei diesen Worten zusammen, die an den Friedhof bei der Pyramide des Cestius erinnerten, wo der Knabe dann in der Tat zur Ruhe gebettet wurde. Ihre große und im Grunde starke Natur machte ihr möglich, die Umstände der Erkrankung und des Todes mit allen den geheimnisvollen Verkettungen der Umstände und scheinbaren Zufälligkeiten klar festzuhalten und den Freunden mitzuteilen.

Aber ein grenzenloser Schmerz durchwühlte ihr Wesen. „Die Schmerzen der mütterlichen Brust sind die tiefsten des Lebens,“ schrieb sie dem Vater, und gegen die Freundin Charlotte v. Schiller brach die Unermeßlichkeit ihres Jammers vollends heraus. Es ist das nach meiner Auffassung einer der Briefe, die zu den erschütterndsten und doch wieder erhabensten gehören, die je eine Frau geschrieben: „Wie seine Augen im Tode brachen, seine Augen, deren reiner Glanz nur mit dem letzten Atemzug erlöschte, mußte ich mich fragen: Wohin führt dieser Weg und wohin der Funke des Lebens, der noch soeben diese liebliche Gestalt bewegte? Ach, alles ist tiefes Geheimnis. Entstehung und Tod deckt eine furchtbare Nacht, und das Furchtbarste und Widersprechendste in der weiten Natur ist der Tod eines blühenden Kindes, in dem alle Kräfte sich regen.“ Die Starrheit, die sie ergriffen habe, sei nicht mehr zu lösen. „Ich trage sein Schicksal und das meine wie ein schweres Rätsel mit mir herum, das mein eigener Tod mir erst lösen wird.“

Und weiter: „Aber sagt mir, Ihr Lieben, nächst dem tödlichen Schmerz des Verlustes, kommt es Euch selbst nicht wie eine Ungerechtigkeit, eine Kränkung des Schicksals vor?“ Und nachdem sie der Verkettung der Umstände gedacht, fragt sie wieder: „Liegt nicht in dem allen eine tiefe Tücke des Schicksals? Ach, nur zu tief fühle ich es, von meinem Leben ist der Glanz, der es schmückte, der schöne Glanz eines heiligen Glückes, eines unberührten Schicksals hinweggenommen und ich habe keine Sicherheit mehr über das Teuerste.“ Einige Jahre später fügte sie hinzu, ein Gefühl höherer Kraft habe allein sie in diesen unaussprechlichen Leiden gerettet.

In diesen Ausbrüchen des Mutterschmerzes, die man nicht ohne Schaudern und Ehrfurcht lesen kann, wird doch auch offenbar, daß sie damals ihre Entwicklung noch nicht zu der Höhe und Reife der Jahre der Vollendung geführt hatte. Auch später blieb sie dem Seelenschmerz nicht weniger geöffnet; aber obwohl zugleich von körperlichen Leiden gequält, trug sie ihn mit wunderbarer Geduld und Ergebung. Sie gewährte der elementaren Kraft des Schmerzes ihr Recht, aber als heilige Gewalt faßte sie ihn auf, und sie fühlte durch alles hindurch die Tröstung der Religion, der christlichen Religion, der allerbarmenden Liebe. Damals sah sie nur das Rätsel, die Abgründe, die Tücke des Geschicks. Ihre innere Welt hatte noch nicht zu der später errungenen Klarheit sich erhoben; es fehlte den Idealen des Schönen, Wahren und Guten noch die Krönung und die Verklärung aller Rätsel im Lichte des Religiösen, um in ihrer Mitte und selbst in ungeheuren Leiden vertrauend, ja zuversichtlich und sieghaft zu bestehen. Humboldt war doch schon weiter darin, wenn auch noch keineswegs an dem Ziele, das er unter den Eindrücken der verklärten Erscheinung seiner Frau am Ende seines Lebens erringen sollte. Auch er war aufs innerste ergriffen von dem Tode Wilhelms, der sein Lieblingskind gewesen; aber er war gefaßter, und 1804, als die Gattin für einige Zeit nach Frankreich und Deutschland gereist war, hatte er ihr einen inhaltsvollen Trostbrief geschrieben.[1])

[1]) Vergl. das Exzerpt von Schlabrendorfs Hand aus dem Briefe Rom 1804 im: „Neuen Reich“, 1878, S. 549. — Die Briefe Karolinens hinsichtlich des Todes Wilhelms an den Vater, G. B., S. 40. An Charlotte v. Schiller, Bd. 2, S. 191. (Charlotte v. Schiller und ihre Freunde.)

„Wir haben immer," so beginnt er, „die sogenannten Schonungen gehaßt." Das, was sie die Verkettungen einer Menge kleiner Ursachen nenne, seien nur scheinbar Ursachen: „Das Leben des Menschen hängt nicht von diesen unbedeutenden Ereignissen ab. Wenn er geboren wird, trägt er den Keim seines Todes und Lebens in sich." Nicht die Umstände sind es, die über ihn gebieten; seine Bestimmung lenkt und ordnet sie selbst. „Der Mensch muß nie nach etwas anderem, als nach der Notwendigkeit des Augenblicks handeln, der Erfolg muß ihn unbekümmert lassen. . ." „Auch das Schicksal kann nur eine wohltätige Macht sein, und aller wahrer Schmerz ist nur eine Dumpfheit, die sich nach der Freiheit sehnt, deren künftigen Genuß sie mit Sicherheit ahndet." — Er weist auf das Höchste, worauf alle innere Größe und alles innere Glück beruhen, auf den unwiderstehlichen Hang, sein eigentliches Dasein nur da zu suchen, wo sich die tiefempfundene Wirklichkeit in Unendlichkeit auflöst.

Das war philosophisch ausgedrückt, aber es war doch schon christlich, von einer Seele aus gesehen, auf die in Wahrheit das Wort, die echte Seele sei von Natur Christ, anwendbar ist. Denn die Erlösung jenseits aller äußeren Wirklichkeit von der inneren Wirklichkeit aus, diese Erlösung, die auf der Erde nur erst beginnen kann, war der schmerzbewegten Mutter hier schon als Trost gezeigt. Karolinens große Natur hat sich ihm gewiß nicht entzogen; das beweist am besten die Tätigkeit ihres Lebens. Allein sie hat ihn doch noch nicht in der Weise, wie er ihrer Weiblichkeit gemäß werden mußte, nämlich aus dem Kreise ihrer Originalität heraus, in solchem Maße zu erarbeiten vermocht, daß er gegenüber den Stürmen des Lebens sich bewährte. Das zeigen die Ausbrüche des Schmerzes, als sie 1807 den zweiten Sohn, Gustav, an der Pyramide des Cestius bestattete. Es war das dritte Kind, das sie verlor; denn auch ein Mädchen, Luise, war ihr schon entrissen worden, das bei Paris begraben worden war. Der kleine Gustav war bereits der Liebling der Leute geworden, die ihn il santarello, den kleinen Heiligen, hießen, wegen seiner Güte. Die Mutter aber hatte aus seinem begeisterten Blicke die Hoffnung geschöpft, er werde ihr die Versöhnung des Geschickes bringen. Mit solchen Gefühlen habe sie ihn mit Andacht empfangen. Furchtbar aber litt sie nun wieder bei diesem neuen Verluste. „O Gott," ruft sie, „gibt es einen Zustand der

Seelenangst, der über den geht, wenn man aus der innersten Tiefe des Busens fleht, daß es enden möge." „Niemand hat mir beigestanden," sagt sie. In einem zweiten Briefe erst setzt sie mildernd hinzu, Humboldt sei so gut, Karoline und Theodor seien ihr Engel gewesen, aber es könne kein Mensch dem andern in dieser tiefen Not beistehen. In dem ersten Briefe aber an Charlotte v. Schiller sagt sie noch: „Wenn man nicht aus der eigenen Brust die Kraft des Lebens nimmt, so gibt wahrlich nichts sie einem von außen", und vorher: „Ich gehe einen dunklen Weg allein . . ." Erst im zweiten Briefe gedenkt sie wenigstens fragend der Möglichkeit des Wiederfindens: „Der schönste Gedanke ist der der Zukunft über dem Grabe; aber wer gibt einem diese herrliche Gewißheit?"[1])

Vielleicht darf man sagen: Auch später hat sie nicht aufgehört, immer wieder mit der dem Menschen natürlichen Bangigkeit diese Frage zu stellen. Aber sie hat als Gereifte auch immer wieder die Antwort gefunden und zwar von der Gewißheit aus, von der schon die Jugendliche im Aufgang ihres Lebens es aussprach, daß sie auf der Höhe der Empfindung der suchenden Seele begegne.

Alle Antworten aber der Gewißheit gegen alle Ungewißheit waren ihr in der Zeit ihrer Vollendung auf den Ton gestimmt: Die Gewißheit gibt die göttliche Gewalt der Liebe, dieselbe Grundgewalt, aus der die höchsten Schmerzen, aber auch die höchsten Seligkeiten kommen.

Dritte Stufe.

Epoche der Befreiungskriege.

Goethe und Schiller und die deutsche Literatur, Rafael und die großen Italiener, dazu die Morgendämmerung der deutschen Kunst und die Erlebnisse mit Humboldt und der Familie hatten bisher die Persönlichkeit Karolinens bereichert und geführt. Aber erst die Erfahrungen des großen Befreiungskampfes, der gewaltigen Peripetie des größten Dramas der Weltgeschichte, das zwischen Napoleon und der

[1]) Ähnlich schrieb sie an Reinhart anläßlich des Todes Schillers: „Er ist dahin, ach! und selbst ein Geist wie der seine kehrt nicht zurück, uns mit einem Laut zu sagen, ob es ein Jenseits gibt und ob dort die dunklen Rätsel des Lebens gelöst werden?" Baisch: Reinhart, S. 180.

Kulturwelt sich abspielte, haben die Entwicklungsepoche zum Abschlusse gebracht. Ihre Entfaltung blieb freilich auch dann nicht stehen; aber sie bewegte sich fortan sicher in dem mächtigen Bette, das ihre Entwicklung sich gegraben. Alles hat seitdem mehr Stille, Klarheit und Harmonie, bei aller Tiefe der Schmerzen und Freuden, die der wunderbaren Frau blieben bis zu ihrem Heimgange.

Die ganze Größe ihrer gottbegnadeten Seele flammt in Licht und Wärme auf in den Entscheidungstagen für die Kulturwelt, für Deutschland und Preußen. Jetzt wurde sie ganz preußisch, ganz deutsch, und ihr reiner Patriotismus verschmolz mit der Glut einer erhabenen Humanität, die im Religiösen, im Christlichen ihren höchsten Richtpunkt hatte. Daher kam ihr das siegesgewisse Vertrauen und der Trost inmitten aller Ernten, die gerade jetzt Tod und Krankheiten hielten. Dabei blieb sie auch jetzt ganz weiblich, und nun eben vollendete sich in ihr die Weiblichkeit, die Humboldt immer mehr als ein Ewiges und Unendliches und Einziges fühlte. Ihr ganzes Wesen als Preußin, als Deutsche ist Liebe, wie ihr ganzes Wesen als Gattin, Mutter und Freundin. Sie zeigt von diesen in ihr herrschenden Gefühlen aus sich in einer großartigen Einheit der Weltauffassung und der Tätigkeit.

Wie Humboldt, so wurde auch seine Gemahlin zuerst durch das Unglück Preußens bei Jena und Auerstädt tief ergriffen von dem Lose des Vaterlandes. „O Gott," schreibt sie einem treuen Sekretär ihres Vaters, „in welchem Zustande ist unser armes, so gutes und so braves Deutschland! Wer kann jetzt für die Ereignisse des künftigen Tages stehen! Diesen Ereignissen mit dem Mut entgegenzugehen, den allein das Gefühl und das Bewußtsein unverletzter Pflichten gibt, ist mein einziges Bestreben, und in dem Sinne erziehe ich auch meine Kinder; denn ich ahne, daß auch sie viel erleben werden." Seit sie Italien verlassen hat und in Wien sich aufhält, fühlt sie mit Ergriffenheit die Entscheidung herannahen. Wie blutet ihr das Herz bei dem Spott, der mit Deutschland getrieben wird, diesem Lande der schönsten und kräftigsten aller Sprachen, das eine größte Mission erfüllen sollte, und dem es, wie in Wien und besonders in den höheren Ständen sehr an Ernst und Tiefe gegenüber den Forderungen der Zeit fehlte. Damals hat sie Schiller glücklich gepriesen, daß er Deutschlands Fall nicht

habe erleben müssen.[1]) Dann aber, als die großen Siegestaten vollbracht waren, spricht sie mit hohen Worten zu der Freundin, der Frau des dahingegangenen Schiller: Wieviel er dazu getan, er, der Millionen begeistert habe und begeistern werde; — das werde ihr mit der Hoffnung auf einstiges Wiedersehen den Lebenspfad erhellen.[2]) Karoline sah wahrlich richtig. Man dürfte sagen, Schiller habe als eine große Macht in den Schlachten der Befreiungskämpfe mitgefochten.

Mit dem prophetischen Blick ihrer deutschen Frauenseele sah sie in eine große Zukunft des Deutschtums. „Unsere Kinder werden dazu wirken, daß Deutschland sei das erste Land der Welt an Kraft und Bildung, an gesetzmäßiger Ordnung und echter Religion." Sie tröstet sich so darüber, daß damals doch sehr vieles noch nicht erreicht werden konnte für Deutschland. Aber es gehe zum Besseren; niemand werde ihr den Gedanken rauben, daß die Ideen es sind, die zuletzt die Welt regieren, sagt sie mit einer Wendung, die sich in diesem Falle einmal an eine Prägung anschließt, wie sie ihrem Gemahl besonders geläufig war. Nach langem Kämpfen werde endlich dem gemeinsamen Vaterlande der Friede als Frucht der Kraft kommen.[3]) Sie fühlt wie die Besten der Zeit, daß die Schranken zwischen den Deutschen fallen, ein Vaterland unter ihnen wird, das nicht Preußen, Sachsen, Bayern und Hessen, sondern Deutschland heißt.[4]) Sie ist im Innersten begeistert durch die Größe Preußens in dieser Zeit; um so tiefer ist sie entrüstet über die Haltung der Deutschen, die sich mit Nichtigkeiten beschäftigen, indes die gewaltigsten Geschicke über den Menschen hinrollen. Mit empörtem Gefühl hingegen empfindet sie die Haltung der Franzosen, die nirgend durch die ungeheuren Erfahrungen zu einer Läuterung und Einkehr sich bringen ließen.[5]) Preußen aber liebt sie jetzt mit der reinsten Glut ihres Herzens; sie bedauert, in diesen Tagen der Erhebung nicht in Berlin gewesen zu sein, sondern in dem ihr wenig zusagenden Wien.[6]) Doch sieht sie auch hier das Anerkennenswerte und

[1]) An Charlotte v. Schiller, 3. Dez. 1811.
[2]) An Charlotte v. Schiller, 23. Januar 1815.
[3]) An Welcker, 24. Januar 1815.
[4]) An Welcker, 9. Januar 1815.
[5]) An Welcker, 30. Mai 1814.
[6]) Vergl. an Welcker, 27. Okt. 1813 und G. B., S. 86.

sie preist namentlich die Gemahlin des Kaisers Franz, Maria Ludovika, die sie auch in Gedichten gefeiert hat.[1])

Von der preußischen Tapferkeit spricht sie große Worte nach den Entscheidungen, die mit der Völkerschlacht bei Leipzig zu einem Ziele gelangten. „Die Freiheit der Welt hebt sich wieder empor," so jubelt sie. „Mit Stolz darf sich mein Vaterland und meine Mitbürger nennen. Alle, auch die glänzendste Tapferkeit darf sich nur neben dieser nennen; denn zu übertreffen ist sie nicht mehr. Mein Zustand ist ein Zustand der ununterbrochensten Rührung, denn wenn man wie ich beinahe ununterbrochen hört, wie sie überall die Ersten waren und überall zugleich die Bescheidensten und Mäßigsten sind, so kann man nicht anders als in einem tiefen, tiefen Dank es gegen Gott mit Tränen erkennen, daß er die gewürdigt, die Verfechter des Rechts und der Erkämpfung der heiligsten Güter der Menschheit zu sein, die er am tiefsten gebeugt hatte. Ich muß", setzt sie hinzu, „jedes deutschgesinnte Gemüt recht tief bedauern, wenn es jetzt durch die Gewalt der Umstände abgehalten ist, nicht die lebendige Erzählung von dem zu hören, was auf dem großen Kampfplatze täglich vorgeht."[2]) Sie ihrerseits hat sich darin beglückt gefühlt, ja beseligt, die ganze Größe dieser Zeit zu erfahren, und sie hat es wie eine heilige Aufgabe ergriffen, das Erfahrene innerlich zu durchleben nach der bleibenden, der ewigen Seite hin. Die Größe ihrer Natur war diese Zeit über in mächtigster Bewegung. All ihre Liebe fühlte und litt und jubelte mit den Kämpfenden. Unablässige Todesangst durchbebte sie. „Mein Herz ist", sagt sie, „bei vielen in diesem heiligen Kampfe und ist bei jedem ganz." Sie glaubte die Seufzer der Sterbenden in den Lüften zu vernehmen; sie hatte ein Gefühl, daß man jedem braven Soldaten jetzt die Hände und Füße küssen möchte. Sie folgte den Unbekannten und den Bekannten in den Kampf; unter den letzteren war der junge Held Körner, der so gerne in ihrem Hause verkehrt hatte, bis er sich von allem Lebensglücke losriß, kämpfte und fiel als ein seliger Held.

---

[1]) Vergl. die Gedichte bei Leitzmann 1901, S. 78 f. Über die Kaiserin Neues und Bemerkenswertes, besonders über ihre Beziehung zu Goethe im 17. Bd. der Schriften der Goethe-Gesellschaft: Goethe und Österreich, dort auch ein anziehendes Porträt.

[2]) An Welcker, 27. Okt. 1813.

Auch der geliebte Freund Alexander v. Rennenkampff war unter den Kämpfern und viele noch aus ihrem Kreise. Darunter vor allem der Sohn Theodor, damals 16 Jahre alt, dann Hedemann, der Bräutigam ihrer Adelheid. Als dieser 1815 hinauszog in den Kampf, da ließ sie das junge liebende Paar zuvor noch durch Schleiermacher trauen, damit sie für den Fall, daß sie auseinandergerissen würden, einander dennoch angehörig bleiben könnten. Adelheid trüge dann den Namen des Geliebten, für den Fall der Verwundung aber wäre die Jungvermählte freier, um dem Gemahl zu Hilfe zu eilen. Ihren Theodor hatten die Eltern dem ausgezeichneten Röder, der bei Kolberg sich schon hervorgetan hatte, anvertraut. Ihre Absicht war dabei, den ernsten und steten Sinn zu befördern, „den man", sagt sie, „wie die heiligste Blüte in jungen Gemütern pflegen muß."[1]) Ihre Kinder sollen der Zeit und ihrer Anforderungen sich würdig erweisen. Die Knaben sollen für nichts ihr Leben opfern, als für das Recht, und die Mädchen nur solchen Männern angehören, die dieses Sinnes sind. Sie empfindet es nach, was die Kinder einer solchen Zeit erleben werden. Wird ihnen etwa der gewaltige Ernst alle Freude der Jugend zerstören? — O, alles, was sie ungeheures und furchtbares sehen, wird doch dazu dienen, das junge Gemüt zu Gott zurückzuführen.[2]) Mit freudigem Stolze folgte sie dem Wirken ihres Gemahls in der großen Entscheidungszeit. „Humboldt treibt sein Geschäft wie ein weltliches, gut, exakt, wie er eben alles zu treiben bemüht ist; aber das Höhere, die Kronen, um die Tausende in den Tod gegangen sind, leuchten ihm ewig vor." Sie greift hilfreich ein, insoweit sie es vermag. Sie sammelt Beiträge an Geld, Kleidern, Wäsche. Sie wirkt darin mit der groß und kräftig arbeitenden Freundin Rahel zusammen; aber mehr noch beinahe als dieser, ist es ihr das Höchste, ist es ihr, als sei es der ihr zukommende Beruf, das Zeitalter in seiner vollen Größe innerlich zu erleben und auf ihre Existenz wirken zu lassen. Sie folgt dabei dem unwillkürlichen Zuge ihrer Frauennatur, der es, wie sie es faßt, ansteht, das Äußere mehr an sich vorüberziehen zu lassen, um so tiefer aber, mit einer Empfindung, die von der Liebe her ihre Aufschlüsse erhält, den innern Sinn der Erscheinungen zu ergreifen. „Man lebt",

[1]) An Varnhagen, 23. Mai 1812.
[2]) An Welcker, 24. Juli 1813.

so schreibt sie „in dieser so ernsten, anmahnenden Zeit mehr in dem stillen Nachsinnen, dem großen Gange des Schicksals folgend, bemüht jeden seiner Winke zu verstehen, als mit der eigentlichen Wirklichkeit.“[1])

So unausgesetzte Bewegtheit und Spannung rütteln nun freilich an den Festen ihrer zarten und doch starken Natur. Sie leidet auch physisch an Herzweh und Herzkrämpfen, wie Frauen und Männer sonst noch in dieser gewaltig die Existenzen durchwühlenden Zeit.[2])

Sie ist auch noch nicht über die Anwandlungen früherer Leidenschaftlichkeit gänzlich hinaus; aber mit Klarheit sieht sie jetzt das Ziel, dem ihr Wesen sich entgegendrängt:

Hinaus über alle „dunkle Leidenschaftlichkeit“ und immer tiefer sich erschließen „das Vermögen unendlicher Liebe“.[3])

Stille, Reinheit, Harmonie, Demut in Freude und Glück, Ergebung in Not und Schmerz und inmitten der Unglücksfälle, und alles von dem Vertrauen aus, daß unser Leben zum Unvergänglichen hinschreitet, alles von dem Glauben und der Liebe zu Gott aus betrachtet — das sind die Stimmungen, von denen jetzt die Briefe Karolinens erfüllt sind. Dieses Mitleben des Zeitalters, des Nahen und des Fernen, dieses Reifwerden inmitten dieses Erlebens, wird man als einen der bedeutungsvollsten Vorgänge in dieser seelengeschichtlich einzig großen Zeit zu betrachten haben. Hier ist eine deutsche Frau, an deren Haltung wir unmittelbar des Heiligen und Prophetischen inne werden, das die Germanen nach der berühmten Stelle des Tacitus in der Germania der Frau zusprachen. Die Briefe aller tüchtigen und bedeutenden Deutschen aus dieser großen Zeit, die mit patriotischem Gefühl den Ereignissen folgten oder an ihnen teilnahmen, sprechen mächtig zu unserer Seele, aber vielleicht stehen doch die Briefe Karolinens einzig da hin-

[1]) An Varnhagen, 7. März 1814.

[2]) Vergl. den Brief von Karoline am 20. April 1814 an die Rahel, wo sie von ihrem Herzleiden berichtet. Man sehe dann auch die sehr merkwürdige Antwort der Rahel am 22. April, wo sie erzählt, daß sie gleichfalls an Herzkrämpfen leide. „Ich leide seit Jahren und immer mehr daran und erfahre dadurch, wie viele Menschen daran leiden. Heim, unser beschäftigtster Arzt, hat vor meiner Abreise gesagt, die Krankheit würde immer allgemeiner“ . . . . . !

[3]) Vergl. an Varnhagen, 19. Aug. 1813.

sichtlich des Mitfühlens der Ereignisse und besonders in bezug auf die tiefinnerliche Auffassung des Sinnes der Vorgänge.

Sie lebt zurückgezogen, sie kann das durchschnittliche Gesellschaftswesen in solcher Zeit unmöglich um sich sehen. Sie braucht Einsamkeit und Stille. Das Gefühl, daß ein Weltgericht gehalten wird, durchdringt sie jeden Moment. Jetzt, „da die Festen aller Länder wanken", wird es ihr doppelt ein Bedürfnis, zurückgezogen zu leben. „Wenn man nicht dem ewig Wahren, Heiligen und Gerechten, den unveräußerlichen Gütern der Menschheit seine Kräfte und Leben zum Opfer bringen kann, welches seltene, hohe Los nur so wenigen Frauen beschieden ist", dann hält sie es doppelt für ein Bedürfnis, den Blick dem Himmel zuzuwenden, „von dem alles Gute kommt und zu dem, wie sie weiß, es auch einst zurückkehrt".[1]) Jetzt spricht sie nicht mehr vom Schicksal und seiner Tücke, auch nicht, wenn der Schmerz über die edlen Opfer sie zerreißt, und sie fragt: Wird man zuletzt verlassen und vereinsamt von allem Geliebten stehen? Nein, sagt sie, man wird die lieben und sich mit aller Gewalt des Herzens an die halten, die übrig bleiben. Jetzt ist ihr schon dies unerträglich, davon zu sprechen, daß das eigene Leben nur eben in den großen Weltbegebenheiten aufgehe. Das wäre doch zermalmend. Nein, so wendet sie es nun, wir stehen in Gottes Hand, und in die ewige Harmonie der Schöpfung, zu der der Schmerz gehört wie die Freude, wo der Tod verschlungen ist mit dem Leben, — wird vielmehr auch unser Leben aufgenommen werden.[2])

Diese Zeit macht demütig und gehoben zugleich. „Solcher Stolz wie der unsere, wie der der Preußen, ist mit der tiefsten menschlichen Demut gepaart."[3]) Diese Zeit zieht die Jugend und das Alter zu Gott. Diese Zeit erzieht, sie läutert die Herzen. Sie scheidet die tüchtigen Geister ab von den nichtigen und sie schafft Freundschaften, Verbindungen, die fürs Leben halten. Das alles fühlt sie und spricht es aus. Wirklich sind das lauter Tatsachen aus der Seelengeschichte dieser ungeheuren Zeit, und wir begegnen ihnen auch sonst bei ihren Mitlebenden. „Ach", ruft sie einmal aus, „wem jetzt nicht das Herz von Liebe und Glaube erfüllt ist, — dem wird's wohl nie erfüllt." Diese Zeit mache das Innere des Menschen in allen Beziehungen

[1]) An Welcker, 24. Juli 1813. — [2]) An Rahel, 19. Aug. 1813.
[3]) An Varnhagen, 23. Okt. 1813.

offenbar. „Wer sich mit Liebe und Vertrauen jetzt ergreift und erkennt, der hat einen, den besitzt man für das ganze Leben.“ Und sie vertraut, daß das, was man für dieses Leben in Wahrheit und Liebe besitzt, auch in der lichten Welt jenseits des Todes bleiben wird.[1])

Damals hat ihr die Rahel einmal erzählt, wie sie, Karoline, auf einen jungen Mann gewirkt, der mit Empfehlungen in ihre Nähe gekommen. Einen Engel nannte er sie. „Wie gut, wie liebenswürdig nahm sie mich nicht auf! Welch eine Reinheit des Gemüts, welch ein Geist leuchtete nicht aus ihren großen blauen Augen hervor! Sie behandelte mich wie eine Mutter.“ Sie erwies sich ihm hilfreich, und wo er sie auch sah, im Kreise der Familie oder in Gesellschaft, begeisterte ihn das eine Mal ihr Herz, das andre Mal ihr Geist. Nie werde er sie vergessen. „So dies Kind,“ fügt Rahel hinzu, „dieser Knabe. Er verabscheute nichts so, als Soldat sein: Nun will er's werden! Du bist gesegnet, fühl ihn, den Segen! Angenehm vor Menschen zu sein, vor Gott! Das Herzensgepräge im äußern zu tragen! Fühl es!“ —

Als Gereifte ging Karoline aus den Stürmen dieser Jahre hervor. Sie trat in die Zeit ihrer Vollendung. Sicher stand sie in der Welt, im Leben, in dem Bereiche ihrer Leiden und Freuden, immer menschlich lernend, demütig und hochgemut zugleich. Man dürfte an die Worte erinnern, die Virgil auf der Höhe des Purgatorio zu dem reifgewordenen Dante spricht: Frei, grad, gesund ist, was du wollen wirst, und Fehler wär es, deiner Willkür wehren.[2])

Als Karoline um ihrer Gesundheit willen nach den Befreiungskriegen noch einmal in Italien lebte, bewies sie darin die Klarheit und Untrüglichkeit ihres Blickes, daß sie ohne Schwanken inmitten der Gegensätze, welche die Kunstwelt bewegten, das Gute und Tüchtige, wo immer es ihr entgegentrat, zu würdigen und zu fördern wußte. Sicher stand diese größte Frau Deutschlands, an der das größte

---

[1]) An Varnhagen, 7. März 1814. An Welcker, 24. Januar 1815.

[2]) Vergl. Purgatorio 27. Gesang, Schluß. Das Obige nach der Übersetzung von Streckfuß. Im Original lauten die Zeilen:

Libero, dritto, sano è il tuo arbitrio,
E fallo fora non fare a suo senno . . .

Aber man sehe die ganze Stelle.

Leben geformt hatte, zwischen den verschiedenen Richtungen des geistigen Lebens. Sie wurde nicht fortgerissen von dem kranken Mystizismus der Romantiker; sie wurde aber auch nicht irre geleitet durch Goethes Verkennung des Zusammenhangs des künstlerischen Schaffens und des Lebensgehaltes des Zeitalters und der Nation. Schlegels mystischer Unsinn wird vergehen, sagt sie, allein das wahre Gefühl für Religion ist reger geworden seit zwanzig Jahren. Und in einem Irrtum, den sie auch später wohl nie ganz hat überwinden können, wie die meisten Zeitgenossen, die noch nicht so summieren konnten, wie wir jetzt, fügt sie hinzu: „Goethe aber ist von Natur ein Heide." Gegen Friedrich Schlegels verhängnisvolle Verkennung aber des Segens des Protestantismus und gegen seine ultramontanen Auffassungen vom Katholizismus in seinen Wiener Vorlesungen hatte sie sich schon 1812 entschieden ausgesprochen, als sie diese gehört hatte.[1])

Briefwechsel und Freundschaft mit Alexander v. Rennenkampff.

Ehe ich diesen Versuch eines Charakterbildes der Frau v. Humboldt durch eine Behandlung der Zeit ihrer Vollendung als Persönlichkeit abrunde, muß ich zuerst der Briefe Karolinens an Alexander v. Rennenkampff gedenken, die in dem zweiten Teile dieses Buches dem Leser dargeboten werden. Aber nicht bloß der Briefe gilt es zu gedenken, sondern auch des reinen, edlen und reich im Leben beglückten Freundes, an den sie gerichtet sind. Erhalten sind von dem Briefwechsel nur die Briefe Karolinens selbst und auch von diesen nur ein Teil. Erst 1819, seit Karoline von ihrer letzten Reise nach Italien zurückgekommen war, beginnen ihre Briefe. Von da an aber ist die Folge derselben wohl auch vollständig erhalten und sie führt bis in die Zeit kurz vor ihrem Hinscheiden. Von den Briefen Rennenkampffs hätte Wilhelm v. Humboldt selbst gewünscht, daß er sein Verlangen zurücknähme, sie sollten verbrannt werden; aber es ist vermutlich doch dabei geblieben; das Bedauern darüber wuchs in mir, je mehr ich mir die Gestalt Rennenkampffs aus seinen Schriften, den

[1]) Vergl. an Welcker, Wien, 6. Juni 1812, Rom, 20. Okt. 1817.

Briefen aus der Zeit seines Alters und denen der Frau v. Humboldt selbst lebendig hervorrief. Beim Lesen der Briefe Rennenkampffs versteht man das Wort seiner Lieblingstochter Elise: Leben für ihre Seele habe sie geschöpft, jedesmal wenn sie einen Brief von ihm empfangen und in sich aufgenommen.[1])

Humboldt aber erzählte Rennenkampff, wie Karoline ihm oft aus seinen Briefen vorgelesen habe und wie sie beide sich hauptsächlich des schönen und edlen Sinns gefreut hätten, der aus seinen häuslichen Schilderungen gesprochen habe.[2])

Auch schrieb er ihm: „Es ist unendlich süß, sich von einer geliebten Hingeschiedenen mit einem Freunde zu unterhalten, der so ganz ihren Wert erkannt, so innig an ihr hing und von ihr so wahrhaft geliebt wurde.“[3]) Rennenkampff hat in seinen Briefen aus vollster Tiefe der Seele gesprochen, ganz so, wie Karoline ihrerseits tat, die einmal geradezu es aussprach: „Ihnen darf ich alles sagen.“[4]) Diese edle Vertraulichkeit war gegründet in der innigen Freundschaft dieser beiden Seelen, die einander völlig würdig waren. Kein Wunder, daß demgemäß eine Folge von Briefen Karolinens sich hier zusammenfügte, die unter den Briefen, die bisher bekannt geworden sind, eine einzigartige Stellung einnehmen. Sie sind an innerem Gehalt wie die früher veröffentlichten eine Bestätigung der hohen Wertung ihrer Briefe durch Wilhelm v. Humboldt. „Die Briefe der Li sind ein unbeschreiblicher Schatz,“ schrieb er nach ihrem Tode; „eine solche Fülle und Harmonie der Empfindung, eine solche sich immer gleich bleibende Liebe in den verschiedenen Stufen des Lebens, eine solche Reinheit und eine so schöne Freiheit von aller willkürlichen Beschränkung — und wo ist das nun alles? Das frag ich mich täglich an dem lieben Grabe.“[5]) Aber auch jene Worte passen auf alle diese Briefe, die Karoline einmal gebraucht, um den Eindruck eines Schreibens Rennenkampffs auszusprechen: Gerührt, erfreut, erschüttert habe sie dasselbe. „Der Brief“, heißt es dann weiter, „ist wie das Leben; so wechselnd, so reich, so überselig auch und wieder so schauervoll.“ Wie viel ist in diesen Briefen von

[1]) Elise v. Weiß an ihren Vater, 15. April (ohne Jahreszahl, aber da er von Genua aus geschrieben ist, gehört er in die Zeit um 1850 herum).

[2]) Distel, a. a. O., S. 27. — [3]) Distel, a. a. O., S. 25. — [4]) Vergl. Brief Nr. 7.

[5]) An Karoline v. Wolzogen, II., S. 59.

schweren, auf- und abwogenden körperlichen Leiden die Rede, bis zu dem Höhepunkt der letzten Krankheit, — wie viel auch von den noch tieferen Schmerzen der liebenden Seele, die mit den Ihren leidet und die endlich die Trennung von dem geliebtesten unter den geliebten Kindern wie eine Unmöglichkeit für die Seele durchzumachen hat. Aber wie sieht man auch, daß über allen äußeren Schmerzen die innere göttliche Kraft sich behauptet, ja erhebt und sich inmitten aller Seelenleiden vertrauend dem Urquell aller Liebe zuwendet. Das, was sie in der letzten Krankheit, die wider Erwarten doch noch einmal eine Rückkehr in das Leben brachte, geäußert: „Es ist ein Mensch fertig!" — die Entwicklung nach diesem Ziele hin beleuchtet sich in den Briefen an Rennenkampff in vielen einzelnen und bedeutungsvollen Momenten.

Neben dem Schauervollen aber, wie reichlich ist in ihnen auch das „Überselige". Der Leidfähigkeit der liebevollsten Seele entspricht die Freudfähigkeit. Alle diese Briefe geben Kunde von dem erstaunlichsten seelischen Mitleben, von der Anteilnahme an allem Großen und Kleinen, was den Freund in seinem Lebenskreise bewegt. Dabei hat diese Brieffolge den Vorzug gegenüber den bisher zugänglich gewordenen, daß sie von 1819 ab wohl eine lückenlose ist. Man könnte beinahe sagen, diese Briefe hätten unter denen Karolinens eine Stelle, wie unter denen Humboldts die an eine Freundin, sie bildeten als Briefe an einen Freund dazu eine Art Pendant. Auch darin sind sie ein Seitenstück zu dem berühmten Briefbuch Humboldts, daß sie aus einer Seele kommen, in der die *höchste Menschheitsbildung und die ungebrochenste Natürlichkeit als eine untrennbare Einheit* erreicht ist. Von daher stammt die „edle Einfalt und stille Größe", die diesen Briefen in so eigentümlicher Weise ihren Charakter verleiht. Doch ist alles dabei ganz frauenhaft und darum von den Briefen Humboldts bei aller innigsten Verwandtschaft wieder ausnehmend unterschieden. Sie kommen so ganz aus dem Urgrunde wahrhafter weiblicher Menschlichkeit heraus, daß ich nicht zu unterscheiden wüßte, so wenig wie hinsichtlich der Briefe Humboldts an eine Freundin, ob sie mehr für die heranwachsende und herangewachsene männliche oder weibliche Jugend wirksam sein können, um das physische und psychische Leben in seiner natur- und gottgewollten Schlichtheit und Reinheit füreinander in Verbindung und Tätigkeit zu halten.

Jedenfalls muß ich glauben, daß sie nach dieser Richtung hin bedeutungsvoll seien in unseren Tagen, die eine rechte Klarheit in dem Dilemma zwischen Prüderie und Schamlosigkeit zwar suchen, aber nur allzu oft gänzlich verfehlen. Hier nämlich ist das ganz Rechte, das zugleich Gesunde und Edle.

Wie auch in dem Briefbuch Humboldts, so ist ebenso in dem Karolinens ein schönes Beispiel eines rein seelischen Verkehrs der Freundschaft gegeben. Denn bei völliger äußerer Getrenntheit erhält sie sich durchaus an der Fähigkeit des seelischen Miteinanderlebens. Karoline hat nämlich ihren Freund Alexander, soweit ich feststellen kann, nur einmal oder etwa zweimal gesehen, seit er Rom am 14. Juli 1809 verlassen hatte, wo ihre Freundschaft gegründet worden war. Diese letzte Zusammenkunft geschah im Jahre 1817 in Frankfurt.[1]) Karoline wäre glücklich gewesen, den geliebten Freund in seiner Häuslichkeit zu sehen, wie Humboldt nach ihrem Tode an ihn schrieb. Hatte sie doch an dieser mit einer Zärtlichkeit aus der Ferne teil wie ein mütterlicher und doch zugleich jugendlicher Schutzgeist. Solche Fähigkeit, Freundschaften treu zu bewahren und überdies trotz unausgesetzter Entfernung fortzubilden, zeigt sich überhaupt stark und groß in dieser Epoche. Ich kenne keine Zeit, in der diese erhabene Kraft der menschlichen Seele so machtvoll sich geoffenbart hätte, und es ist dies freilich auch kein Zufall: es ist darin einer der ersten Maßstäbe großer und edler Zeiten anzuerkennen. Wieder aber wird es wenig Persönlichkeiten auch in dieser Zeit geben, die diese Gabe der Freundschaft in solcher Kraft besessen und betätigt hätten, wie Karoline. Aber auch ihr Freund Alexander hatte sie in einem ganz hervorragenden Maße. Wie Karoline, so besaß auch er das Glück, unvergeßlich zu sein den Freunden und niemals zu erkalten und zu vergessen. Auch wenn sie einmal längere Zeit nicht voneinander hörten, hielten sie aneinander treu fest. Nur wurde dann die zarte Karoline leicht ängstlich und besorgt. Aber völlig ließ sie es gelten, wenn Alexander auf eine Anfrage schrieb, nicht unwohl sei er gewesen, nur

[1]) Vergl. Brief Nr. 39. Dann auch Brief Nr. 8. — In diesem Briefe Nr. 8 gedenkt Karoline mit liebevollen Worten des besonders hochgehaltenen Geschenkes einer köstlichen Stickerei, die Rennenkampffs Mutter ihr nach Wien gesandt. In dem Briefe vom 31. Mai 1814 aus Bern an Schlabrendorf fragt Karoline, ob sie hoffen dürfe, Rennenkampff in der Schweiz zu sehen. Ich weiß nicht, wie es damit geworden ist.

sei ihm das Schreiben nicht zu Sinne gestanden. „Denn sie wußte wohl, daß ich unveränderlich von Herzen zugetan blieb. Das ist das Vertrauen der Freundschaft.“ [1]) Ganz war sie darin mit ihm eins, daß in den Briefen immer die Seele selbst zu reden habe und daß eben das sich nicht befehlen lasse. Kein Wunder, daß dieser Briefverkehr beiden eine Quelle der reinsten Freuden wurde; denn beide kamen darin vollständig überein, daß dem Menschen nichts Schöneres gegeben sei, als der Austausch lebendiger Seelen von ihrer Unerschöpflichkeit aus.

Die bei weitem ältere Karoline aber hat von diesem Briefverkehre wohl mehr den Trost gehabt, den sie so sehr brauchte, der Aussprache eines von unendlicher Liebe bewegten Innern und der Ausübung dessen, was wir als ihre größte Kraft erkannten, nämlich ihres Liebesvermögens. Alexander dagegen, der Jüngere im Bunde, hatte wohl den größeren Anteil dabei für die Verwirklichung seiner Persönlichkeit. Wenigstens eine schöne Äußerung über die verewigte Frau, wie er sie einmal nennt, liegt von ihm selbst vor; nämlich Rauch gegenüber spricht er von der Erinnerung an das Haus Humboldt, die ihn auf das allertiefste bewege: „Jetzt, da man ihr Leben übersehen kann,“ sagt er, „wie reich war es! Wie reich an den belebendsten Einflüssen auf die Mitwelt! Wie fruchtbar ging der Reichtum ihres Herzens und Geistes in so vielen bildsamen Gemütern auf. Das ist mehr und wirklicheres, als die hochgepriesene Nützlichkeit, mit denen flache Gutmütige nur Äußerlichkeiten in langen Reihen aufstellen; und was nicht immer in der nächsten Nähe aufging, keimte und blühte um so schöner in der Ferne überraschend.“ Dann deutet er darauf, wie Wilhelm v. Humboldt in diesem Zusammenleben erst die ganze Wärme und Tiefe seines Gemüts entfaltet habe. Wie kein zweiter außerhalb der Familie hat gerade Alexander teilnehmen dürfen an dem heiligen Kultus für die Heimgegangene, den der greise Humboldt ihr widmete. Ihm hat er die Wiedergabe der Zeichnung Wachs von Karoline geschickt mit der Bemerkung, daß niemand außer den Gliedern der Familie ein so großes Recht darauf habe, dies Bild zu besitzen. In seinem Hause kehrte Humboldt ein und hielt Rast, wenn er auf dem Wege nach und von

[1]) Rennenkampff an die Tochter Elise, 30. Mai 1852.

dem Seebade sich befand. Er unterließ es dann nie, trotz seiner körperlichen Hinfälligkeit, die ziemlich steile Treppe zu dem Zimmer Rennenkampffs emporzusteigen, wo er die Bilder seiner Frau fand, vor allem das Gemälde von Schick aus der römischen Zeit.[1])

Alexander v. Rennenkampff.

Leben, Persönlichkeit und Weltanschauung.

Die Teilnahme für Rennenkampff, die durch die Briefe Karolinens mit ihrer Fülle und ihrer Begeisterung der Freundschaft und Liebe lebhaft angeregt wird, habe ich wenigstens so weit zu befriedigen vermocht, daß seine Gestalt mir in ihrer Eigenart lebendig wurde. Für eine Biographie, die dieser edle und bedeutende Mann ohne Zweifel verdient, reicht das keineswegs aus. Eine solche gebührt ihm als einem denkwürdigen Vertreter der deutschen Art aus dem Kreise der Generation, die in kräftiger Jugend die Befreiungszeit erlebte und in ihr mithandelte. Welch ein Kapital haben überhaupt die Deutschen an ihren Männern und gerade an denen, die in jener Zeit alt und jung waren oder erst eben zur Welt kamen! Immer wieder drängt es mich dazu, aufzumuntern, unsere Jugendbildung mit einer größeren Entschiedenheit als bisher auf den Zusammenhang mit dieser größten und edelsten Epoche des Deutschtums zu stellen. Liegt nicht das Sehnen unserer Zeit nach der Richtung hin, in welcher jene so groß und schön sich betätigte?

Auch die Beschäftigung mit Rennenkampff hat mir dieses Gefühl nur verstärkt. In diesem Leben ist Kraft, Reinheit und Zartheit, in diesem Manne ist Glück nnd Segen auf der Grundlage dessen, was er immer am höchsten gewertet hat, — des Friedens nämlich der Seele aus rechter Anwendung der gottgegebenen Kräfte.

Auf dem großen Gute Helmet in Livland, das 80 Bauerngüter umfaßte, war er am 9. Februar 1783 geboren.[2]) Karoline feierte den Geburtstag immer mit festlichem Gefühl, freilich verwechselte sie ihn

[1]) Vergl. Distel, a. a. O., S. 9, 10, 28.

[2]) Vergl. die kurze biographische Skizze in: Allgemeine deutsche Biographie von Mutzenbecher. Dankenswertes, namentlich auch einige literarische Hinweise für Rennenkampff bei Distel: Aus Humboldts letzten Lebensjahren. Vergl. auch Goethe-Jahrbuch IV, S. 170, 179.

lange mit dem 10. Februar. Wie schön hat er ihn besonders im Kreise seiner Familie begangen. Den Vater verlor er früh; die ausgezeichnete Mutter hat noch sein späteres Lebensalter beglückt. Seine Ausbildung empfing er in Deutschland. Als er dann eine Zeitlang in seiner Heimat Amtsstellungen bekleidet hatte, studierte er in Göttingen Naturwissenschaft, Philosophie und Ästhetik. Nachdem er im Kreise der Staël in Coppet gelebt hatte, verweilte er lange, 1808 und 1809 bis in den Juli hinein, in Italien. Karoline hat den Tag seiner Abreise aus Rom in Erinnerung behalten, und durch sie wissen wir, daß es der 14. Juli war.[1]) In Italien hat er nicht bloß Natur und Kunst mit aller Frische und Freiheit genossen und für seine Ausbildung wirksam gemacht, sondern hier fand er auch Menschen, die ihm für immer blieben. Hier lebte er im Kreise der Familie Humboldt, und der bedeutend Jüngere erwarb die Freundschaft Karolinens fürs Leben. Er gewann aber auch Rauch und noch andere, wie den österreichischen Baron Lebzeltern als Freunde. 1809 in Paris lernte er den Hof kennen und die Gesellschaftskreise in ihren verschiedenen Abstufungen. Neue Freunde gewann er in Alexander v. Humboldt und dem Grafen Schlabrendorf. Auf der Rückreise von Frankreich hat er auch Goethe aufgesucht, bei ihm eingeführt durch Alexander v. Humboldt als ein Kenner Italiens und als einer, der Kunst und Wissenschaft liebt, und vor allem auch als Freund Wilhelms und seiner Gattin.[2])

Darauf folgt eine Zeit, die sein Leben mit einer Laufbahn in Rußland verbinden zu sollen schien. Er war dort teilweise lehrend beschäftigt, und es war Aussicht vorhanden auf einen vielleicht glänzenden Lebenslauf. Aber die Wendung, welche das Zeitalter nahm, führte ihn nach Deutschland zurück. Er nahm teil an der patriotischen Bewegung in Petersburg und verkehrte damals auch in den Kreisen, in denen Stein und Arndt für die größte Sache der Menschheit und Deutschlands arbeiteten.[3])

[1]) Vergl. unten Nr. 20 (13. und 14. Juli 1823: Vor 14 Jahren reisten Sie von Rom ab).

[2]) Vergl. Distel, Goethe-Jahrbuch IV, S. 171. Dort auch zwei Briefe Goethes an Rennenkampff und ein Brief Wilhelm v. Humboldts, der 1816 Rennenkampff bei diesem empfiehlt.

[3]) Die Beziehung zu Arndt blieb später erhalten, und 3 Briefe Arndts befinden sich noch im Nachlasse Rennenkampffs, die ich später zu veröffentlichen gedenke.

Er trat dann in die russisch-deutsche Legion, die durch die Patrioten in Petersburg organisiert wurde, und als Adjutant des Grafen v. Wallmoden war er Teilnehmer des Befreiungskampfes. Als solchem begegnen wir ihm in der Erinnerung Theodors v. Bernhardi. Auf den regsamen, geweckten Knaben machte der edle und vielseitige Mann, der bei seinem Aufenthalt in Esthland häufig im Hause seiner Eltern verkehrte, einen unvergeßlichen Eindruck.[1]) 1814 als Major wurde er Adjutant des Erbprinzen von Oldenburg, des späteren Großherzogs Paul Friedrich August, der als Gouverneur von Esthland an der Bauernbefreiung arbeitete. Diese Beziehung sollte über sein Leben entscheiden. Er kam mit seinem fürstlichen Herrn nach Oldenburg. Jahrelang, bis der Erbprinz die Würde des regierenden Fürsten zu übernehmen hatte, war seine Stellung verhältnismäßig bescheiden; dann aber bekam er ein hohes Amt bei Hofe und entsprechende Gehaltsbezüge.[2])

Er hatte bei einer nahen, vertrauten Beziehung zu seinem Großherzog die Möglichkeit, gutes zu wirken. Er lebte zugleich der Förderung der Wissenschaft und Kunst. Er bereicherte als begeisterter Naturforscher die Sammlungen Oldenburgs. Er wurde dabei von seinem Herrn hinreichend mit Mitteln versehen und widmete dessen Andenken im Naturalienkabinett eine Büste, dankbar anerkennend, daß er noch über das Leben hinaus für den Etat der Sammlungen vorgesorgt hatte. Er freute sich auch an der Kunstsammlung des Fürstenhauses, für die vor allem Tischbein tätig war. Die Idylle in etwa 44 Gemälden dieses Meisters, die der Großherzog erwarb, hat Rennenkampff in ihrer Eigenart feinsinnig behandelt. Es ist dies derselbe Cyklus, den Goethe poetisch in Prosa und Versen gefeiert. Denn Goethe fühlte sich gleichgesinnt in dem Naturgefühl mit dem Meister, der ihm von der Zeit des römischen Aufenthaltes her nahestand.[3])

[1]) Aus dem Leben Bernhardis, I, S. 111 ff.

[2]) Rennenkampff 1852, Pfingstsonntag. Ungedruckt.

[3]) Vergl. das interessante Buch: „Aus Tischbeins Leben und Briefwechsel", herausgegeben von F. v. Alten. Die für das Natur- und Kunstgefühl Goethes bezeichnende Dichtung zu Tischbeins Idyllen, 1—16 in Goethes Werken, 2. Bd. (Hempel). Tischbein dankte Rennenkampff gerührt dafür, daß er Goethes Beschäftigung mit seinen Idyllenbildern veranlaßt habe, und er äußerte sich entzückt über die Aufsätze Rennenkampffs zu den Idyllen.

Rennenkampff wirkte belebend in dem Kreise der kleinen oldenburgischen Residenz. In der literarischen Gesellschaft, in der die Teilnehmer eigenes aus ihrem Studienkreise zum besten gaben, brachte er es fertig, durch seine klare und große Auffassung wahre Teilnahme und selbst Begeisterung für die Wunder der Natur zu erwecken bei Juristen und Beamten, die vorher ganz unberührt davon gewesen waren. Fortan wünschten sie, daß er immer nur Naturwissenschaftliches bringe. Gelegentlich führte er sie in die Sammlungen und hob aus jeder das allgemein Anziehende heraus. Er schloß, nachdem man einige Stunden damit zugebracht hatte, noch mit der Behandlung von ein paar hervorragenden Stücken, die er im Vorzimmer des Museums bei Tee und Pfeifen vorlegte.[1])

Der Mittelpunkt jedoch seines Daseins und Wirkens war ihm das Haus, war ihm die Familie, die er sich gegründet hatte. Er selbst schildert mit bestimmten und doch zarten Zügen seine Häuslichkeit und seine Welt in einem Briefe an Rauch, als er eben die Freundschaftsverbindung mit ihm erneuert hatte. Das war in den dreißiger Jahren, und er befand sich damals gerade auf der Höhe seines Lebens. Er hat nun, so erzählt er, sich ein eigenes Haus eingerichtet; das Haus unter dem Dom der sieben Eichen heißt er es. Hier hat der Garten- und Blumenfreund die rechte Umgebung; in diesem Daheim vermag er nach Herzenslust zu schwelgen in seinen mannigfaltigen Naturstudien. In seinem Zimmer stehen Herbarien, Gestein, Gebein und Bücher so zusammengehäuft, sagt er, daß er kaum mehr Platz findet. Dann die großen Erinnerungen: Über dem Schreibtisch eine Federzeichnung Rauchs, Rom aus dem Fenster der grünen Stube auf Monte Pincio, — ferner das Bild „unserer verewigten Frau", wie er sich ausdrückt, das Porträt der Frau v. Humboldt, — jetzt aber auch schon die Abbildung der Grabsäule von Tegel; dazu kommen Sachen von Rauch, darunter der Kopf Goethes. „So bin ich umgeben von Erinnerungen, mein Inneres nach außen gekehrt, mich erfreuend!"

Aber nun die Familie! Zwar sein Wirken in der Familie des Großherzogs befriedigt ihn auch, und er ist nicht dem Fluche der

[1]) An den Entomologen Dohrn, Aug. 1851. Ungedruckt. Aus den inhaltsreichen Briefen an diese anziehende Persönlichkeit wird unten noch einiges mitgeteilt werden. Mir lagen übrigens nur Auszüge vor.

Kleinstaaten, der Kleinigkeitskrämerei, preisgegeben; allein die meiste Zeit gehört außer den Lieblingsstudien doch dem Unterricht seiner Kinder. Sein Familienglück nennt er ein vielseitiges. Eine gute alte Mutter, die ihn noch jetzt wie vor einem halben Jahrhundert verwöhnt. — „Meine Frau zu beurteilen ist mir nie eingefallen. Sie ist eigentlich Ich. Nur daß ich mit ihr immer mehr zufrieden sein muß als mit mir." „Sechs Kinder, keines verloren, alle gesund an Leib und Seele . . . welch seltenes Glück." — „Im Bewußtsein dieses Glückes leben wir jede Stunde, ich und meine Frau, die mir heute noch so anziehend ist als vor 16 Jahren." Schaut er zurück auf sein früheres Leben, so findet er es fast wie Saat und Ernte, vergangenes und gegenwärtiges verknüpft. Humboldts Besuche, Karolinens Bekanntschaft, die Gegenwart dann seiner Brüder und ihrer Frauen, Freundesbesuche und nun die neu aufblühende Freundesbeziehung mit Rauch.

So schließt sich ihm sein Dasein zu einem Ganzen zusammen, das in den Kindern fortlebt.[1])

Es ist erquickend, mit dieser Seele und ihrem Haushalt vertrauter zu werden. Das Gefühl, daß wir es mit einem guten und weisen Manne zu tun haben, erfährt bei jedem weiteren Schritte neue Bestätigung. Sein Freund, der alte Baron v. Lebzeltern, äußerte zu seiner Tochter Elise, es gäbe keinen besseren Menschen auf der Welt als ihren Vater.

„C'est une vraie perle que cet homme."[2]) Karoline aber schrieb an ihn: „Wie muß ich eine Individualität lieben wie die Ihrige, die nur strenger gegen sich, liebender und expansiver gegen andere geworden ist."[3]) Früher in der römischen Zeit hatte sie noch bei einem innigen liebebedürftigen Herzen voll Familiensinn ein „krasses und beinahe kaltes Wesen" an ihm gefunden, das wenig oder keine Zwischengrade zwischen Liebe und Gleichgültigkeit habe."[4])

Diese zwei Äußerungen beleuchten schon, was die Entwicklung an dieser Natur zu tun hatte. Ihm war ein aus dem Grunde edles und liebevolles Wesen eigen, allein dieses mußte mit dem Gefühl der Kraft,

[1]) Vergl. Eggers, Rauch Bd. III.
[2]) Elise an den Vater, 18. Okt. 1850. Ungedruckt.
[3]) Karoline, 28. Mai 1825. Nr. 26.
[4]) Karoline an Schlabrendorf, a. a. O., S. 510.

der Wahrhaftigkeit und dem Abscheu vor dem Gemeinen und Schwächlichen, die nicht minder stark in ihm waren, noch zu Ausgleichungen und Abtönungen gebracht werden. Das Milde und Weiche und das Starke und Edelstolze in ihm durchdrangen sich in der Tat allmählich immer mehr; dennoch blieb etwas von der rauhen Schale zurück, und der Alte nannte sich selbst grob, — und wieder auch empfindsam. Er fand es für sich immer unmöglich, die Fülle seiner Liebe in Worten auszusprechen. Aber um so besser und natürlicher gelang es ihm damit in den Briefen, die er seinen Lieben schrieb.

Glückliche Anlagen und glückliche Lebensumstände kamen zusammen, um seine Persönlichkeit zu gestalten. Er wuchs auf in einer Familie voll körperlicher und geistiger Gesundheit. Sein Leben fiel in eine bewegte und große Zeit, und eine Reihe der besten und edelsten Menschen trat ihm nahe und hielt an ihm fest, wie er an ihnen. Er lernte Länder und Völker, Natur und Kunst lieben; aber er brachte auch gegenüber alledem einen unverwüstlich einfachen Sinn für das Wesentliche mit. Dem galten sein Gefühl, seine Anhänglichkeit und sein Feuer. Der Glanz, die Außenseiten blendeten schon den jungen Mann nicht. Er hatte immer das Gefühl, daß das Äußere dem Innern dienen muß, dem inneren Ziele des Lebens, und um die glänzendste Laufbahn nicht hätte er den Frieden der Seele darangegeben. Zwanzigjährig schon, sagte er später, habe er gewußt, wie wahr das Wort sei: „Schätze kommen übers Meer, aber der Friede wohnt am Gestade.“ Aber auch das wußte er früh, daß dieser Friede nur kommen könne aus einem Leben, das mit ganzer Kraft und Aufrichtigkeit sich seinen Aufgaben ergibt und nichts davon wissen will, sich an die Umstände zu verlieren, wo sie dem wesentlichen Berufe zuwider sind. Er hatte, wie es bei Naturen, die für das Harmonische angelegt sind, wohl immer zu beobachten ist, einen Zug, der ihn sozusagen über sein Lebensalter hinaushob. Er hatte, möchte man sagen, Alter schon in der Jugend und wieder Jugend im Alter. Dies deshalb, weil das stark in ihm war, was unabhängig zu machen vermag von den Jahreszeiten des Lebens.

Er hatte davon selbst ein Bewußtsein, und sehr schön schrieb er seinem lieben Schwiegersohn, dem Gemahl der Elise: „Zwar könne der Alte nicht fühlen wie der Junge; aber doch könnte jeder die Vorteile jedes Lebensklimas vereinigen, wenn ihm gegeben sei, nicht

aus seinem engen Lebenskreise, sondern aus höheren Gesichtspunkten allgemeiner Wahrheiten das Leben zu behandeln."

Er sah das Leben und seine Aufgabe zu erfüllen als etwas Großes und Heiliges an. „Wer klagt nicht über die Kürze des irdischen Daseins," so sagt er in seiner vermutlich letzten Schrift. „Wie hast Du es aber benutzt? Bist Du etwas geworden? Hast Du in dauerndem Fortschritt Deiner Veredlung gelebt? Und hast Du das nicht, so war Dein kurzes Leben viel zu lang."[1]) Der Tochter Elise aber sagte er: „Ich will Dich nur aufmerksam machen, liebes Kind, — das Himmelreich, das uns verheißene Reich Gottes, kann jeder sich auf Erden machen, wenn er ernstlich will. Es in der Familie gründen, befestigen, ist schwieriger. Es auf dem Erdenrund verbreiten, kann nur Gottes Allmacht, und seine Allweisheit tut nur Wunder durch die Kräfte der Natur und die Lenkung der Menschenherzen in der Reihe der Ursachen und Wirkungen im Leben; es braucht Jahrtausende, ehe es der Mensch merkt, aber es geht immer vorwärts und kommt sicher ans Ziel, wenn die Zeit erfüllt ist." Dem feurigen Schwiegersohne, der seine Elise heimgeführt hat, legt er eben das nahe, was er selbst während seines Lebens sich gesagt hatte: Nicht Gold, Ehre, Menschenrang und Titel seien das wahrhaft Erstrebenswerte, nein — des Lebens Juwel sei Gemütsruhe.[2]) Doch meinte er das nicht im Sinne der Ruhseligkeit oder gar Mattherzigkeit. Aber über dem Jagen nach äußeren Dingen soll das Innere nicht geopfert werden. Denn reich könne der Mensch nur werden aus sich selbst in seinem langen Erdenleben, das doch nur ein kurzer Tag sei, wenn es vorübergegangen ist. Dieser wahre Reichtum aber ergibt sich dann, wenn man bei allem Wirken nach außen den Gesichtspunkt des Unvergänglichen nicht außer Augen verloren hat, vielmehr ihn zu verbinden wußte in allem Wirken.[3]) Was ist, so fragt er einmal, das beste Glück auf Erden, wenn es uns nicht besserte, für den Himmel reifte und dadurch den Himmel auf Erden bereitete?

Bei solcher Gesinnung empfand er denn recht sehr, daß er nicht von der guten Gesellschaft heißen könne. Dazu sei er zu einseitig und

[1]) Vergl. die Schrift: „Am Morgen des 13. Juli 1853 in Oldenburg", Selbstgespräche.

[2]) 25. Januar 1853. Ungedruckt. — [3]) 8. März 1851. Ungedruckt.

ehrlich. Er war nicht dazu angetan, sich in unfreie Lagen zu fügen. Es lebte ein starker Unabhängigkeitssinn in ihm, und er dankte um so mehr der Vorsehung, die ihm eine Stellung gegeben bei einem Herrn, wo er in einem Kleinstaate wirken konnte, ohne in die Kleinlichkeit eines solchen verfallen zu müssen; wo er an einem Hofe sich betätigen konnte, ohne höfischer Gesinnung im ungünstigen Sinne zu bedürfen. Nur so erst konnte es ihm behaglich werden in Oldenburg. Mochte sein Wirkungskreis bescheiden sein, wie er ihn selbst so nannte, das hinderte nicht das Gefühl glücklicher Fügung, da er in seinem inneren Leben dabei doch ungestört bleiben konnte und gutes zu stiften vermochte mit demselben. Er empfand mit den Gefühlen eines frommen und heiteren Dankes, daß in seinem Leben all der Segen wirke, den ein Sterblicher sich irgend wünschen könne. Er waltete als Charakter an der Seite seines fürstlichen Herrn und in dessen Familie und Lande. Er fand die ganze Befriedigung eines aufblühenden Familienkreises und er konnte still und stetig an seiner eigenen Individualität arbeiten.

Er brachte in die Ehe den reinsten Familiensinn mit. Er war darin der echte deutsche Livländer, bei dem dieser Zug der hervorragendste und wohltätigste ist. Treffend hat er in den „Umrissen aus seinem Skizzenbuch" diese Eigentümlichkeit seiner Heimat hervorgehoben und lebendige Bilder davon entworfen, die noch heute ihren kulturgeschichtlichen Wert behaupten. Er erzählt, wie die Geschlechter Livlands seit langem darauf gewiesen sind, die Heimat zu verlassen, wie die Großväter und Ahnen hinauszogen auf fremde Universitäten, in fremden Ländern reisten, Kriegsdienste nahmen, dann aber doch immer wieder nach Hause zurückkehrten, um eine Landsmännin, gewöhnlich eine Cousine heimzuführen; auch jetzt, wo oft die Mittel Reisen und Universitäten nicht mehr gestatteten, wo man häufig in russische Kriegsdienste sich begebe, sei das noch nicht anders. „Mit wenigen Ausnahmen weiß jeder nach einer Reihe von Jahren durch Erbschaft, Ankauf oder der Pacht sich ein unabhängig friedliches Landleben zu verschaffen, um eine schöne Cousine zur Mutter seiner Nachkommen zu machen und den Abend seines Lebens wie nach hergebrachten Familiengesetzen im Sinne der Väter zu vollenden."[1])

[1]) „Umrisse aus meinem Skizzenbuche", 2 Bde. 1828. (I., S. 51 die angeführte Stelle.)

Rennenkampff wuchs in einer Zeit auf, in der dieser angeborene Familiensinn sich veredelte wie noch nie, in der Rousseau und das Ideal der Aufklärung wirksam wurden und in der die deutsche Sehnsucht, genährt durch Rousseaus „Emil", das Ideal der Familie und des Weibes suchte. Von diesem Grundgefühl, einer entscheidenden Vorbedingung der Wiedergeburt des deutschen Volkes, von diesem Grundgefühl, das schon einmal in der Höhe der aristokratischen Bildung im Anfang des 13. Jahrhunderts elementar hervorgebrochen war, wurde auch der junge Rennenkampff erfaßt.

Das germanische Urgefühl von dem Göttlichen im Weibe durchdrang auch ihn. In seinen „Umrissen" spricht sich das unverkennbar aus. Er zeichnet da ein Ideal voll Zartheit, Reinheit und Lieblichkeit, das seine niederdeutsche Prägung und selbst Livländisches nicht verleugnet. „Klärchen", so sagt er, „war das bewunderungswürdigste und liebenswürdigste Geschöpf, das ich je gesehen habe. In ihrer Gegenwart lebten wir nur ganz in ihr; sie war unterrichtet; hatte eine seltene Freiheit des Verstandes, eine außerordentliche Tiefe des Gefühls; eine Phantasie, die sie in den lieblichsten Bildern wiegte, eine nymphenhafte Gestalt, einen hinreißenden Ausdruck der Lieblichkeit und heitern Ruhe in dem nicht gerade sehr schönen Gesichte und einen gewissen Charakter der Zartheit, der sich über ihr ganzes Wesen ergoß. Wenn sie sprach, glaubten wir die eigene Seele verschönert aus ihr zu vernehmen . . ." Nah verwandt diesem Mädchen ist die engelhafte Frau des Obersten v. X. in Livland.

Während er in der Erzählung vom verlornen Sohn, die in Indien spielt, Kritik übt an den Verhältnissen Europas, preist er an ihnen besonders die edlere, ebenbürtige Stellung der Frau und den wohltätigen Einfluß des weiblichen Umgangs. Dem Adel italienischer Weiblichkeit, wie er ihm vorschwebte, hat er in der Luise seiner „Umrisse" eine Huldigung dargebracht. Doch läßt er den Idealjüngling humaner Deutschheit, den er dort in Fritz Holm zeichnet, zwar das Liebesfeuer in der Brust des schönen und hochsinnigen Mädchens entzünden, seinem jungen Helden gibt er aber allein brüderliche Gefühle für das Mädchen. Denn schon ist er von der Liebe zu einem deutschen Mädchen ergriffen worden.

Das Glück des Familiendaseins preist Rennenkampff mit schönen Worten. Die beglückendste, menschlich bildendste aller Vereinigungen

nennt er die häusliche, und keine fördere so das sittliche Fortschreiten.[1]) „Es kann", schrieb er in den „Umrissen", „dem Herrn der himmlischen Heerscharen kein Anblick so wohlgefällig sein, als die Sorge einer Mutter um das leibliche Wohl ihres Kindes und eines Vaters in der Sorge um seine unsterbliche Seele, daß sie sich erhebe, würdig zu werden des Schutzes des Allmächtigen."[2]) Er war darin ganz ein überzeugter Freund der Karoline v. Humboldt. Sein Haus unter dem Dome der sieben Eichen bot das Musterbild einer deutschen Familiengemeinschaft, wo alle Leid und Freud, großes und kleines teilten. Mit den Freunden des Hausvaters lebten auch alle Angehörigen. Er konnte Rauch schreiben, nicht bloß er lebe umgeben von den Zeugnissen seines künstlerischen Schaffens, dem Relief vom Max Josef-Denkmal und anderem, sondern auch seine Kinder und seine Freunde. Die lieben auch den, den er liebt und verehren Rauch. Wie freut er sich daran, daß die Tochter Elise und ihr Mann, der Generalkonsul v. Weiß, Fritz, den Sohn des Hauses, so lieb gewonnen haben. „Das ist das festeste Band der Familie, ... wenn jedes auch weiß, warum es den anderen so lieb hat."[3]) Ein anderes Mal, wo wieder von Fritz die Rede ist, preist er die Liebe und nennt es ein dummes Wort: Die Liebe macht blind. „Die Liebe allein nimmt es über sich, den vielgestaltigen Menschen aus seinen vielfachen Lebensäußerungen so genau kennen zu lernen, als es nötig ist, recht unparteiisch, parteiisch für ihn zu werden." Dann aber setzt er hinzu: „Wie in der Natur und im Menschenleben der Fortschritt zum Bessern die Hauptsache ist, so muß der Sohn immer etwas Besseres werden als der Vater, das ist die irdische Unsterblichkeit."[4])

Schön erschließt er den Blick auf sein beglücktes Haus in der Widmung der Umrisse. Den geliebten Angehörigen des Hauses, das er sich unter den sieben Eichen gegründet hat, eignet er sie zu. Denn oft war alles in dem Buche der Gegenstand der traulichen Gespräche.

„Euch, ihr Götter meines stillen Herdes, die ihr mein Häuschen schirmt und die drin wohnen, nährt und lohnt, — und Dir meine

[1]) 23. April 1850 an Elise. Ungedruckt. — [2]) Umrisse. II, S. 246.
[3]) 24. Aug. 1851. Ungedruckt.
[4]) 19. Sept. 1851. Ungedruckt. Ähnliches sagt Goethe in einem berühmten Spruche.

hochverehrte Mutter, die Du mit jenen im Bunde, von ihnen gerufen, vom Morgen her in unser Häuschen zogst, hier vielfach die Liebe und Treue zu üben und zu ernten, deren goldene Saat Du einst in reicher Fülle in meine jugendliche Seele streutest, und Dir, geliebtes, teures Weib, die Du mit zartem heiteren Sinn in unserer blühenden Kinder froher Schar und in des Hauses stillem Frieden regsam walteſt, des Lebens schönste Krone, der Liebe und Treue schönsten Kranz um meine Schläfe schlangst, — Euch allen sind diese Blätter gewidmet." Den zweiten Band bot er den Brüdern Paul und Gustav dar, die als eng verbundene, edle Geistesverwandte Alexanders sich darstellen. Bis nahe an das 90. Lebensjahr blieb ihm die Mutter als Genossin des Hauses erhalten. Von den Kindern starb ihm eine Tochter. Schon vorher aber war ihm die Lebensgefährtin entrissen worden, der er fortan einen Dienst der liebenden Erinnerung weihte. „Sechs Schritte vor meinem Fenster", so schreibt er an Rauch, „ist das Grab meiner Frau, das ich mit eifersüchtigem Blicke bewache, das meine Kinder um den Leichenstein herum mit Blumen bekränzen." In der Freude an seinen Kindern hauptsächlich geht ihm ein heiterer Lebensabend auf, den er mit lebhaftem und warmem Bewußtsein genießt, obwohl ihm Anfälle von Kränklichkeit, besonders gichtische Leiden, nicht erspart bleiben. In den Briefen voll Geist, Frische, Humor und Zartheit an die Tochter Elise, deren hochbegabter Gatte ihm ein inniggeliebter Freund geworden ist, spiegelt sich der seelische Reichtum dieses durch Liebe beglückten Daseins ab. Es ist wahrhaft erhebend, hier ein Vorbild zu sehen eines innigsten Seelenverkehrs, eines Alters voll Jugend mit einer jüngeren Generation, die mit feurigster Verehrung und reinster Bereitwilligkeit auf die Worte des väterlichen Freundes horcht. Er hält nirgends hinter dem Berge mit seinen Anschauungen Der Unterschied der Lebensalter und die Verschiedenheit ihrer Aufgaben spricht sich deutlich aus, zumal mit Bezug auf den feurigen und hochstrebenden Schwiegersohn und den frischen und edlen Sohn. Allein er spendet mit vollen Händen aus den großen Besitztümern eines reinen und erprobten Gehalt darbietenden Lebens. Die Wirkung ist denn auch die erfreulichste von der Welt: Wahrste gegenseitige Förderung; das Alter bleibt verstehend, die Jugend weiß sich besonnener und gemäßigter zu halten, als es sonst der Fall wäre. Der Alte verwertet den Schatz seiner Erinnerungen, und die Jüngeren

lernen daran fürs Leben. Zuletzt das Beste von allem ist, wie sie einander die Lebensfreude erhöhen, vertiefen und veredeln. Anziehend genug erhellen sich in diesem seelischen Wechselspiel die Generationen einander. Auf der einen Seite der Bejahrte aus dem Lebensalter der Jugend der Befreiungskriege und auf der anderen Seite das Lebensalter der Begründungszeit des Reiches in seinem gegen das Jahr 1870 hin schon auf der Höhe des Lebens stehenden Teil. Das ergibt eine fruchtbare Gegenseitigkeit, die gerade an diesen Lebensaltern zu beobachten so sehr der Mühe lohnt, daß die Kulturgeschichte alle Ursache hätte, diesem Verhältnis bewußt nachzugehen an immer neuen Vertretern.

In diesem Falle ist der Unterschied deutlich gegeben, aber es liegt keine Gegensätzlichkeit vor. Das Ideale, das deutsche Wesen, halten der Alte wie die Jüngeren, der Schwiegersohn, der Sohn, die Töchter zumal in schönster Weiblichkeit, fest.[1]) Aber doch haben die Jüngeren das Nationale nicht mehr so stark verbunden mit dem Humanitätsideal, und sie sehen mehr die Gegensätze, die Schatten, und es ist ihnen weniger eigen, diese auf sich beruhen zu lassen. Der Alte äußert einmal charakteristisch für sein Lebensalter: „Natur und Kunst! zwei schöne Seiten der einen schönen Welt. Sie hat auch andere Seiten, die nicht schön sind. Die will ich lieber nicht ansehen.“[2]) Die Jüngeren machen doch mehr Ansprüche an das Äußere; die Richtung auf das Karrieremachen, die mit dem Beamtentum dem Alten unauflöslich verflochten erscheint, ist ihm wenig anmutend. Er mahnt den feurigen, geliebten Schwiegersohn, immer auch an das Bleibende inmitten der Lebensbewegung zu denken. Ein Feuer wünscht er ihm, das leuchtet und nicht brennt. Die Beziehung des Lebens und Tuns zu der höchsten Angelegenheit, der Selbstbildung, nicht zu vergessen, das legt er ihm ans Herz. „Es ist doch möglich,“ so sagt er einmal, „bei gehöriger Reinigung von Weltelementen, den Wert der Lebensgüter nicht zu überschätzen.“

Er fühlt, daß seine Empfindsamkeit bei den Jüngeren nicht mehr so obwaltet. Wie ist ihm jedes äußere Zeichen so lieb, das ihn an seine Teuren erinnert. 1826, so erzählt er dem lieben Ehepaar in der

[1]) Der Sohn starb übrigens schon 1861. Bei Distel, a. a. O., dort auch andere Lebensdaten über die Familie Rennenkampff.

[2]) An Dohrn. Ungedruckt.

Ferne, am 18. August, als Fritz das Tageslicht erblickte, war er mit dem Erbprinzen in Wiesbaden. Seine Frau hatte ihm in den Brief eine Locke des Neugeborenen, die sie am dritten Lebenstage abgeschnitten, eingelegt. Er tat sie zu einer von seiner Gemahlin und schrieb bewegt auf das Papier: „Die Mutter mit dem Sohne.“[1]) Als er ein andermal davon geschrieben, wie sehr ihn alles bewegt, was an die liebe ferne Tochter erinnert, ihre Handarbeiten, ein Bildchen mit den Lieblingsblumen des Vaters von ihrer Hand, und wie ihn drunten bei Tisch etwa der Serviettenring mit der Aufschrift: Guten Appetit! Elise, wehmütig stimmen kann, so daß er zu ihr hinüberruft im Geiste, — da setzt er hinzu: „Ich weiß nicht, wie es ist, ich bewahre noch immer wie im Hinterhalte die daraus das ganze Herz bewegende Empfindsamkeit, die ihr alle nicht kennt, die bei meiner sonstigen Grobheit euch unverständlich wie ein Ton aus einer fremden Welt ist.“[2]) Auch für das, was er hier Grobheit nennt, finden sich Belege genug in seinen Briefen. Es ist dieser Zug aber in der Tat der Ausdruck einer männlichen und freien Wahrhaftigkeit, wie er sie im gegebenen Falle gegen Hohe, so auch gelegentlich gegen seinen geliebten und geehrten Fürsten zu üben wußte. Die Kehrseite der Empfindsamkeit, die Empfindlichkeit kann bei ihm höchstens einmal anklingen, etwa wenn er in einem Briefe meint, er habe das Gefühl, daß er zu oft und zu lange schreibe. Man müsse doch seltener erscheinen, um willkommen zu sein.

Freilich auch hier spielt schon deutlich genug ein Unterschied der Lebensalter mit. Diese Jüngeren nehmen es mit der seelischen Aussprache in Briefen nicht mehr ganz so ernst, wie die Vertreter der älteren Zeit. Überhaupt hatte für diese die Freundschaft im höheren Grade eine Beimischung von Schwärmerei und Begeisterung. Bezeichnend dafür ist, wie Rennenkampff in einem Brief seiner Tochter wehrt, ihren Mann zum Schreiben zu drängen, wenn ihm nicht danach zu Sinne ist. Die Freundschaft zu Viktor, dem Schwiegersohn, werde darunter keineswegs leiden; schriebe er auch drei Jahre nicht, so würde Rennenkampff nur denken, er habe eben das Bedürfnis nicht gehabt, wie früher, als er in Athen und Wien war. Er bleibe aber immer

[1]) 11. Juli 1850. Ungedruckt. — [2]) 9. Mai 1850. Ungedruckt.

unverändert sein lieber guter Freund. Vielleicht wäre es dem jüngeren Lebensalter auch schon ferner gelegen, zu äußern, wie Rennenkampff einmal tut: Bei freundschaftlichen Briefen müsse man sich mehr zusammennehmen, weil bei ihnen mehr auf dem Spiele stehe als bei Geschäftsbriefen, wo der Verlust meist nur in Geld bestehe.[1]) Bei den Jüngeren bemerkt der Alte und tadelt mit seiner urgesunden Offenheit und liebenden Väterlichkeit eine gewisse Eilfertigkeit, wie anläßlich des schon schneller werdenden Reisens. Möglichst viel in möglichst kurzer Zeit, das ist das System für das Reisen, das er schon kommen sieht und gar nicht billigt, bei den Herrschaften nicht und nicht bei seinen Kindern. Da ist einmal eine der Töchter von einer schnellen achttägigen Tour nach Paris zurückgekommen, so voll „wie eine gestopfte Pfeife", sagt er. Auch der Sohn macht es ihm zu sehr nach dem neuen Zuschnitt. Den Gesamteindruck von Florenz hat der Sohn gut und rein in sich aufgenommen; allein seine Reise ist doch gar zu eilig und flüchtig gewesen; er hätte den Faden kürzer ziehen müssen und nicht die Schweiz und Italien zugleich in eine Reise verknüpfen sollen. Denn so verwischten sich die Eindrücke;[2]) daß es bei den Jüngeren einigermaßen flacher und auch derber hergeht, das verbirgt sich natürlich dem Alten am allerwenigsten, und wo die Gefahr dabei liegt, hat der Feinfühlige scharf und gesund warnend herausgehoben. Er spricht einmal von dem Sohne, wie es ihm lieb ist, daß derselbe bei Gelegenheit der Feier seiner 50jährigen Brüderschaft im Freimaurerorden in die Loge aufgenommen worden ist und wie er sich an dem Werte seines Sohnes erfreut. Darauf aber fährt er fort: „Nur in einem Punkte sündigt er, daß er zu plumpe Scherze macht und, wenn er böse wird, gar zu gemeine, grobe Worte braucht, gegen die Intimsten." Freilich tröstet er sich hinsichtlich des Sohnes. Denn jedenfalls wußte er am besten, daß das bei ihm eben nur ein vorübergehendes Reflexlicht sozusagen vom Tage sei. „Fritz", so fährt er fort, „ist aber nicht eitel und wird die Gewohnheit in (aus) der Infanteriekaserne wohl noch ablegen, hoffe ich."

Zu diesen Zügen des Lebensalters, dem Rennenkampff angehört, kommt nun freilich ihre Abtönung aus den höheren Jahren und aus

[1]) Brief vom 8. April 1852. Ungedruckt.
[2]) Brief vom 19. Sept. 1851. Ungedruckt.

typischen Eigentümlichkeiten des Greisenalters; das Beschauliche wiegt vor, das Zurückgezogene gegenüber dem Welttreiben. „Es ist", sagt er, „das Metier der Alten, sich in Erinnerungen zu wälzen, und fast ihre Gegenwart."[1]) Die Jugendlichkeit der Seele ist ihm jedoch geblieben. Nur nimmt er noch entschiedener als früher das Recht in Anspruch, die Nichtigkeit von sich abzuweisen. Als er nach langen Jahren den freundschaftlichen Verkehr mit Rauch wieder aufnahm, schrieb er: „Wir mögen alt geworden sein, aber nur vor den Leuten; denn wir fühlen's nicht." Damals stand er allerdings erst auf dem Übergange vom Mannesalter zum Greisenalter; aber er hätte es auch noch später sagen dürfen; das zeigen die Briefe an die Tochter Elise ebenso, wie die an den Entomologen Dohrn und an Rauch. Man kann nicht inniger in das eingehen, was die Jüngeren bewegt, und sich nicht hilfreicher dabei erweisen in reiner Zuneigung und Liebe. Ihm ist es, so äußert er gegen Dohrn, die größte Freude, zu sehen, wie die Tochter das Neue aufnimmt, ja überhaupt ist ihm dies das Anziehendste, bei all den Seinen zu sehen, bei der Mutter, der Gemahlin und den Kindern. Dem Schwiegersohne Viktor sagt er, daß seine Liebe und Treue ihm wie frisches Blut durch die Adern gehe.[2]) Er soll ihm aber nicht bloß das Süße, sondern auch das Bittere mitteilen, so besonders, wenn die Tochter leidend ist. „Vergeßt nicht," ruft er den Kindern zu, „daß ich mit euch leiden muß, um nachher beruhigt zu sein." Vortrefflich versteht er es aber selbst, die Seinen an seinen Freuden und an dem, was seine Seele bewegt und besitzt, Anteil nehmen zu lassen. In ganz ungezwungener Weise in reinen, bald kräftigen, bald zarten Linien zeichnet er Bilder, die sein Wesen und Dasein aussprechen. Da schildert er Festtage, wie etwa die Feier seines Geburtstages, die zu einem Blumenfeste wird, oder das Jubiläum als Freimaurer, das ihm, weil Liebe und Treue der Grundton bei den mannigfachen Ehrungen sind, zum hübschesten Feste wird, das er erlebt hat.[3]) Bei solcher Gesinnung vermag er an Dohrn das Wort zu schreiben: „Es gibt Melodien im Leben, die bleibend im Ohr wiederhallen und noch das Herz bei seinen letzten Schlägen bewegen, glaube ich."

[1]) An Dohrn. Ungedruckt. — [2]) 10. Februar 1852. Ungedruckt.
[3]) 8. April 1852. Ungedruckt.

Das Alter hat ihm auch sonst noch viele gute Erfüllungen gebracht. Er konnte noch die Kinder, die er glücklich in der Ferne wußte, in Genua besuchen. Er freute sich, endlich doch noch in Berlin den teuren Rauch zu sehen und den Phidias Friedrichs des Großen, wie er sich ausdrückt, in die Arme zu schließen. Weiß er auch, daß es ein letztes Wiedersehen ist, ihm ist es trotzdem ein Lichtpunkt für die ganze zweite Hälfte seines Lebens. Sehr liebenswürdig sah er sich auch von Alexander v. Humboldt in Berlin aufgenommen. Auch an seinen Brüdern konnte er sich noch recht erfreuen. Bei seinen fürstlichen Herrschaften, die auch er wirklich von Herzen zu lieben vermochte, sah er sich geehrt und geliebt. Nicht zu glauben sei es, sagt er, wie er so liebenswürdig aufgenommen worden, als er nach einem Krankheitsanfalle wieder ausgehen konnte. Mit wahrer Befriedigung erfüllte ihn die Persönlichkeit und die Entfaltung des Erbgroßherzogs. Manche Hofbesuche freilich mochten mehr stören als anziehen. Aber wie entzückt war er, als einmal die edle, ihm seit langem bekannte Marie Paulowna von Weimar nach Oldenburg kam. Er fühlte sich hingerissen von der echt menschlichen Größe dieser Frau.[1]) Dazu kam der Umgang mit den Freunden; auch alte Verbindungen belebten sich, die gleichsam wieder neue Triebe aus alten, kräftig und jung gebliebenen Wurzeln bekamen. So die mit Bernhardi, dem das Zusammentreffen mit Rennenkampff aus seiner Knabenzeit unvergeßlich geblieben war, oder die mit dem alten Baron v. Lebzeltern, dem Genossen auch des fruchtbaren römischen Aufenthaltes. Zu alledem fügten sich die Studien, zumal die über alles wert gehaltenen Naturstudien. Aber das Schönste und Beglückendste war und blieb bis zuletzt der häusliche Herd und der Kreis der geliebtesten Familie. Am schönsten, schreibt er, ist's doch auf seinem Dachstübchen. Kein Ding, das durch seinen Kopf fährt und nicht auf seinen Bücherbrettern nachzuschlagen wäre, kein Fleck an der Wand, der nicht auf eine liebe Erinnerung zurückführte. Immer freut er sich, wenn das Leben der Seinen das Haus erfüllt, und dann wieder, wenn alles ganz still ist und nur etwa die Jüngste, Cäcilie, um ihn ihr Wesen treibt. Sie ist seine ganze Passion. Nur den

[1]) 27. Juli 1851. Ungedruckt. Die Stelle über die Fürstin verdiente ganz mitgeteilt zu werden, wie so manche andere. Über diese hervorragende Frau gibt wertvolle Mitteilungen das Buch von L. Preller: Ein fürstliches Leben. Weimar 1859.

Verdruß hat er an ihr, daß sie nicht immer 8 bis 9 Jahre bleiben will und schon Anstalten macht, eine Dame zu werden. Der Atem seiner reinen und liebevollen Seele kommt uns mit tiefer Poesie in einem Briefe entgegen, den er an Dohrn in den letzten Lebensjahren schreibt. „Ich habe einen ungemein hübschen Sommer erlebt. Hof, Nachbarn, alle Welt ausgeflogen; die Stille, eine Feier der gütigen Mutter Isis, aus dem Schatten das Sonnenlicht, die Farben, der Wechsel derselben, das Gesumme, die geflügelte Welt, der arbeitende Maulwurf, die Vogellieder, die nickenden Halme und Blüten, unter den fernen Bäumen hindurch die Herden auf den Wiesen und Cäcilie an den Blumenbeeten und was nicht noch alles belauscht.“ „Ach, Papa,“ sagt das Kind, „die Rosen blühen so spärlich, und die Stöcke kränkeln elendiglich!“ — „Das hatte ich auch wohl seit Jahren gesehen, immer neue Rosenstöcke gepflanzt, überreich gedüngt und alles getan, was die besten Gartenbücher empfahlen. Es blieb beim alten. »Die Schatten der Eichen!« Sie haben doch auch mehrere Stunden am Tage Sonne und brauchen nicht mehr. In diesem Sommer, in dem ich fast nur im Garten lebte, ließ ich zur Untersuchung des Bodens neben einem Rosenbeet ein Loch graben. Bei drei Fuß Tiefe stieß der Arbeiter auf ein dichtes Netz von Eichenwurzeln. »Aha, — da haben wir's.« Ich ließ noch zwei Fuß tiefer graben, diese Wurzeln durchschneiden, zwei Fuß breit von jedem Rosenbeet, es wieder mit gedüngter Erde füllen usw. Nun hoffe ich, sollen meine Rosen sich erholen, Rosen und Eichen in Frieden leben.“[1])

Man fühlt bei diesen Worten das Seelenglück und den Frieden eines solchen Lebens aus der großen Zeit blühender Deutschheit und Innerlichkeit und man denkt an Goethes Worte: „Zierlich Denken und süß Erinnern, ist das Leben im tiefsten Innern.“ —

Rennenkampff ist das Muster eines Deutschen und Livländers, dem in der Familie das Glück des Daseins sich darstellt. Allein er wußte doch recht gut, daß für ein Volk die Grundlage der Familie nicht ausreicht. Das Familiengefühl in Livland ist wunderbar groß; aber, so hebt er hervor, eine Geschichte ist dem Lande damit noch keineswegs verbürgt. Ihm ist es ein trostloser Zustand, daß es dort

[1]) Brief an Dohrn. Ungedruckt.

nur zwei Stände gibt, den grundbesitzenden Adel und die leibeigenen Bauern. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft ist auch nicht alles auszurichten. Erst muß an der Ausbildung eines Mittelstandes gearbeitet werden. Mit ihm erst könnte eine Geschichte Livlands beginnen. „Sie kennen Ihr Vaterland," so läßt er seinen Wortführer in den „Umrissen" sich äußern; „ich brauche Ihnen nicht mehr zu sagen. Der liebenswürdige Kreis Ihrer Verwandten und Freunde ist nicht Livland."[1]) Die Gliederung der Stände und das Staatliche müssen also das Leben der Familie ergänzen, und diese muß dabei mitarbeiten.

Der Livländer Rennenkampff mit seinem Familiensinn wurde zugleich von dem Humanitäts- und Vaterlandsgeiste des Zeitalters ergriffen. Aus dem Livländer wurde ein guter Deutscher und ein rechter Patriot. Er wurde ein Mithandelnder der Befreiungskämpfe, und den großen, edlen nationalen Geist dieser Tage hat er immer festgehalten. Mit seinem lieben Viktor setzt er sich auch über die politischen Fragen auseinander. Auch er habe 1813, 1814 seinem Freiheitsenthusiasmus Luft zu machen versucht, sich der feierlichen Gelübde der siegreichen Fürsten gefreut. Mündigkeit des Volks, Konstitution, politische Rechte hat auch er gefordert. Er hat geknirscht vor Entrüstung über die geheimen Bündnisse gegen die feierlichsten Gelöbnisse. „Aber man lebte fort in der Gewohnheit, die sich so lang und lau durch die Jahre hinzog. Noch 1830 in Herzensnot bat ich auf einer Reise durch eine lange Nacht hin meinen Herrn, doch ja nicht jetzt wieder dem Volk Versprechungen zu machen nach seiner Absicht, sondern gleich das Versprechen zu tun; er war es auch schon willig; aber die vermeintliche Klugheit, die Staatskünstler, brachten ihn mit dem System der Lüge, der Heuchelei, der volksverachtenden Bevormundung wieder auf den gewohnten Weg zurück; es ward wieder versprochen und wieder Hoffnungen erweckt und nicht erfüllt. — Nun ist plötzlich ausgebrochen, was nicht ausbleiben konnte. Die Wahrheit siegt am Ende! Was ist da viel zu verwundern! Wundern muß man sich nur, daß die Machthaber wie in Berlin noch solche Landtagsgesetze mit solcher Sicherheit gegen solche Stimmen, wie dort laut wurden, geben mochten." Nachdem er dann der Fehler der bevormundenden Regierungen gedacht und im besondern derer Preußens mit den Zuständen der Leineweber, der Verhungernden in Schlesien, der Zensur, des Kirchendrucks usw., fährt er fort: „Wenn auch die Natur unter den Menschen so wenig Gleichheit wie unter den Blättern eines Baumes statuiert und eben darum eine politische Gleichheit auch nicht denkbar ist, so soll doch vor dem Gesetz und dem Recht jeder dem andern gleich sein, und danach sind bisher die Pflichten und Rechte unter den Menschen allzu ungleich geteilt gewesen, und Vernunft und Christentum,

[1]) Umrisse II, S. 318.

nämlich das Christentum Jesu, können unmöglich zugeben oder billigen, daß die einen alle Rechte, die andern alle Pflichten haben sollen. Man will endlich etwas vernünftiger und christlicher teilen. Was läßt sich dagegen sagen?

Aber auch hier soll man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Die guten Menschen haben unter allen Umständen und in allen Verhältnissen gutes getan und gutes genossen. Die Liebe, die ein Fürst zum Volke hegt, ist eine der schönsten Regungen des Menschenherzens, und ihr gleich ist die Pietät des Bürgers zu seinem Fürsten, wie des Sohnes zum Vater. Sie erlischt auch nie ganz; aber sie kann in Konfusion geraten, wie in Berlin durch Überraschung, und findet sich wieder. Die aber jetzt die Preßfreiheit mißbrauchen, die Irrenden schmähen und herunterreißen, sind der moralische Pöbel und ein Gesindel, das Greuel begehen, aber nicht dauern kann. Gott bewahre uns vor Revolutionsgreueln! Aber kommen sie, so müssen sie getragen werden, und sie sind eben den bisherigen staatskünstlerischen Systemen zu verdanken, die weder vernünftig noch christlich waren.

Sie sagen mir, liebster Weiß, Sie kennten meine Ansichten von der französischen Republik und seien mit denselben nicht einverstanden. Das glaube ich aber nicht. Es gehört dazu mehr, als auf einem Papiersetzen, wie dieser ist, gesagt werden kann. Ich mißbillige alle Volksherrschaft und Volkssouveränität und die Republik für 30 Millionen Menschen ebenso sehr, als die Klugheit solcher Staatskünstler, wie die der Louis Philippe und Metternich, die nur List und Schlauheit ist, und billige nur die Regierung strenger Gesetzlichkeit und Redlichkeit und Wahrheit.

Darin sind wir gewiß einverstanden; wie im Detail die Schritte nach diesem Ziele hin abzumessen und die Maßregeln zu treffen sind, verstehe ich nicht, habe ich nicht studiert. Aber daß sie nicht mit Polizei und Listen und Zweizüngigkeit zu machen ist, das weiß ich genau. Die Zeiten sind auch vorbei. Keine Macht der Welt bringt das Alte wieder zurück, wenngleich ich sehnlich wünsche, daß unsere Fürsten alle bleiben, klüger werden in meinem Sinne, nämlich wahr, treu und mit ihren Völkern gut erzogen durch gute Konstitutionen und gute Gesetze, streng vollzogen ohne Ansehen der Personen. Das ist nicht so unmöglich, als es scheinen mag, ohne gleich Vollkommenes zu verlangen. Wir leben in einer Zeit, mein geliebter Freund, die vorherzusehen war und nicht geahnt wurde, einer Zeit, in der die noch jüngst erst Verfolgten, Beschimpften regieren und Gesetze geben und mit Mäßigung, Wahrheit, Umsicht es tun, während die willkürlich, streng, launenhaft regierenden Fürsten nunmehr denen gehorchen müssen. Die Geschicke der Staaten stehen auf dem Spiele, und dabei sollte jeder sich selbst vergessen, weil der einzelne hier Nebensache ist. Ich kann aber Euch beide immer und immer nicht vergessen, und für Euch allein sehe ich nicht blind in die Zukunft hinaus, und es ist mir diese Pein wie eine Strafe für meine Sünden nach der alten Vorstellungsart den Juden."[1])

In einem Briefe an Dohrn aus der politischen Sturmzeit von 1848 nennt Rennenkampff sich einen Demokraten durch und durch, — aber wahrlich das Gegenteil von dem, was heute so genannt wird.

[1]) Brief vom 9. April 1848. Zur Ergänzung können dienen die Briefe an Elise, vom 20. Februar 1848 und 5. Februar 1854.

Darum aber sei er doch keineswegs Aristokrat. Darauf läuft auch hinaus, wenn er schon in den „Umrissen" sagt, man erinnere sich jetzt schon nur des ehemaligen Mißbrauchs des Adels und des Ahnenstolzes, der sich hie und da noch bei demselben rege. Aber der Bürgerstolz, der auf den Adel herabsehe, sei auch nicht billiger.[1]) Rennenkampff steht eben eigentlich in keiner Partei. Er sucht das Fortschreitende, das Lebensvolle und geht darin mit den Liberalen von der Richtung etwa des großen Politikers seines Lebensalters, Dahlmanns. Er sucht das Rechte, das Gute, das Edle maßvoll und nach den vorliegenden Möglichkeiten. Das weist auf eine Auffassung, die dem wahren Staatsmann eigen ist. Doch ist er mehr, als sich für einen solchen verträgt, beobachtend gerichtet, und weniger von dem Trieb nach politischem Handeln beherrscht. Im Alter gar hält er sich die Politik lieber vom Leib. Freilich gerade, weil es ihm so viel Galle erregt, daß es mit der deutschen Einheit so unglücklich geht und die großen Erwartungen von 1848 so wenig Frucht zu bringen scheinen. In seiner Stellung jedoch als Beobachter vermag er sich desto freier auf seinem liberal menschlichen Standpunkt zu erhalten.

An Gelegenheit mit dieser Gesinnung auch ins Öffentliche hinein verdienstlich zu wirken, hat es ihm doch nicht gefehlt. Er hatte gewiß einen guten Anteil an dem Verdienst des Großherzogs Paul Friedrich August, dem er so lange als Vertrauter und Freund nahestand. Er hat überhaupt Verdienste um das großherzogliche Haus, wenn auch erst eine vertrautere Kenntnis hier sicher wird abwägen können. Ein Band herzinnigster Liebe ist es, das ihn mit seinem Herrn verbindet. Schließt dies im einzelnen die Kritik keineswegs aus, übt er vielmehr auch ihm gegenüber das Recht des echten Freimuts, so sieht man aus der feinsinnigen Schrift, die er dem Andenken des Dahingeschiedenen widmet, wie ihm gegenüber dem menschlich Reinen und Wahrhaftigen, Edlen und Landesväterlichen seines Fürsten und gegenüber seinem entschieden deutschgesinnten Charakter alle Ausstellungen im einzelnen und des Augenblicks verschwinden.

„Am Morgen des 13. Juli 1853, Selbstgespräche", so betitelt er die Gedenkblätter, die er diesem ersten Geburtstage nach dem Tode

[1]) Umrisse I.

des Fürsten weihte. Da gedenkt er seiner großen Verdienste und seiner glücklichen Regierung, wie er es verstanden, trotz Hindernissen sein Oldenburg in nicht geringerem Maße als andere deutsche Fürsten ihre Territorien zu heben, wie die traurigen, tief verschuldeten Verhältnisse des Landes in emsiger, tüchtiger Arbeit überwunden wurden, wie der Fürst die Zustände der Bezirke besser kannte als selbst treffliche alte Beamte, wie er dem Lande mit seinem edlen, häuslichen Leben ein schönes Vorbild gab, und wie in der Tat die Vergehungen abnahmen und Wohlstand und Sittlichkeit in Aufnahme gelangten. Den Segen sittlicher Größe spricht Rennenkampff seinem Großherzog zu. „Wenn schon", sagt er, „der Natur der Sache nach die vorzüglichen Männer, die in jeder vor der Welt leuchtenden Rücksicht vorzüglichen, selten sind, so sind die sittlich durchgebildeten, die edlen, reinen in der sich immer gleich bleibenden Gesinnung, die es nicht zu irgend welchem Zweck, die es sind, weil sie es ihrem ganzen Wesen nach sein müssen, wahrlich die seltensten. Von diesen Seltensten einer war der Großherzog von Oldenburg." Rennenkampff gedenkt der verklärten Züge des Verblichenen, und er deutet sich dieselben mit Worten, in denen die schönste und tröstlichste Auffassung der Tatsache liegt, daß die Züge der eben Dahingeschiedenen so oft von einem Hauche der Verklärung umwoben erscheinen. Der Ausdruck eines Morgenrots stiller Heiterkeit oder heiterer Überraschung oder bestätigter Zuversicht habe auf seinem Antlitz gelegen, „eine Bestätigung, an die keine irdische Erkenntnis reicht".

In der Schrift gibt Rennenkampff zugleich feingezeichnete Porträts der fürstlichen Frauen des Hauses, besonders der drei Gemahlinnen, die der Großherzog nacheinander heimgeführt. Es sind das Frauen, in denen der ideale weibliche Charakter, wie er der Epoche eigentümlich ist, sich schön darstellt. „Mit Ida von Anhalt", sagt er von der zweiten Gemahlin des Großherzogs, „zog die reinste Seelengüte in Gestalt und Ausdruck, wie Rafael seine Madonnen malt, in das fürstliche Haus ein; sie schenkte uns unsern jungen Großherzog und kehrte wieder zum Himmel."

Mit Freude hat er auch die Entwicklung dieses Sohnes seines alten Herrn verfolgt, der 1853 die Regierung übernahm. Er gedenkt der edlen, religiösen Erziehung, die seine ausgezeichnete Stiefmutter, die Prinzessin Cäcilie, mit größter Hingebung überwachte. Er schreibt

von dem 24jährigen Erbprinzen, überall werde er vergöttert, in der Fremde, wie zu Hause; in der Tat sei er ein prächtiger Mensch.

„Beaulieu sagt mir, dieser ewig launische, wechselnde Alte: »Acht Monate in dieser nächsten Nähe und direktesten Beziehung habe ich keine Minute ohne innige Liebe und aufrichtige Achtung gegen ihn erlebt.« Der ruhigere, kühle Dalwigk schwärmt für ihn, seine Leute vergöttern ihn. Überall in der Fremde hat er den ungeteiltesten Beifall gefunden, besonders beim Papst und Sultan, von einem Pol zum andern. Wie ich ihn kenne, vereinigt er mit immer gegenwärtigem allgemeinen Wohlwollen große Charakterfestigkeit, mit warmem Gefühl für alles Gute, Rechte, Schöne einen ruhigen gesunden Verstand, mit verbreiteten gründlichen Kenntnissen, die liebenswürdigste Bescheidenheit, ohne seiner Stellung etwas zu vergeben, und ein sehr glückliches Gleichgewicht im Umgange mit seinesgleichen und allen anderen Zweibeinern jedes Geschlechtes, Standes und Naturells, was ihm in allem wohlwollende Mäßigung und ausgleichende Gesinnung gibt. Er ist wohl hie und da bei überwallendem Gefühl etwas vorlaut; aber bei wem trüge das nicht zur Liebenswürdigkeit des 24jährigen Prinzen noch bei.[1])

Rennenkampff hat die Leiden und Freuden seines Herrn und seiner Familie mitgelebt, und wohl hatte Karoline recht, daran zu erinnern, wie viel er in dem kleinen Oldenburg an menschlichen Geschicken ergreifendes erfahren. Er war eigentlich darauf gestellt, durch seine Persönlichkeit gutes für das Fürstenhaus und das Land zu wirken. Gerade dies aber entsprach seiner Natur und Anlage mehr als jede Beamtenlaufbahn. Denn bei seinem großen Unabhängigkeitssinne erschien ihm die Richtung auf das Karrieremachen, die nun einmal unvermeidlich sei bei den bezahlten Staatsdienern, durchaus nicht verlockend. Ihm war der Staat doch auch ein Gegenstand der Kritik; er bewunderte ihn mehr als ein künstliches, denn als ein Naturwerk.[2]) Er meinte, der Mensch habe Ursache, gegen ihn zugleich auf seiner Hut zu sein; sonst könnte es geschehen, daß er uns ein Wesentlicheres raubt als gibt. Er zeigte sich in diesem Punkte anders gerichtet, als die Männer der nächsten Generation, der Begründungszeit des Reiches.

Aber waren die Besten und Tüchtigen unter ihnen tiefer in das Wesen des Staates als Produktion menschlicher Kraft, als Naturwerk

[1]) 20. Juli 1851. Ungedruckt. Über den Großherzog Peter, der am 13. Juni 1900 starb und über dessen Jugenderscheinung die anziehende Äußerung Rennenkampffs handelt, vergl. jetzt die wertvolle Schrift von Günther Jansen: „Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg. Erinnerungen 1903."

[2]) Umrisse II, S. 241.

des Menschentums, als Macht eingedrungen, so war den Ausgezeichneten und Trefflichen unter den Altersgenossen Rennenkampffs dafür eine größere, edlere und tiefere Auffassung in der Sphäre des Sozialen eigen. Während selbst bei dem Genie Bismarck und ebenso bei den Talenten Treitschke, Freytag, Duncker u. a. die sozialen Gesichtspunkte eine starke Begrenzung zeigen, ist das ältere wie das jüngere Lebensalter der Befreiungszeit geradezu von schöpferischen sozialen Gedanken erfüllt. Die Stein und Humboldt, die Scharnhorst und Arndt als die Älteren und Harkort als einer von den Jüngeren geben uns davon Zeugnis. Darum haben wir alle Ursache, unser Bewußtsein für unsere Zeit zu läutern, indem wir bei den Vertretern dieses Zeitalters einkehren und namentlich unserer Jugend Gelegenheit geben, mit ihnen vertraut zu werden.

Bei Rennenkampff ist das soziale Gefühl, die Teilnahme für soziale Probleme und für die Betätigung eines sozialen Wirkens ein hervorragender Zug. Das soziale Ideal, das er entwickelt, gibt eigentlich seinen „Umrissen" die höhere Bedeutung. Aber er hat diese Gesinnung auch gelebt, und ich fand in den Briefen des Alters manche Spuren, daß er dauernd an ihr festhielt. Als er einmal im Alter veranlaßt wurde, eine Partie seiner „Umrisse" wieder zu lesen, in der er sein soziales Ideal deutlich ausgesprochen hatte, erklärte er selbst, daß das noch immerfort seine Gesinnung sei.[1]) Er äußerte einmal, er werde seinen Bruder Gustav, so gern er ihn auch in der Nähe hätte, niemals zu bereden suchen, sich außer Landes zu etablieren. „Er hat sich", so begründet er, „eine Lebensaufgabe bei seinen Bauern gemacht, die ehrwürdigste, die ich kenne." Ein andermal äußert er, kein Mensch könne wissen, wie eine Gabe wirke, aber die Gesinnung, zu helfen nach Möglichkeit, die adelt und gibt den Frieden, den die Welt nicht kennt.[2])

Mit Begeisterung entwirft er in den „Umrissen" eine herzbewegende Charakteristik des wunderbaren Grafen Schlabrendorf, und es beleuchtet höchst anziehend die Seelenverwandtschaft Karolinens v. Humboldt und Alexanders v. Rennenkampff, daß beide sich in dieser Liebe zu Schlabrendorf vereinigen. „So großartig, frei und offen war er als Gelehrter und

[1]) In einem Briefe, der wohl aus dem Jahre 1850 stammt. Ungedruckt.
[2]) 8. März 1851. Ungedruckt.

Philosoph, als Mensch, als Freund und Bürger, und doch konnte ihm die Welt nicht verzeihen, daß er die Sonderbarkeit besaß, das Geld nicht als das höchste Gut zu achten." Sonderling habe man ihn genannt, — „ein Wort, mit dem man gedankenlos diejenigen bezeichnet, die uns überlegen, darum zuwider sind, uns aber doch so viel Achtung abnötigen, daß wir sie nicht mit einem bestimmten Schimpfworte zu bezeichnen wagen." Und nun verteidigt ihn Rennenkampff. „Die Hungrigen, die er sättigte, die Nackenden, die er kleidete, die Frierenden, die er wärmte, die Unglücklichen, die er tröstete, die Irrenden, die er belehrte, die Zweifelnden, die er überzeugte, die Einsamen, die er liebevoll an sein großes Herz drückte, die Trauernden, die er erheiterte, die Waisen, denen er ein Vater ward, die Sünder, die er besserte, die Verwahrlosten, die er liebevoll zurecht wies, die Gesunkenen, die er der Ehre wieder gewann; diese Scharen kennen ihn und wissen, daß er kein Sonderling war; und jeder von Weltvorurteil nicht Geblendete weiß es auch. Ja, »wer auch nur eine Seele sein nennt« — und er nannte tausende sein. Eine einzige Träne tiefgefühlten Dankes sollte sie nicht das unbedachte Urteil der ganzen Welt aufwiegen; und welche Tränen sind um ihn geflossen.[1])

In der Anerkennung solcher Gesinnung und Handlungsweise gipfelt der Gehalt der „Umrisse". Sie mischen Wahrheit und Dichtung, um die Weltanschauung Rennenkampffs auszusprechen. Gestalten und Situationen werden dazu erfunden, jene immer anziehend und diese wenigstens mit harmloser und reiner Anmut, ohne viele Ansprüche zu erheben. Es ist im Grunde eine Aufgabe, die mit den Wanderjahren Goethes nahe verwandt ist. Diese haben in der Form eingewirkt; aber auch die Gesinnung, die Weltanschauung ist wesentlich dieselbe. Die Dichtung Goethes hat überhaupt viel Nacheiferung geweckt, aber ich weiß doch nicht, ob es mehrere Werke gibt, die in solchem Grade frei neben ihm bestehen. Es ist nicht entfernt so hinreißend, nicht so aus unendlich großer, innerer und äußerer Welt geschöpft, es ist namentlich nicht reich an Gegensätzen; dennoch ist es dauernd wertvoll. Es ist nicht Nachahmung eines Zeitgenossen Goethes, sondern eines solchen, der es durch ihn sich erleichtert hat, seine eigene innere Welt auszusprechen, wie sie sich aus der Wechselwirkung mit der äußern ihm gestaltet hat.

Das Werk ist übrigens nicht abgeschlossen; es sollte noch ein dritter Band hinzukommen. Der Geist, der das Ganze durchdringt, spricht sich aus in dem Eindruck, den die zwei durch weise Männer zur wahren Humanität erzogenen Brüder von dem sozialen Elend erhalten, als sie

[1]) Umrisse II, S. 346.

die öden Dünen Livlands besuchen. „Es wäre doch schön, dachten wir, das Leben dazu anzuwenden, die Welt zu durchstreifen, die Armut, die Roheit, die Unwissenheit und Unsittlichkeit aufzusuchen; dem Grund des Übels auf die Spur zu kommen; die Mittel kennen und anwenden zu lernen, um diese Übel zu mindern, sich aus der Dunkelheit an die Mächtigen und Einflußreichen zu drängen, sie an ihre Menschenpflicht zu erinnern, sie zur Tätigkeit zu wecken, zu bewegen, zu zwingen, das Geld, das so viel Unheil anrichtet, endlich einmal zum wahren Wohl der Menschen anzuwenden . . . .“ und so „dies zweideutige Wesen durch die wohltätigste Sparsamkeit nur zu heilsamer Wirksamkeit zu zwingen. Rastlos tätig zu sein in den beschränktesten Kreisen und in dem möglichst weitesten und so mit Bewußtsein ein Mitarbeiter zu werden, ein Beförderer der ewigen Weltordnung, die nach Vervollkommnung strebt und das Menschengeschlecht durch Labyrinthe dunkler Irrsale, durch Freiheit und Notwendigkeit dem höchsten Ziele langsam entgegenführt.“ [1])

Beide Brüder handeln in der Tat nach diesem Ideal und stiften großes und gutes und ihr eigenes Seelenglück. Der eine schafft wirklich eine öde und verkommene Gegend an den Dünen um, erzieht die Menschen dort und begründet durch kräftige und selbst strenge Leitung ihr wahres Glück, besonders auch durch das Beispiel seiner Persönlichkeit, das Liebe und Treue aufweckt. Der andere Bruder leistet als Seelenarzt an einzelnen Menschen wie dem Obersten v. X. herrliches, als Freund und Hauslehrer bei diesem trefflichen aber leidenschaftlichen Manne, der in Gefahr gerät, über ein pedantisches Dringen auf Ordnung das höchste Gut des Lebens einzubüßen und seine engelgute Frau unglücklich zu machen; jetzt aber durch den Freund angewiesen, findet er das Rechte, und das seelische Glück der Liebe zu seiner Frau erschließt ihm fortan die ganze Tiefe des Lebens. Auch nach ihrem Tode ist sie sein Leitstern, und er selbst ist nun ein Gutsherr, der mit Eifer und Tüchtigkeit, streng und human das Glück seiner Untergebenen schafft. In ähnlicher Weise hilft dieser zweite unter den Brüdern Verlassenen, die er zugleich seelisch aufzuwecken und zu erziehen weiß.

Wodurch aber sind die Brüder zu solchem Ideale vorgedrungen? Es ist ihr eigener Vater in der Heimat, der zu solchem Wirken ihnen

[1]) Umrisse II, S. 302.

schon Vorbild gewesen. Der eine aber hat zudem im fernen Osten, wohin er, der seinen Eltern entlaufen, als Schiffsjunge gekommen ist, das Glück gehabt, den Indier Mulhar, einen Mann von größter Weisheit, kennen zu lernen. In dessen Wirken hat der Schriftsteller das Humanitätsideal, das ihm vorschwebt, ins Paradiesische verklärt. Mulhar hat es verstanden, das wundervolle Land am Himalaya, das er sein eigen nennt, jenes Land, in dem die Natur alles Große, alles Schöne und Liebliche in Bergen, Seen, Blumen, Bäumen und Tieren dargeboten hat, durch Arbeit zum Garten zu veredeln. Dort wohnen seitdem frohe, tüchtige Menschen, denen Mulhar im edelsten Sinne ein Vater geworden ist. Denn der Weise hat es vermocht, das Paradies in der Seele des Menschen ebenso anzubauen, wie das der Natur, das er bewohnt. Reizvoll ist das Leben in dem Besitztum dieses Weisen zur Darstellung gebracht.

Hier wächst nun der eine der Brüder, der später so großes zum Wohle der Menschen vollbringen soll, auf. Das Beste der Humanität des Ostens hat hier mit der des Westens sich schon verbunden; denn Mulhar hat Europa besucht und von ihm das Beste zu lernen verstanden, wenn auch noch nicht alles. Gerade so bleibt es dem liebe- und dankerfüllten Zögling vorbehalten, dem väterlichen Lehrer durch seine ärztliche Kunst, die er sich in Europa angeeignet hat, das Leben zu retten.

Mulhar ist ein Vorbild der wahren Verwendung des Besitzes. Er ist unendlich reich, allein ihm ist der Besitz gleichgültig, wenn nicht ein vernünftiger und guter Zweck damit zu erreichen ist. Mulhar besitzt den größten Teil Kaschmirs und hat große Handelshäuser in den Städten des indischen Kontinents. Allein er glaubt, daß Reichtum keinen beglückt und daß nur der Weise ihn zu gebrauchen versteht, ohne unglücklich durch denselben zu werden, indem er ihn nämlich zum Wohle der Mitmenschen mit sorgfältiger Sparsamkeit anwendet. Dankbar erkennt der Weise die Quelle des Wissens und Lichtes an, die aus Europa den Menschen zuströmt; allein er findet, daß die Europäer, die in Ostindien auftreten, zum Besitz zumeist nicht richtig stehen.

In dieser Hinsicht hat er vielmehr die traurigsten Erfahrungen gemacht, die nur zu sehr von der ganzen Geschichte ihrer kriegerischen Handelsniederlassungen und, wie er sagt, bis auf den heutigen Tag von

den Ausschweifungen ihres Gelddurstes und ihrer Eroberungssucht bestätigt werden.[1])

Bei dem sozialen Wirken wird als entscheidend aufgefaßt die lebendige Persönlichkeit. Sie allein, nicht das Eingreifen bezahlter Staatsdiener, auch nicht eines noch so mächtigen Staatsministers vermag hier wahrhaft fruchtbar zu sein. Nur so ist die rechte Hingabe verbürgt und das Wirken nicht nach Reglements, sondern nach konkret vorliegenden Bedürfnissen gesichert.

Die Empfehlung einer solchen Hingabe an das Wohl der Menschen hat freilich zur Voraussetzung den Glauben an die Bildungsfähigkeit des Menschen und an seinen Wert und seine Würde. Dieser Glaube lebt ungebrochen in Rennenkampff. Der Glaube, den Rousseau gepredigt, der nirgends glühender und tiefer aufgefaßt worden ist, als in der Brust der Deutschen, daß nämlich ein unverwüstlich Gutes im Menschen liege, begegnet uns bei Rennenkampff in der geläuterten Fassung, in der er besonders seit Lessing unter den Deutschen emporgewachsen ist. Er kommt uns da entgegen als liebendes Vertrauen in den guten Geist des Volkes und speziell des deutschen Volkes. Es wäre höchst anziehend und ein Thema von eingreifender Bedeutung, die Geschichte dieser Überzeugung zu verfolgen und dabei herauszuarbeiten, wie dieselbe in der Befreiungszeit ihren Höhepunkt erreicht, wie sie sich dann zwar erhält, aber sehr realistisch umbildet, bis sie in unserer Zeit geradezu gefährdet scheint, so daß man versucht ist, zu sagen, bei der erfolgreichen sozialen Arbeit müsse auch der Glaube des Deutschen an die Menschheit und an die unausrottbare Güte und Bildungsfähigkeit des deutschen Volkes und gerade seiner unteren Stände wieder erstarken.

Wie nur irgend einer der begeisterten Jugend dieses Lebensalters ist Rennenkampff von diesem Glauben erfüllt. Aber auch im Alter hat er ihn noch geteilt. Er war überzeugt, daß die Leute aus dem Volke durch Tätigkeit und Arbeit über Elend und Not hinausgehoben werden könnten, aber auch davon war er durchdrungen, daß alle bloß materielle Hilfe nimmermehr die wahre Erhebung des Menschen vollbringen könne. Er war endlich überzeugt, daß eine innere Verständigung über alles Wichtige, über die Fragen zumal des Religiösen

[1]) Vergl. im ganzen die Erzählung im II. Bd. der Umrisse: „Der verlorne Sohn" und bes. S. 148 ff.

und der Weltanschauung, für den einfachen Menschen durchführbar sei und daß eine solche zugleich notwendig sei. Man irrt gar sehr, sagt er, wenn man glaubt, es ließen sich hohe Dinge nur in hohen Worten mitteilen, die dem Unerfahrenen und Unwissenden unverständlich sind. Der lebendig Sprechende finde ja überall Eingang und Verständnis, „wo ihm ein reines Herz, Phantasie ohne falsche Richtung und gesunder Menschenverstand entgegenkommt". Er wünscht keinen Schul- und Gelehrtenjargon, „die Schule der Menschheit, das Leben, hat keine andere Sprache, als die Sprache des gemeinen Lebens, die das Kolorit des Gegenstandes annimmt, den sie behandelt. Die höchste Wahrheit im Gebiet des rein Menschlichen versteht jeder Mensch, und sie bedarf keiner gewählteren Sprache als die einfache, die von jeher den größten Religionslehrern genügte. Hat man mit allem Recht gesagt, die großen und höchsten Dinge wollen mit Kinderaugen angesehen werden, so gilt dies auch von der kindlichen Einfalt im Ausdruck und der Mitteilung darüber." Der Mensch in seinem natürlichen Beruf „als Gatte, Vater oder Mutter", sagt er, „ist weder Kind noch Naturmensch und leistet in Auffassung neuer Bilder und Vorstellungen oft ebensoviel als der Gebildetste, gewiß immer aber weit mehr als der Verbildete." Auch tue die Anschauung Wunder an ihm. Keine unüberbrückbare Kluft bestehe zwischen unten und oben; er hält im Gegenteil eine Wechselbeziehung, die beiden Teilen zugute kommt, für möglich.

Er gibt zugleich Proben davon, wie er seine höchste Ansicht über Welt und Leben, für einfache unverdorbene Naturen zu vermitteln sucht. So gegenüber der Witwe eines armen Malers, der er den Blick auf die Größe und das göttlich Wunderbare der Natur aufschließt, oder auch gegenüber Leuten aus dem Volke und Kindern; oder er erhellt dieses Streben an der Art, wie sein Idealjüngling Fritz Holm auf ganz einfache Weise die Biologie der Pflanzen einer hochbegabten edlen und schönen Italienerin lehrend nahebringt.[1]) In dem literarischen Verein in Oldenburg hat Rennenkampff diesen Drang, in lebensvoller Weise die Erhabenheit der Natur aufzuschließen, mit Neigung und Erfolg, allerdings unter gebildeten Menschen wirken lassen.

[1]) Vergl. Umrisse I. Bd.: „Des armen Malers Witwe" und I, S. 371, und Anhang: „Wie Fritz Holm Elementarbotanik lehrt."

Wer so denkt und handelt, muß eine hohe Vorstellung von dem Werte des Lebens haben, und wirklich ist die Weltanschauung Rennenkampffs ein wesentlicher Teil seiner harmonischen Persönlichkeit. Das kalte Theoretisieren war nirgends seine Sache. Überall suchte er das Lebendige. Er strebte immer danach, die Schaffensgebiete des Wissenschaftlichen, des Künstlerischen, des Sittlichen miteinander in Verbindung zu setzen und zu erhalten, und endlich war er bemüht, alles mit dem Religiösen in ein deutliches Verhältnis zu setzen.

Er folgte den Pfaden, die die Forschung brach, mit größter Teilnahme. Er war selbst unermüdlich bis in sein höheres Alter, in die Gebiete der Naturwissenschaften tiefer und tiefer einzudringen. Er wandte sich gegen eine aprioristische naturphilosophische Spekulation, die gerade in seiner Zeit das bescheidenere, aber fest gegründete Fortschreiten von Tatsache zu Tatsache doch wirklich zu gefährden drohte. Unheimlich war ihm auch eine Wissenschaftlichkeit, die sich ganz in eine schulmäßige, unlebendige Doktrin einschließt. Er glaubte diese Richtung besonders auf der Seite der Philologie zu finden, wo die übertreibende Schätzung der antiken Autoritäten ihm als etwas Starres, Unlebendiges und vermutlich geradezu als Totenhaftes erschien.[1])

Ganz gerecht konnte er wohl diesen Forschern nicht werden, einfach deshalb, weil das Übergewicht seiner Neigung und Anlage sehr entschieden nach der Richtung der Naturwissenschaft hindrängte; dann auch, weil durch Eigenart und Umstände in ihm der historische Sinn nicht zu gleicher Stärke sich auszubilden vermochte, als der für Natur. Diese Eigentümlichkeit und Grenze seiner groß gerichteten Weltanschauung möchte ich feststellen, ohne doch behaupten zu wollen, die Gründe davon nach allen Richtungen sicher herauskehren zu können. Besonders habe ich aber das Gefühl, daß ihm hier schon seine livländische Herkunft eine Schwierigkeit in den Weg gelegt hat. Die Geschichtschreibung war damals noch nicht weit genug, um ihm hinreichend Führung zu geben für die großen Seiten, welche die Geschichte seiner Heimat entweder direkt aufwies oder mit denen sie bedeutsam verflochten ist. Der Livländer von heute, so drückend ihm die jetzige Situation für das deutsche Element sein muß, würde gerade über

[1]) Umrisse bes. I, S. 18 ff. und II, S. 16 ff.

seine Vergangenheit nicht so ausschließend trübe sehen, wie Rennenkampff es tut. „Das historische Interesse", sagt er „bleibt bei einzelnen Ruinen immer nur ein untergeordnetes und kann im Zusammenhange der Altertümer eines ganzen Landes nur da lebhaft in uns werden, wo die Geschichte des Landes folgenreich für die Menschheit, ihre Kultur und ihre Schicksale wurde. So kann von der Höhe des Parthenon zu Athen, der Kaiserpaläste zu Rom, der Moschee zu Cordova, ja selbst der maison quarrée und des Schlosses Habsburg der weltrichtende Geist der Geschichte auf den sinnenden Wanderer niedersteigen, seinen Geist beflügeln und ihn über das kleinliche Treiben der Gegenwart erheben. Wie zurückschreckend ist dagegen jede Erinnerung an die Vorzeit Livlands! Chaotisches Dunkel bis zum 12. Jahrhundert bringt erst die Geschichte dieses Landes zur Geburt, nachdem die leuchtendsten Geschichten unseres kleinen Weltteils längst zu Grabe getragen worden. Und was bietet uns dann diese junge Geschichte eines Landes, die nie die Geschichte eines Volkes geworden ist? Ein Blutstrom mit Brandfackeln und allen Greueln entmenschender Roheit ergießt sich durch fast 6 Jahrhunderte über ein Land, das er zum Sumpfe machte, über ein Volk, das er vernichtete, ehe es aus dem Dunkel zur Geburt hervorgehen konnte. Schaudernd wendet sich das Gefühl von diesen blutigen Blättern im Buche des Schicksals ab; schaudernd wenden wir den Blick von der zertrümmerten Zwingburg unserer Väter ab, von dem Sitze einer Reihe von Bischöfen, die das Blut ihrer Hände in dem Schatten des Kreuzes verbargen, des Kreuzes, das die höchste Liebe versinnlichen soll.[1])

So wird man jetzt nicht mehr in Livland empfinden, auch wenn man die traurigen Seiten der Vergangenheit dieses Landes und der Kämpfe dort durchaus nicht verhüllt wissen will. Man wird jetzt die Größe und das innere Recht, das in der kolonisatorischen Ausbreitung lag, ganz anders fühlen. Man wird die Gründer des Deutschtums, wie Adalbert von Apeldorn und die Darstellung seiner Taten in der livländischen Reimchronik nach ihren großen Motiven, die sich da hervortun, zu würdigen wissen. Der Heimatsinn der Livländer und ihr Familiensinn ist inzwischen historisch bewußter geworden.[2])

[1]) Umrisse I, S. 48.

[2]) Man sehe jetzt z. B. die populäre Darstellung der Geschichte Liv-, Esth-

Vielleicht weil das damals noch gar nicht recht möglich war, hat Rennenkampff sich auch nicht ganz in dem Maße, wie die Teilnehmer der großen Not- und Befreiungszeit Deutschlands sonst, zu einem lebendigen historischen Gefühl für die deutsche Vergangenheit und zu einem Ahnen ihrer Größe angeregt finden können. Wie viele große und tüchtige Deutsche erfuhren gerade damals die Verbindung, die zwischen dem Leben der Vergangenheit eines Volkes obwaltet und dem Finden seines Berufes und seiner Aufgabe in der Gegenwart. Stein, Arndt und viele andere bieten dafür untrügliche Beispiele. Aber dem Deutschen in Preußen und im eigentlichen Deutschland mußte freilich eine solche Erfahrung leichter werden, als dem in den Marken jenseit der deutschen Grenzen Geborenen.

Als Rennenkampff in Italien auf das Schlachtfeld, wo Konradin erlag, hinabschaut, da findet er das Menschliche klein gegen die Natur. Wenn man weiter sieht, wie er seinen weisen Mulhar mit der Geschichte vorsichtig verfahren läßt, so tritt dabei zutage, daß Rennenkampff Zurückhaltung geboten erachtet, für den Erzieher zumal, gegenüber der Verworrenheit der Menschengeschicke. Die Geschichte Hindostans, sagt der Weise, sei ein Labyrinth scheußlicher Greuel, mit dem keine unentweihte Phantasie, kein reines Gemüt entheiligt werden sollte. Was wäre aber ohne diese jede andere Geschichte, was überhaupt die Geschichte der Völker, wenn sie nicht die der Menschheit sein kann? Doch verwendet der Weise allerdings die Historiker der Griechen, Römer und Engländer für seine Zwecke, den echten Menschen im Menschen heranzubilden.

Jedenfalls ist aus dem Gegebenen zu erkennen, daß Rennenkampff das Geschichtliche nur in sehr bedingter Weise geeignet findet, den Menschen zu fördern. Das zeigt aber, daß er darin noch mehr dem Standpunkte des 18. Jahrhunderts nahesteht als dem, der im 19. Jahrhundert sich weiter durchgesetzt hat.

Ähnlich tritt das in seiner Stellung zum Staate hervor, wovon schon oben gesprochen wurde. Aber alles das hängt damit zusammen,

---

und Kurlands von Ernst Seraphim, die als Hausbuch geschrieben ist. Man erinnere sich an Schlemanns Geschichte Livlands und für die Würdigung der großen deutschen Kolonisationsbewegung des 13. Jahrhunderts an Treitschkes berühmten Aufsatz über den preußischen Ordensstaat.

daß Rennenkampff zuletzt überall das praktisch Lebensförderliche suchte und sich abwandte, wo er dies nicht erkennen konnte. Demgemäß hielt er sich auch vorsichtig gegenüber dem Antikisieren, wie er sich gegen Rauch ausdrückt. Schon in Rom sei ihm das durch die zunftmäßige Übertreibung verleidet worden. Nichts mehr als das, was Anschauung und Erinnerung zu einem lebendigen Bild gemacht haben, will er an sich heranlassen. Schon in den „Umrissen" hat er der Abneigung gegen den Antiquitätenkram und seine Gefahren lebhaft Ausdruck gegeben. Das wirklich Bedeutende und die Hilfe der Wissenschaft, um zu ihm zu gelangen, wußte er indessen recht gut zu würdigen. Wie lebhaft beschrieb er das technisch großartige Unternehmen der versuchten Ableitung des Fuciner Sees, den Bau des Emissars des Kaisers Claudius. Er wußte mit sicherem Blick die für seine Zeit richtigste Meinung von den sogenannten zyklopischen Mauern in Italien aufzufinden. Aber er schüttelte sich kräftig, um die Spitzfindigkeit der Antiquare loszuwerden und sich nicht durch unbedeutende Kleinigkeiten die großen Aussichten zu versperren. Sein Entschluß ging vielmehr darauf, recht eigentlich die warmen Schätze des Lebens zu ergreifen. „Fragt man uns einst: Was brachtet ihr denn von den Reisen mit? so dürfen wir antworten: Uns selbst! denn wir verloren uns nicht aus dem Leben, wir reiseten nicht nach Rom und Neapel, wir lebten in Rom und Neapel." Das durfte er wirklich sagen; denn wird man auch manches etwas behaglich ausgeführt finden in seinen „Umrissen", das zeigen sie allenthalben, daß er in die Menschen, in die Völker und die Natur mit klarem und sicherem Sinne hineingeschaut hat. Darin vornehmlich liegt der kulturgeschichtliche Wert des Werkes.

Wie gut und wie gerecht und liebevoll, ohne doch die Schwächen zu verhüllen, sind die Italiener beobachtet, eine ganze Skala von Bildern der italienischen Familie führt er dem Leser vor Augen; besonders fein charakterisiert ist der junge Giuseppe Mancini als eine lebendige Verkörperung des italienischen Jünglingsideals, ein Gegenstück zu der Idealfigur des deutschen Jünglings in Fritz Holm. Das Bedingte der italienischen Gesellschaft, ihrer Bildung, ihrer Religiosität gar, kommt unmittelbar und oft mit Humor in seiner Darstellung zur Geltung. Köstlich ist besonders das Gespräch mit den Mönchen aus dem Franziskanerkloster San Cosimato, denen die Reisenden ihr evan-

gelisches Christentum erklären, worauf diese dann sagen: Wir verehren auch den Heiland Christus, aber es ist so lange her, daß er vom Himmel herab auf die Erde kam, daß niemand eigentlich mehr wissen kann, was er gesagt und wie er es gemeint hat; und eben weil er nicht wiederkommen wollte, setzte er seinen Statthalter ein; der bleibt nun immer bei uns und der sagt uns genau, was wir glauben sollen, und darum ist die Einsetzung des Papstes eine ebenso große Gnade Gottes als die Sendung seines eingeborenen Sohnes, weil diese ohne jene gar nichts geholfen haben würde. „Deutlich und zusammenhängend!" riefen wir aus und fingen an von dem guten Weine zu sprechen, über dessen Anbau und Behandlung die Franziskaner recht gründliche Kenntnisse hatten.[1])

Vortrefflich sind in den Umrissen auch die Gesellschaft von Paris und der Kaiser Napoleon zur Erscheinung gebracht; nicht am wenigsten ist dieser selbst mit wenigen und scharfen Strichen vor Augen gestellt. Diese Gabe, das Leben zu sehen und zu zeichnen, ist Rennenkampff immer geblieben. Die Briefe des Alters enthalten dafür mannigfache Belege. So finden sich in denen, die ich kennen gelernt habe, wertvolle Äußerungen über den Kaiser Nikolaus, den er selbst aus der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, und über Friedrich Wilhelm IV., den er auf dem Lande mit dem Großherzog in Rastede ganz einfach, menschlich herzlich und natürlich fand.

Wie Rennenkampff keiner Wissenschaft sich zuneigte, die nicht eine Beziehung zur ganzen Seele finden könnte, so auch keiner Kunst dieser Art. Das zeigen gleich seine zwei kleinen Schriften über Kunst, der Essai sur l'Essence et l'Histoire des Arts plastiques und die Behandlung der Idylle Tischbeins in 42 beziehungsweise 44 Bildern, die der Herzog von Oldenburg erworben hatte. Aber auch die „Umrisse" geben Belege.

Der Essay ist die zweite Schrift Rennenkampffs, 1813 in Petersburg erschienen, aus der Lehrtätigkeit in Rußland hervorgegangen und Karoline v. Humboldt und dem Grafen Gustav v. Schlabrendorf gewidmet. Vorausgegangen war ihr eine wohl 1809 erschienene kleine Schrift über Pius VII., die das Schicksal, das Napoleon diesem Papst

[1]) Umrisse I, S. 216 ff.

bereitete, mit größtem, ja beinahe überschwenglich begeistertem Anteil behandelte. Der Essay ist von dem Bewußtsein der hohen Aufgabe der Kunst, im Sichtbaren das Unsichtbare dem Menschen zu künden, erfüllt. Nur die Werke, die von diesem Reich des Ewigen, der Idee des Schönen künden, sind ihm wert, als Kunstwerke bezeichnet zu werden. Die Werke, die diesen Charakter an sich tragen, sind die Grundlage für das Studium des Wesens der Kunst. Sie bilden das Rüstzeug der Kunstgeschichte, und dieses Studium der Werke, nicht willkürliche Spekulation, will er dafür gelten lassen. Dem Künstler dürfen freilich die Kunstwerke nicht Gegenstände der Nachahmung sein, wie der große Bahnbrecher Winckelmann wollte, der übrigens zuerst den Zusammenhang des Klimas und der Lebensweise mit der Entfaltung der Anlage eines Volkes für Kunst nachwies. Der Künstler soll diese Werke in ihrem Geist studieren, im übrigen muß er aus seinem Selbst heraus arbeiten und die Natur zur Quelle seiner Kunst zu machen wissen. Die ganze Größe der Kunst lebt in der Antike und ganz besonders in der italienischen Malerei der blühenden Zeit. Die nordischen Länder sind weniger begünstigt, schöne Kunst zu schaffen. Schon darin einigermaßen zeigt sich Rennenkampff innerhalb des Horizontes seiner Zeit. Aber was ihm auch fehlen mochte, das Beste hatte er, was ein Laie in seiner Beziehung zur Kunst sich wünschen kann, nämlich eine unumstößliche Überzeugung von ihrer Aufgabe, ein Göttliches aus den Erscheinungen des Daseins heraus zu verkünden und dadurch an der Erhebung der Seele über das Gemeine und Leere zu arbeiten.

Die Ausbildung seines Kunstgeschmacks im einzelnen genau zu würdigen, ist mit dem, was mir für die Beobachtung vorliegt, nur unvollständig möglich. So viel aber sieht man, daß er besonders die Landschaftsmalerei liebte. Er fand, daß der Landschaftsmaler in der Wahl seiner Grundidee auch Dichter sei, und er sagte, keine menschliche Vorstellung, kein Gefühl, keine Empfindung gebe es, die nicht durch die Einheit des Charakters der Landschaft dargestellt werden könnte. Wer das am vollkommensten erreiche und dabei die vollkommenste Ähnlichkeit mit der Natur erziele, sei der vollkommenste. Doch fand er freilich auch, daß die Schönheit und Größe der Natur unerreichbar sei, selbst für den größten Landschafter. Als er in der Gegend von Castellamare

die Herrlichkeiten der Natur in vollen Zügen genoß, da gedachte er des Claude Lorrain und seiner Studien in dieser Landschaft. Die Natur übertreffe aber doch die schönsten Werke seines Pinsels so weit, daß dieser kaum einen höchst mangelhaften Begriff ihrer unendlichen Schönheit zu geben vermöge. Mehr vermochte selbst, sagt er, der erste der unsterblichen Landschaftsmaler nicht.[1])

Später hat er an den poetischen Träumen Tischbeins, seinen Idyllen, eine so große Freude gehabt, daß er diesen merkwürdigen Werken eine Schrift widmete. In ihr folgt er mit feinem, nachfühlendem Verständnis dem dichtenden Maler, dem die Zauber der südlichen Natur zugleich Gestalten hervorriefen, um mit ihnen die Erlebnisse wiederzugeben, die seine Persönlichkeit in der Natur gehabt hatte. Holde und zugleich hohe Phantasien sind es, welche die Reize der südlichen Natur in seiner deutschen Seele aufwecken und ihn hineinlocken in die Gefilde des Schönen, des Anmutigen und des bald heiter, bald melancholisch Schwärmerischen. Übrigens sind es vorwiegend sinnliche Phantasien, in denen der Deutsche dem antiken und italienischen Naturgefühl sich nähert, im Unterschiede von der Naturauffassung der deutschen Künstler der Romantik, welche die italienische Landschaft gern als Schauplatz einer großen religiösen Weihe erfassen, als Schauplatz der heiligen Geschichten, während sie zu Hause immer mehr in den deutschen Märchen und Sagen die Welt finden, das urtümliche deutsche Naturgefühl mit all seiner Süßigkeit und Gemütsseligkeit auszusprechen.

Wie die Neigung zu den bildenden Künsten, so ist die zur Poesie Rennenkampff immer geblieben. In Italien hatte er das Gefühl, die italienischen Dichter von ihrem Lebensgrunde aus zu erfassen. Dante zumal hat ihn tief ergriffen und ihn dann sein Leben hindurch begleitet. Unter den Zeitgenossen hat wahrscheinlich Goethe ihm am meisten gegeben. Als er einmal im Alter einer Aufführung von Tasso beiwohnte, war er wieder bezaubert, wenn ihn auch manche Auslassungen störten, da er das Werk fast auswendig wußte. Da habe er, sagt er bezeichnend, Goethe abgebeten, daß er ihm im persönlichen Umgang unangenehm war.[2])

Die Musik ergriff seine Seele mit unwiderstehlicher Macht. Es

[1]) Vergl. Umrisse I, S. 120, II, S. 8. — [2]) Brief an Dohrn. Ungedruckt.

war ihm wohl, als verschwinde ihr gegenüber alle Disharmonie. „Die magische Gewalt der Musik", heißt es in den Umrissen, „grenzt an Allmacht. Sie bewegt das Herz mit unwiderstehlichem Zauber durch alle Höhen und Tiefen, deren es fähig ist." Einer seiner Sprecher in den „Umrissen" äußert: „Bei der Karfreitagsfeier in Rom glaubt man den Heiland der Welt in die Arme des Alliebenden, des Allvaters sinken zu sehen. Man ist in den erhebendsten Gefühlen, in Anbetung wie aufgelöst. Man vergißt alles, sich selbst, die Welt, ihre Geschichte, die Greuel des Papsttums und das Weltgericht."[1])

Bei solcher Seelenanlage war keine Gefahr, daß Rennenkampff von seiner entschiedenen Ablehnung eines dogmatischen, starren und intoleranten Christentums aus einer trockenen, rationalistischen Morallehre sich zuwenden werde. Er verstand die Bedeutung der Mythen und erklärte sich gegen die Beseitigung aller Einkleidungen des Unaussprechlichen, die das Bedürfnis des Volkes zustande gebracht habe. Das Wirksamste aber schien ihm das Vorbildliche in den göttlichen Führern der Menschheit zu sein, und er glaubte, daß dem gegenüber keine bloße Morallehre aufkommen könne. Das göttlichste Vorbild aber war ihm Christus. Doch faßte er weder seine Persönlichkeit noch seine Wunder theologisch auf. Heißen nicht alle guten und frommen Menschen, so wird einmal in den „Umrissen" gefragt, „Kinder Gottes", und warum nicht sein göttlichstes Kind? Tiefsinnig wird dann noch hinzugefügt: Wie unmittelbar, auf welche Weise der göttliche Gesandte zu seiner wohltätigen Sendung berufen war, konnte nur er allein wissen, und jede Erklärungsweise von Menschen ist ein törichter Vorwitz.[2])

Stark war in Rennenkampff auch das Bedürfnis, das Gemeinsame in jeder echten religiösen Empfindung anzuerkennen. Besonders das, was ihm von indischen Weisen bekannt geworden war, wie etwa von dem Stifter der Sikhs, den er offenbar in der schönen Charakteristik des indischen Nahak gemeint hat, zeigte ihm, daß in der Religion des Herzens eine Einheit für alle Menschen liege.[3]) Sein indischer Patriarch

[1]) Umrisse II, S. 379.

[2]) Umrisse II, S. 115. Die Stelle über Christus, für das übrige andere Stellen in der Erzählung: Der verlorne Sohn.

[3]) Die Lehre selbst des Nahak und die Angabe, vor 300 Jahren unserer Zeitrechnung habe er noch gelebt, leitet auf den Stifter der Sikhs, geboren 1465 bei Lahore. Vergl. Hardy, Indische Religionsgeschichte.

Mulhar ist von dieser Religion. Er erzählt, wie der Nahak gesagt habe, das Leiden sei die selbstverschuldete Wirkung des wahnsinnigen Kampfes der Menschen gegen das Göttliche und gegen die ewige Ordnung des höchsten Wesens. Dieses sei überall gegenwärtig, weshalb der Nahak einem Mohammedaner, der ihn getadelt, daß er, seine Füße gegen das Haus Gottes gekehrt, sich gelagert habe, geantwortet habe: Zeige mir eine Stätte, wo Gottes Haus nicht ist!

Gottes Haus und Gottes Wunder fand Rennenkampff überall in der Natur und in der wahren menschlichen Seele. Das war die Summe seiner Weltanschauung. Gerade aber darin hat diese ihr Eigentümliches, daß er, dabei sich berührend mit Goethes Richtung, sicherer noch in dem Bereiche der Natur als in dem der Kultur, die Wunder, die uns umgeben und die den Blick emporleiten zu immer gesteigerten Vollkommenheiten, fühlte und mit immer erneuter Ergriffenheit erlebte. Dereinst, sagt er in den „Umrissen", werde eine Zeit denkbar sein, in der alle Philosophie auf Naturforschung gegründet sei. Begeistert sieht er in die Lebenskreise der Natur, die immer neue vollkommenere Bildungen hat zur Entfaltung kommen lassen. Nicht die großen Katastrophen haben wohl, so etwa sagt sein Sprecher in den „Umrissen", die älteren Tier- und Pflanzenformen, sondern die Degeneration hat sie beseitigt, „weil die Arten, zu welchen sie gehörten, den Kreis ihres Daseins vollendet haben und in andere Arten, zu höheren Stufen der Organisation übergegangen sind". Alle Individuen und Arten sind vergänglich. Selbst der Mensch wird dereinst vielleicht vergehen und verwandelt werden, und noch erhabenere Wesen und edlere Gestalten werden dann erstehen. Daß die Naturwirklichkeit unserem Bewußtsein solches nahebringe, das schien ihm noch über alle Dichtung hinauszureichen.[1])

Immer erweckte in ihm der Blick auf das unermeßliche Leben und Schaffen der Natur das Gefühl der Andacht und eine fromme Bescheidung von der Unbedeutendheit nicht des Menschen in der Natur, aber seines flüchtigen Erdendaseins gegenüber der Ewigkeit der Schöpfung, deren unwandelbare Gesetze mit Geistesschritt über uns dahinwandeln.[2]) In einem Briefe an Dohrn aber schreibt er, sein Eigenstes aussprechend:

[1]) Vergl. Umrisse II, S. 44 ff.

[2]) „Am Morgen des 13. Juli 1853." S. 4.

„Ich weiß kaum, wie es kommt, ich lasse doch allem Besten, was der Menschengeist darstellt, volle Gerechtigkeit widerfahren; aber nur die Natur und ihre Wunder entzücken und begeistern mich, und das im kleinsten Detail. Ihnen hänge ich nach, und meine Gedanken und Empfindungen sind ein vielfach variiertes, fortgesetztes Gebet in Verehrung des ewig Ungekannten, des Schöpfers und Erhalters des Alls.“ [1]) Von der naturwissenschaftlichen Seite her wurde er auch der ewigen Fortdauer des Menschen gewiß; nur lehnte er ab, diese Vorstellung näher bestimmen zu wollen. Die ewige Fortdauer nennt er ein erstes Gesetz der Natur, fortschreitende Entwicklung zu höherer intellektueller Vervollkommnung aber sei das zweite Gesetz. „Das kann ich geologisch und anthropologisch beweisen. Wer also aus eigenem freien Willen und tiefbegründetem Bewußtsein das an sich selbst tut, geistige und sittliche fortschreitende Besserung, der ist wahrlich ein Mitarbeiter an der großen Stadt Gottes. Welch ein Beruf in dem kurzen Erdenleben! Welch Vertrauen in die Fortdauer! Wer kann das Ende des irdischen Lebens ersehnen, wer es fürchten? Ist es denn so schwer, sich zu bescheiden, wenn man nur das rechte Vertrauen hat, und wie kann das dem denkenden Menschen fehlen?“ [2])

Aus solchen Worten erfaßt man, in welcher Art Rennenkampff inmitten des unbegrenzten Reiches der Natur gerade dem Menschen eine unendliche Aufgabe anweist. Immer ist das seine Überzeugung geblieben, was er einmal einen Parsen in den Umrissen aussprechen läßt, er halte dafür, daß es dem Menschen nicht gegeben, zu berechnen, wie hoch der Menschengeist sich erheben könne. Das Kostbarste aber, das Wunder der Wunder in dieser wunderbaren Natur war und blieb ihm das liebevoll und zweckvoll für den Mitmenschen arbeitende und sich aufopfernde Menschenherz, — ein solches Herz schien ihm das größte Kleinod der Menschheit zu sein.[3])

[1]) An Dohrn, März 1851. Ungedruckt.
[2]) Nov. 1850 an den Schwiegersohn. Ungedruckt (nach Kopie).
[3]) Umrisse II, S. 319.

Blicke in die Welt Karolinens in der Zeit ihrer Vollendung.

Vom Ganzen der Persönlichkeit Karolinens versuchte ich gleich am Eingang dieser Charakterstudie auszugehen. Ich kehre am Schlusse derselben zu dem Gesamten ihrer Existenz zurück, indem ich von der Zeit ihrer menschlichen Vollendung im Alter spreche. Seelische Universalität, Großheit, Harmonie, Deutschheit, alles in weiblicher Prägung, kommt uns an ihr gerade von der Betrachtung der Jahre ihrer Reife aus am faßbarsten entgegen. Aber auch das immer Gleiche ihres Grundwesens wird man bei einem Vergleich mit ihren früheren Lebensstufen bestimmt fühlen, — die Richtigkeit dessen, was sie selbst einmal dem Freunde schrieb: „Kein Mensch ändert sich eigentlich; . . . man ist und bleibt ein Kind.“[1]) Auch in ihrem Äußern, so stark die körperlichen Leiden sie bedrängten, ist dafür ein Abbild gegeben. Sie nennt sich freilich gealtert, sie wußte sich blaß und krank aussehend. Aber wenn sie es auch im ersten Moment fast possierlich finden konnte, daß ein Freund ihres Schwagers Alexander v. Humboldt, der sie seit ihrer Verheiratung, dreißig Jahre, nicht mehr gesehen hatte, unwillkürlich naiv erstaunt ausrief, er finde es, als träume er, indem er sie gerade so wieder vor sich sähe, wie dereinst, — dennoch wird das seine Wahrheit gehabt haben. Die Seele, die diese Züge belebte, erhielt sie auch zugleich inmitten alles Krankseins und des Alterns. Die Freundin Karoline von Wolzogen fand bei der letzten Begegnung ihre wunderbaren blauen Augen einzig schön, und als sie dahinging, ruhte noch das Geheimnis dessen, was man die Verklärung im Tode nennen dürfte, auf ihrem Antlitz und spendete dem zurückbleibenden Gatten unaussprechlichen Trost.[2]) Übrigens war die Veränderung ihrer Züge gewiß auch in den Tagen des Alterns nicht bloß eine absteigende, vielmehr wird der Prozeß der fortgehenden Entfaltung ihrer Seele

[1]) Vergl. Brief Nr. 33. (9. Okt. 1826.)

[2]) Vergl. im Nachlaß Karolinens v. Wolzogen das Schreiben Humboldts vom 26. März 1829. „Ihr Gesicht atmete den himmlischsten Frieden. Man kann im Entschlafen nie schöner sehen, nie klarer und ruhiger.“ Die Äußerung der Wolzogen über die Augen Karolinens, Nord und Süd 1903, Mai: Gebhardt. Aus Humboldts Nachlaß.

auch in ihnen sich abgezeichnet haben. In der Tat wird uns dies noch jetzt nahegebracht in dem Porträt von Wach, in dem dieser nach ihrem Hinscheiden die Züge der gereiften Frau festhielt. Wohl hatte Wilhelm v. Humboldt recht, als er die Zeichnung Wachs in Lithographie an Gabriele sandte, zu sagen, diese Züge verdienten, auf die Nachwelt zu kommen. „Wenn man auch gar nichts mehr von der weiß, der diese Züge angehörten, werden sie . . . auf jeden, der sie sieht, wohltätig wirken. Wer Sinn und Gefühl hat, wird ihr Wesen darin lesen.[1])

Karoline trug auch darin das Kennzeichen der größten Seelen an sich, daß sie in der Zeit ihrer Reife sich noch immer fortentwickelte. Es war darin nicht anders als bei ihrem Gemahl und Goethe und bei Frauen von der Art der Rahel und Bettina. Aber allerdings der Rhythmus dieser Entwicklung war ein anderer, als in den vorausgegangenen Lebensstufen. Obwohl sie als unendlich zarte und empfindungsvolle Frau immer mehr von den Wellen der Schmerzen und Freuden erschüttert wurde als Wilhelm v. Humboldt, ihr Gemahl, bei seiner größeren Fassung, so wogte doch jetzt der Lebensstrom in breiterem Bette dahin, und vieles, was sie früher erregen konnte, wirkte jetzt nicht mehr so. Sie lebte als Gereifte und doch immer Teilnehmende in dem ganzen Gebiete des Menschlichen. Sie nahm das Leben durchaus schlicht und einfach, wies auch das Geringste nicht von sich, wo das Leben es verlangte; jeden Augenblick aber, den die Umstände verstatteten, suchte sie das Große, das Bleibende auf, das in dem Dasein, in Natur und Geschichte arbeitet. Wie sie in allem, was die Not des Lebens mit sich führte, Hilfe spendete oder wenigstens Teilnahme, so gehörte ihr großes Herz zugleich jedem Hohen und Tiefen, das dem Menschen zugänglich werden kann.

Ihre Lage war günstig für eine solche Behandlung des Lebens. Welche Gelegenheiten fuhr auch jetzt ein günstiges Geschick fort, ihr zu spenden. Noch immer konnte sie den Verkehr mit Natur und Kunst, Literatur und Wissenschaft erweitern. Noch immer lernte sie neue große und edle Menschen kennen. In ihrer Umgebung wuchs die Jugend herauf und die ihrer eigenen Familie. Dazu kamen die alten

[1]) G. B., S. 251.

Freunde und großen Menschen, die ihr blieben, und endlich als erster von allen stand ihr näher als je ihr hoher Gemahl.

Aber wenn ihr viel gegeben ward, wie wußte sie auch das Gebotene entgegenzunehmen! Immer gab sie, und wo sie nur irgend konnte, aus ihrem Besten. Ihr Teuerstes, das Unentbehrlichste war ihr jetzt vollends der Familienkreis; allein, sie lebte mit allen weiter, die sie je lieben gelernt, mit ihrer Fähigkeit, die seelisch eine Unendlichkeit festzuhalten vermochte. Sie schrieb ihnen, so schwer ihr oft das Schreiben wurde, mit den häufig gichtischen Händen und den angegriffenen Augen. Auch jetzt noch blieb sie immer die Helferin aller ihr nahestehenden Künstler, wo sie das sein konnte. Sie fuhr fort, die Geselligkeit zu lieben, und alle Vorzüge ihrer intellektuellen, künstlerischen und sittlichen Anlage gaben ihrem Verkehr den Anreiz des Höchsten, was Geselligkeit an Gehalt, Freiheit und Adel bieten kann. Freilich klagte sie nun öfter, daß ein Gespräch sie mehr als billig angreife, und sie sagte, sie suche weniger die Welt, wie die Herz es tue, sie lasse sie höchstens an sich kommen. Das aber tat sie noch auf ihrer letzten Reise, nicht sehr lange vor ihrem Tode, in London. Sie war dort, wie immer regsam, neues aus dem Kreise des Menschlichen aufzufassen; denn ihre Teilnahme dafür hatte nicht abgenommen. Sie durfte wirklich sagen, das fortschreitende Leben habe sie in der Richtung nicht verarmt, daß sie sich weniger in die Individualitäten anderer hineindenken könne. Ihre Briefe zeigen das auf jeder Seite; auch darin hatte sich gewiß ihre Ansicht nicht geändert, daß sich den meisten Menschen, wenn man sich darauf verlege, doch eine interessante Seite abgewinnen lasse. Sie dachte vielmehr darin, wie Humboldt, der einmal gesagt hat, die Menschheit sei in ihrem tieferen Grunde viel edler, als es den Anschein habe. Mit ihm und Goethe und allen Großen in ihrer Zeit aber teilte sie die Überzeugung, daß der Mensch das Interessanteste für den Menschen sei, das es gebe. Nur würde sie es in ihrer Weise ausgedrückt haben, und das weiblich Liebende wäre dabei mehr hervorgekommen. Denn ihr Interesse am Menschen war im Grunde Teilnahme, Mitleiden. Auch dafür sind in den Briefen an Rennenkampff zahlreiche Belege gegeben. Überhaupt hatte sie die Augen jener Art des Staunens, zu dem, wie Goethe sagt, wir recht eigentlich gemacht seien. Es galt all den Wundern des Daseins in Kultur und Natur und es war ein

echt weibliches Erstaunen, das sinnend über das Äußere hinweg das Innere aufsuchte.

Ein Natursinn war ihr eigen, von dem sich in ihren brieflichen Äußerungen mehr die Richtung auf das Erhabene darstellt, als der Sinn für das Anmutige. Das kommt daher, weil sie im Grunde nie ein Vereinzeltes sieht. Sie sieht nicht bloß die Blume, sie sieht die ganze Umgebung. Beim Edelweiß erscheint ihr die gewaltige Bergwelt, und indem sie davon hört, wie der Jäger, der Hirte diese Blume gerade seinem Mädchen darbietet, wendet sie das schön und tief zu einem Gedicht, in dem das Motiv sich ausspricht, daß der Liebende das Symbol der Reinheit und Treue aus Gefahr erringt und darbringt.[1]) So hat sie auch im Süden, in Spanien, dann in Italien, bei der Pracht und Herrlichkeit südlicher Vegetation immer die ganze Landschaft im Sinne. Man dürfte sagen, den Charakter der Landschaften erlebt sie und trägt ihn mit sich fort.

Größe und Lieblichkeit findet sie in den italienischen Landschaften verbunden. Durch diese seltene Verbindung atmeten sie eine Stille, die sie sich nicht erinnert bei einer anderen Natur so groß und tief empfunden zu haben. Übrigens unterscheidet sie und sie findet die römische Landschaft tiefer als die von Neapel. Doch meinte sie das nur für das dauernde Verweilen in ihr. Denn daß diese geradezu die Zuversicht einer Erlösung alles Lebens erwecken könne durch ihre Paradiesesglückseligkeit, das hat sie in dem Gedicht des Alters „Sorrent", dessen schon gedacht wurde, zum Ausdruck gebracht. Gerne wandte sich überhaupt in den Jahren, wo sie wieder dauernd in Deutschland lebte, ihr Blick zurück auf diese südliche Naturherrlichkeit. An einem schönen, kostbar heiter warmen Tage stieg ihr einmal die römische Gegend um Albano vor dem inneren Auge auf, und der Zauber der seligen Fernsicht dort kam ihr nahe, von der sie einst jedesmal nur mit Mühe den Blick hatte wegwenden können.[2])

Sie liebte aber nicht minder die Schönheit der deutschen Natur, nur war sie ihr zu rauh und tat ihrer zarten Natur auch körperlich weh. Mit feinen Strichen kennzeichnete sie die hervorragenden Züge der schlesischen Landschaft, die Umgebung von Ottmachau, das ihrem

[1]) Vergl. das Gedicht „Edelweiß", einem Brief (Nr. 38) an Rennenkampff beigelegt.
[2]) Brief Nr. 28. (10. Okt. 1825.)

Gemahl gehörte. Reichtum der Vegetation, Mannigfaltigkeit und selbst Größe der Linien fand sie hier, und die Maultiertreppe von Marmor des früheren bischöflichen Schlosses, aber auch Eigentümlichkeiten der Gegend selbst riefen römische Erinnerungen in ihr wach. Bei den Fahrten nach Gastein dann lernte sie die Größe und Furchtbarkeit des Hochgebirges immer mehr kennen, die sie bei ihren Alpenübergängen, wie dem gefährlichen über den Mont-Cenis oder bei den Touren durch die Pyrenäen schon früh erfahren hatte. Als die schönste Gegend von Deutschland empfand sie, dabei wie so oft ganz mit Humboldt zusammenstimmend, Salzburg. Diese Schönheit hatte geradezu etwas Überwältigendes für sie, so daß sich ihre Augen mit Tränen füllten. Diese stille Größe, diese Feier, die über der Natur dort ausgebreitet war, empfand sie als einen Abglanz des Himmels, der auf die Erde herabgesunken ist.

Die Unendlichkeit des Meeres hatte sie schon in ihren jungen Jahren ergriffen, als sie es sah von Stubbenkammer aus auf Rügen, nur vom blauen Himmel begrenzt, Arkona wie hinausgestoßen in den unendlichen Ozean. Das erfüllte ihr die Seele mit einem unaussprechlich großen Gefühl der Unendlichkeit, die den Menschen umgibt, und in der man sich gerne verliert.[1]) Immer hat sie das wieder so empfunden; niemals mächtiger als in Cadix. Da nahm sie wahr, wie der Eindruck des unermeßlichen Meeres selbst auf die Kinder und das Kindermädchen sich kundgab, wie die Älteren ernst und stille wurden und auf die immer wachsenden Meereswellen schauten. Unvergeßlich blieb ihr das ungeheure Schauspiel eines Sturmes dort und die Erzählung eines alten Franzosen, der in Cadix das Erdbeben von Lissabon erlebt hatte. Mit Ergriffenheit erzählte sie davon dem Freunde Alexander.[2]) In den Tagen der Krankheit konnte sie sich danach sehnen, in den Wogen des Ozeans Stärkung zu finden, in dem mächtigen Pulsschlag ihrer Wellen.[3]) Sie hatte das Gefühl und sie erfuhr etwas davon in Gastein, daß in dem Wasser die Urkraft aus der Werkstätte der Natur für den Leib, der durch sie so eigenartig bedingt war, wirksam werde.

[1]) Brief an Brinkmann bei Leitzmann, 1901. So könnten auch alle oben angeführten Züge aus den Briefen belegt werden.

[2]) Brief Nr. 11. (12. Sept. 1821.) — [3]) Ebenda Nr. 31. (9. März 1826.)

Als Größtes in aller Natur ergriffen sie die Sterne, und wie sie in den wunderbar klaren Herbstnächten des Jahres 1825 von ihnen berührt wurde, das hat sie in einem ihrer ahnungstiefsten Briefe dem Freunde erzählt. Sie teilte auch diese Neigung mit Humboldt, der in den Briefen an die Freundin gleichfalls über diese großen Eindrücke berichtet. Wenn sie in den Wogen die Kraft ahnte, die am meisten zur physischen Belebung des Menschenleibes wirken könne, so fühlte sie bei dem Anblick der Gestirne ihr ganzes Wesen gleichsam hinübergezogen zu jener neuen Daseinsform, die sie nach dem irdischen Tode erwartete.[1])

Das Naturgefühl Karolinens bildete sich, wie es sich überhaupt formt, nach dem Umfang und der Tiefe des seelischen Antriebs. Da dieser in ihr universal war, so waren ihr die größten Erscheinungen der Natur am meisten Bedürfnis und Wohltat zugleich. Sie boten ihrem Drange nach dem Unendlichen Anhalt. Überhaupt aber gaben dem freien Flug ihrer Phantasie die großen Bilder und Räume der Natur einen Anhalt und sie gewährten den Gestalten in ihrer Seele gleichsam den sinnlichen Schauplatz, auf den sie sich niederlassen konnte, wie Vögel auf Felsen und Baumkronen.

Auch durch die Wissenschaft wurde ihre Naturanschauung genährt. Ihr Schwager Alexander v. Humboldt hat ihr dabei am meisten Dienst geleistet, um sich in den unermeßlichen Haushalt des Kosmos und seiner gesetzmäßigen Zusammenhänge einzuleben. Die Anregung dazu reicht durch ihr ganzes Leben. Im Alter aber, als Alexander v. Humboldt endlich der Fremde müde wurde und nach Berlin kam, hörte sie dort die großartigen Vorträge des Heimgekehrten, der die Blicke in die Universalität der Natur ähnlich ihr auftun konnte, wie Wilhelm, ihr Gatte, ihr die der Kultur von immer neuen Seiten her nahebrachte. Sie berichtet über die Eindrücke an den Freund Alexander mit Worten, die zeigen, wie sehr sie an diesen Vorträgen gerade dies zu schätzen wußte, daß sie ein einheitliches Bild der ungeheuren Natur in der Seele hervorriefen.[2])

Der Kosmos wurde ihr der Horizont für die Natur im Ganzen, die Geographie aber für die Erde. Hier hat der ausgezeichnete

[1]) Vergl. unten Nr. 28 und die Anmerkung dort zu der Stelle.

[2]) Vergl. Brief Nr. 40.

Karl Ritter, dessen Persönlichkeit ihr wert und teuer war, sie in ihrem Alter besonders gefördert. Wieder ging sie bei dieser Neigung mit dem Gemahl zusammen.[1]) Bei ihrer phantasievollen Anlage mit ihren künstlerischen Bedürfnissen war ihr die Geographie die unentbehrliche Vermittlung zwischen dem Reiche der Natur und dem der Menschheit. Sehr richtig fand sie es angezeigt, daß die Anschauung von der Erde den historischen Kenntnissen vorauszugehen habe.[2]) Die Geschicke der Menschheit und des Menschen haben so erst einen natürlichen Boden, die Zeiten bekommen auf diese Weise einen Halt an den Räumen. Ihr war es ganz gemäß, sich von den Schauplätzen her die großen Menschheitsgeschicke nahezubringen. Sie fühlte die Erlebnisse der Städte, die sie vor sich liegen sah.

Rom war ihr darin unerschöpflich. Sie hatte solche Empfindungen aber auch, wenn sie die Alhambra sah oder den Eskurial oder Prag. In Rom, da versank ihr sozusagen die Gegenwart, indem sie in den Horizont des Vergangenen und Zukünftigen sich einfügte. Aber außer der Kunstwelt Roms wirkten dazu auch die Gräber ihrer Kinder unter der Pyramide des Cestius. Rom war ihr ein Symbol des Unvergänglichen, das unsere Sehnsucht inmitten des Vergänglichen aus einem elementaren Zuge der Seele heraus verlangt.[3]) Keine Stätte war ihr teurer. In Tönen wie Goethe spricht sie von den Schmerzen des Abschieds von Rom, wie wenn es gälte, vom Leben zu scheiden.

Auch zu Hause aber blieben ihr die Stätten der Natur, an die sich Familienerinnerungen knüpften, ein Gegenstand tiefer Liebe. Was dem Gemahl Tegel mit den Bäumen war, die er dort hatte groß werden sehen, das war ihr Burgörner. Da waren die Kindheitserinnerungen eine stille Kraft, deren Wirkung sie tief bewegte. Da redete alles zu ihr von vergangenen Tagen: die alten Linden, die sich am wenigsten verändert hatten, und die neuen Anpflanzungen, die schon buschig eine Anhöhe überdeckten. Aber auch noch andere waren da, die von ihr selbst stammten. Da erfaßte sie denn ein Gefühl der Wehmut, und sie empfand diese wie einen Grundton, der gegenüber jedem anderen sich behauptet.

[1]) Vergl. über Ritter Brief Nr. 23. (27. März 1824.)
[2]) Brief Nr. 35. (6. Februar 1827.)
[3]) Vergl. den Brief aus Rom, 25. Mai 1818 bei G. B.

In dem geographischen Interesse spricht schon etwas von dem historischen Gefühl Karolinens zu uns. Es war ihr auch hier eigen, den ganzen Horizont zu umfassen. Wie in der Natur der Blick auf den Kosmos, so war ihr in der Geschichte der auf die ganze Menschheit gemäß. Sie betrachtete die Weltgeschichte als das geheimnisvolle Gotteswerk der Entwicklung der Menschheit. Sie fühlte mit Gehobenheit, wie gerade in dieser Hinsicht die Zeit, die sie als Mitlebende erfahren, einen gewaltigen Inhalt in sich einschließe. Nicht umsonst hatte sie selbst an all diesem so innig teilgenommen. In der völlig einfachen Art, in der alles in ihr sich kundgab, verknüpfte sie das Vergangene und Gegenwärtige als ein Lebendiges, und von da schaute sie in die Zukunft hinaus.

Sie wurde überall ergriffen, wo große Gedanken in den Kämpfen mit im Spiele waren. Ihre Sympathie für die Griechensache war weit über bloße Schwärmerei erhaben. Sie wußte, daß die Griechen ein gesunkenes Volk waren, aber sie wußte auch, daß es hier eine große Sache der Freiheit und Kultur gegen Barbarei gelte. Nur Weltmenschen im ungünstigen Sinne und Naturen ohne Kern und Kraft, findet sie, werden für diese Sache kein Herz haben, Leute, denen alles Leben nur in materiellen Rechnungen und Aufstellungen sich umschließt.[1]) Sie wurde von der Schlacht bei Navarin tief ergriffen.

Ganz und gar hielt sie den großen Sinn fest, den sie in der Befreiungszeit bewiesen hatte. Ihr Herz schlug für jede große Sache des Menschentums, am wärmsten aber für das Deutsche und Preußische.

Sie sah die Fehler; sie beklagte die Ermattung nach den Befreiungskriegen. Sie fand, das Schrecklichste des Schrecklichen sei, daß die große Zeit nicht die großen Menschen gefunden habe, die Aufgaben Hochgesinnt zu ergreifen.[2]) Sie wußte, daß Humboldt eine Kraft des Guten war. Darum hätte sie gewünscht, daß er noch hätte wirken können, obwohl sie sehr gut sah, daß Humboldt selbst wie befreit aufatmen werde, froh seinen Studien zu leben, und daß sie selbst dann den Umgang mit dieser Welt von Seele viel mehr werde genießen können.[3]) Sie beklagte die entsetzliche Untugend der Deutschen, an ihren großen Männern ohne Pietät zu verfahren, ihre etwaigen

[1]) Brief Nr. 11. (12. Sept. 1821.) — [2]) Ebenda Nr. 8. (15. Februar 1821.)
[3]) Brief Nr. 4. (8. April 1820) und noch öfter.

Schwächen nicht zu schonen, sondern sogar hervorzuzerren.[1]) Aber sie freute sich auch jeder guten Eigenschaft der Deutschen; sie bemerkte mit Genugtuung, daß in Preußen die Verlobung des Kronprinzen wie ein Glück, das alle anzugehen schien, empfunden wurde. Sie freute sich, daß Stein bei seinem Besuche in Berlin einen gewissen Fortschritt des Ernstes und der Gesinnung fand. Sie freute sich, daß die Preußen eine große Stellung in der Wissenschaft und Kunst einnahmen, und sie war froh über den guten und edlen Geist unter den Künstlern. Sie hatte Herz und Teilnahme für jeden Tüchtigen.

Eine größte Freude aber war ihr, zwei unvergleichlich große Deutsche beieinander zu sehen, wie Stein und Humboldt. Sie bemerkte, wie sie zwar gern in der Form der Neckerei miteinander verkehrten, wie aber doch die innere, freundschaftliche Gemeinsamkeit stets fühlbar blieb.[2]) Ihr Anteil galt in echt frauenhafter Weise der Persönlichkeit. Unerschöpflich war ihr das Gespräch mit solch einem Herrlichen wie Stein. So in Burgörner; aber nicht weniger zog es sie an, zuzuhören, wenn die Männer miteinander sich besprachen. Sie war entzückt, daß Stein im Alter noch Rom sah und die Kunst ihm dort aufging. Es wäre ihr ein großer Genuß gewesen, zu beobachten, wie Rom auf solch einen Geist wirkte. Sie bemerkte die Liebe, die groß und tief für seine Töchter und besonders für Therese in seinem Auge leuchtete. Sie war innig bewegt über die Herrlichkeit dieses Alters, wo Kraft und Ruhe und Milde so schön die Herrschaft hatten.

In solchem Verhalten zeigt sich, daß das, was nach dem Worte Goethes so recht das Glück der Erdenkinder ausmacht, daß die Persönlichkeit ihr der Mittelpunkt alles Interesses war an den Erscheinungen der Menschheit. Das Biographische hat sie deshalb schon früh ausnehmend bevorzugt. Sie bedauert einmal in dem Aufgang ihres Lebens, daß Schiller nicht den Gedanken ausgeführt habe, Biographien der größten Männer des Altertums zu schreiben.[3]) Jetzt im Alter pflegte sie diese Teilnahme am Biographischen mit Vorliebe. Da verfolgte sie unter anderem das Leben des merkwürdigen Archäologen Zoëga aus der Lebensbeschreibung von Welcker mit den Briefen, die sie enthielt, oder aber sie blickte mit Schauder an der Hand von

[1]) Brief Nr. 13. (13. Januar 1822.) — [2]) Ebenda Nr. 37. (25. Juni 1827.)
[3]) 9. Dez. 1890. An Charlotte v. Schiller.

Ségur in das Innere Napoleons, „der außerordentlich, aber nicht groß war und in dessen Seele eine Hölle gewesen sein muß. Er begriff nur das irdisch Große; das Ewige hatte keinen Weg zu ihm." So schreibt sie einfach und groß über ihn.[1])

Sie schaute über alle Welt und alle Völker; aber das Deutschtum blieb ihr das Höchste. Diese Überzeugung aus der Befreiungszeit blieb immer in ihr wirksam, und ahnungsvoll, fast prophetisch sagt sie dem jüngern Freunde Alexander voraus, er gehe einer noch tatenreicheren Zeit entgegen. Sie verfolgte die Literaturen der Kulturvölker, und manche Hinweise in ihren Briefen zeigen ihre Vielseitigkeit. Was Humboldt ihr aus dem Umkreise des Indischen mitteilte, bewegte sie besonders tief. Das Höchste war ihr auch in der Literatur das Deutsche. Der geliebten Gabriele legte sie ans Herz, in England mit den Kindern in der Familie deutsch zu verkehren, damit sie die tiefste, das Gemüt bildende Sprache in ihren Besitz bekämen. Sprachen liebte sie überhaupt; darin, wie in allem die rechte Frau, die Humboldt brauchte, der größte Erforscher der Seele der Sprachen. Sie hatte dereinst mit hellster Freude und schönstem Erfolg Griechisch gelernt. In Italien freute sie sich, in das Italienische recht hineinzukommen. Sie sagte, wäre sie in China, so würde sie versuchen, chinesisch zu lernen. In solchem Maße dünkte es sie unentbehrlich, die Sprache eines Volkes zu kennen, um Land und Leute wirklich zu verstehen.

Für das Poetische hatte sie den reinsten Sinn; die Universalität ihrer Teilnahme ist auch da ersichtlich; aber ihre stärkste Liebe gehörte doch immer den Schöpfungen Schillers und Goethes. Übrigens fühlte sie bei Goethe, selbständig, wie sie war, auch die Schwächen der Produktionen und der Art seines Schreibens im Alter. Sie hatte die feurigste Empfindung für das einzig Erhabene seiner Dichtergröße. Sie liebte Goethe, fand ihn aber doch zu sehr heidnisch. Daß seine ganze Entwicklung immer entschiedener in der Anerkennung eines Christentums und einer Weltauffassung aus der Tätigkeit in Liebe den Gipfel suche, war auch ihr, wie den meisten Mitlebenden noch nicht so deutlich zu sehen möglich als uns Späteren. Aber sie vernahm die aus den Urtiefen stammenden Töne seiner Dichtung mit einem Gehör, wie wohl nur wenige es hatten. Die Äolsharfe der Jugend erklang ihr

[1]) Brief Nr. 26. (28. Februar 1825.)

3058058

in den Strophen aus dem Faust, und tief im Innersten fühlte sie sich von ihnen erregt.[1])

Jetzt hörte sie mit Ergriffenheit von der Elegie, bis sie dieselbe dann wirklich kennen lernte. Es war ihr etwas Erhabenes, zu finden, wie die Flamme der Liebe nicht über der Jugend erlösche. Mit Entsetzen und doch mit immer größerer Anerkennung des furchtbaren Geheimnisses im Menschen, das da erleuchtet wurde, las sie ein Gedicht wie die Parialegende. Welche Tragik war in dem Schicksale, das der Dichter darstellte. Die Brahmane, mit dem Haupt im Himmel weilend, lernt als Paria die niederziehende Gewalt dieser Erde kennen. Von der Menschen- und Gottesliebe aber kann sie trotzdem nicht lassen.

An der Helena im II. Teil des Faust bewegte sie besonders die Stimmung des gothischen Schlosses und wie die griechische Heroine vom Reim ergriffen wird; dann wie Goethe Byron im Euphorion feierte, für den auch sie bei dieser Gelegenheit ein tiefes Mitgefühl kundgibt.[2])

Sie hat den sichersten Blick für das Echte gehabt; sie war ganz unbefangen im Ablehnen und Zustimmen. Ein Stück des Romantikers Fouqué wie die Undine, traf in ihrer Seele auf Verwandtes, ja Eigentümlichstes, so daß man ihr Entzücken wohl begreift, und wie sie dieses Graziöseste des Graziösen wünschte selbst gemacht zu haben.[3]) Auch konnte sie wirklich selbst dichten. Sie war nicht nur eine poetische Natur, empfänglich für Poesie; es war auch eine schöne lyrische Begabung in ihr, wie das ihre Gedichte, die wir bis jetzt kennen, zeigen. Seelentiefe beweisen sie alle, und wenn auch die Form nicht überall ausgeglichen sein mag, so ist in einem jeden dieser Stücke die innere Melodie um so fühlbarer. Es handelt sich hier um echt weibliche Dichtung, bei der alles sich sammelt in der Größe der Empfindung und des Liebesvermögens.

Noch mehr beinahe als der Poesie stand sie mit einem schöpferischen Verständnis, wenn ich so sagen darf, der bildenden Kunst gegenüber. Einiges davon wurde schon früher behandelt.[4]) Im Alter waren ihr

[1]) An Welcker, 16. Dez. 1808. — [2]) Vergl. Brief Nr. 37. (25. Juni 1827.)
[3]) An Varnhagen, 24. Februar 1813.
[4]) Wertvoll ist der Brief über Karoline von Therese Huber, mit der sie 1819 in Stuttgart zusammentraf und deren Verständnis wie Phantasie im Verkehr mit den Kunstwerken sie hervorhebt. Bemerkenswert ist auch die Szene mit Jean Paul.

dieses Verstehen und Genießen von Kunst und diese Anregung, welche Kunstwerke auf sie übten, eine Quelle fortwährender Freude und Erhebung. Was die Kunst ihr war, bezeichnet nichts besser als ihr Tod. Die Bilder ihrer lieben Kinder mit der Unschuldswelt, die sie ihr vor Augen stellten, und die jugendlich zarte „Krönung Marias" von Rafael waren ihr noch unaussprechlich tröstend in der Stunde des Verscheidens. Sie hatte eine außerordentliche Empfänglichkeit für das Schöne, und eine Sinnlichkeit, die Natürlichkeit und Reinheit glücklich vereinigte, war ihr zuteil geworden. Sie sah in den sinnlichen Gestalten eine immerfort neu entzückende Aussprache eines göttlichen Lebens. Sie wurde tief bewegt von der Schönheit in aller Natur; aber nichts ergriff sie tiefer als die menschliche Gestalt. Schon an sich fand sie sie bewegend als Gotteswerk, wo sie rein sich darstellte. In ihren jungen Jahren spricht sie mit Begeisterung von einer Tänzerin in Paris, von ihrem schönen Bau, ihrer Größe, die allen ihren Bewegungen etwas Edles und Hohes verleiht. Wie Diana unter den Nymphen, so erscheine sie im Kreise der andern.[1]) Von der schlafenden Venus Tizians in Madrid redet sie mit Entzücken. Sie habe nie vorher geahnt, daß es möglich wäre, solchen Reiz mit solcher Reinheit zu verbinden.[2]) Schönheit der Gestalt, der Gesichtszüge zumal, wenn sie sich verbanden mit Adel der Seele, übten einen unbeschreiblichen Zauber auf sie. Sie war beinahe leidenschaftlich bewegt, als sie die Gräfin Pachta kennen lernte, und sie war traurig, weil sie meinte, sie habe keinen Eindruck auf diese gemacht. Sie fand alles Grazie an ihr, ein Ideal weiblicher Schönheit und weiblichen Adels.[3]) Das war in ihren jungen Jahren; aber sie hatte die Empfänglichkeit für das Schöne durch ihr ganzes Leben.

Sie selbst bewegte sich in einer Atmosphäre der Schönheit. Sie freute sich besonders auch der Anmut und Schönheit ihrer Kinder. Man kann nicht lieblicher und reizender davon sprechen, und dabei ist alles so natürlich und einfach, was sie sagt. Sie sieht etwas Heiliges

Geiger, Briefe von und an Wilhelm v. Humboldt. Der Brief Theresens ist an Henriette v. Rheden gerichtet. Abgedruckt Neue Freie Presse Nr. 11777 und 11788 (1897).

[1]) An Charlotte v. Schiller, a. a. O., S. 175.

[2]) An Schweighäuser. Leitzmann 1901.

[3]) An Brinckmann, 10. Nov. 1797. Über die Gräfin Pachta, Varnhagen, Biographische Porträts.

und Geheimnisvolles in der Schönheit ihres Knaben Wilhelm, sie ist entzückt von der Anmut der kleinen Mädchen, besonders der Adelheid. Sie erfreut sich der reinen Grazie und Heiterkeit ihres Tanzes; sie ist froh angesichts der munteren Beweglichkeit der beiden Mädchen, die auch bei einer beschwerlichen Tour nicht ermüden und wie die Gemsen klettern. Ein Trost war es ihr für das Leben, daß die beiden Kleinen in der Lieblichkeit ihres Daseins durch das schöne Bild von Gottlieb Schick festgehalten wurden. Wie freute sie sich jetzt im Alter der Enkelkinder, die um sie aufblühten. Der kleine Wilhelm, in dem sie Verstand mit Gemüt und Schönheit vereinigt fand, der selbst die Großmutter so ausnehmend lieb gewonnen, wurde vollends ihr Augapfel. Mit welcher Zartheit und Anmut spricht Karoline von der Holdheit der Kinder. Sie fragt: „Gibt es etwas Schöneres in der Schöpfung, etwas Niedlicheres als ein Kindermäulchen?“ Nur findet sie es indiskret, die Kinder viel zu küssen; es ist unzart, wie wenn man ungeschickt an einer Blume riecht. Aber mit den Augen küßt sie die Holden.[1]) Das was Gestalt und Aussehen adelt, das, in dem die Seele gleichsam für das Auge sich darstellt, bemerkt sie überall. Mit der größten Wonne empfindet sie es, wo es an den eigenen Ihrigen entgegenkommt. So in der hoheitsvollen Haltung, Bewegung und Gestalt der Adelheid, besonders wenn sie zu Pferde sitzt, oder in der Anmut und rührenden Tiefe der Gabriele. Begeistert ist sie von der Schönheit ihrer Schwiegertochter Mathilde, welche die Mutter des Engelkindes Wilhelm ist. Sie hat gerade die Schönheit, die ihr gefallen kann. Zarteste, reinste Seele, ja Hoheit, die in der schlanken, geschmeidigen Gestalt, den feinen Armen und Händen und den Zügen des Antlitzes sich aussprechen. Gerne erzählt sie von ihr. Sie läßt ihr Bild malen von ihrem teuren Wach. Sie bedauert es tief, daß Leiden dann doch ihre Schönheit beeinträchtigen, sie erlebt freilich da erst recht die ihrer Seele. Überhaupt aber empfindet sie als einen Jammer, daß das Wunder des Schönen so dahinsinken kann, wie sie mit Bezug auf die Herz bemerkt.[2]) Doch hat sie auch den Trost, den die Kunst dafür gewähren kann, und ihr wird das Schöne im Leben schon zu einer Stütze, um ein unvergänglich Schönes uns fühlbar zu machen, das dem

[1]) Brief Nr. 8. (15. Februar 1821.)

[2]) Ein gutes Porträt von der Herz bei Sauer: „Deutsche Frauenbilder“.

Göttlichen angehört, von dem das Schöne in den sinnlichen Erscheinungen nur erst ein Widerschein ist. So wird denn ihr Bewußtsein endlich vom Schönen zu dem hinaufgeführt, was sie als den Urquell alles Seins und alles Bleibenden erlebt und immer tiefer erfährt, zu der göttlichen Liebe.

Weil doch erst die Gestalten der Menschen fähig sind, das Höchste, was Kunst darstellen kann, zur Anschauung zu bringen, darum vermag sie der Landschaftsmalerei, auch der idealen, nur einen Rang anzuweisen wie etwa dem idealen Porträt, welches das Entzücken des sehnsüchtigen Geliebten wiedergibt. Sie findet, die Wirklichkeit der Landschaft lasse sich nicht übertreffen. Dagegen das, was dem begeisterten Maler heiliger Gegenstände vorschwebt, finde sich nirgends, und sie erinnert an die Gestalten Rafaels, auch Francias und Fiesoles.[1])

Was sie meint, ist deutlich genug ausgedrückt. Der naturbegeisterte Freund Rennenkampff hätte vielleicht eingewandt, daß doch auch das Landschaftliche gedichtet werden könne, um ein Ideales, das nur im Menschen arbeitet, mit seinen Formen zu veranschaulichen. Das hätte sie wohl zugegeben, und er hätte ihr wahrscheinlich dies gelten lassen, daß das Höchste, was als Ideales im Menschen sich bewegt, doch erst mit Hilfe der höchsten Naturform, die wir kennen, der menschlichen Gestalt, für uns schaubar werden könne.

Das Zusammenwirken des Seelischen und Sinnlichen fühlte sie mit der divinatorischen Sicherheit, die ihr eigen war und die ihr zu allem Größten und Höchsten den Zugang einer lebensvollen Anteilnahme auftat. Wie die Bäume, so empfand sie, außer der Nahrung von der Erde noch die der sonnigen Lüfte brauchen, in denen ihre Krone sich wiegt, so muß der Künstler zwar auch mit den Füßen fest auf der Erde stehen, damit das Kunstwerk jeder Gattung seinen Körper finde; allein der Begeisterte und Begeisternde schöpft aus seinem Leben der Poesie, aus der göttlichen Quelle, die in ihm sprudelt. Mit dieser Wahrnehmung, die sie machte, hängt zusammen, daß sie immer deutlicher herausfand, wie jeder Künstler in seinem Bilde eigentlich sein Wesen mitmalt.[2]) Jedenfalls hat Karoline das auch auf die Erscheinung bezogen, die so oft beobachtet werden kann, daß unwillkürlich

[1]) Vergl. Brief Nr. 15. (3. Juni 1822.)

[2]) Vergl. G. B., 4. Aug. 1828 und 24. Dez. 1817.

auch etwas von dem Äußeren der Künstler in ihre Gestalten übergeht. Bei diesem Schweben zwischen zwei Welten, dem Ideal und der sinnlichen Wirklichkeit, wünscht sie dem Künstler Bescheidenheit und Freudigkeit zugleich gegenüber seinem Geleisteten, Bewußtsein davon, daß das Unendliche der Aufgabe, sein Ideal, nie erreichbar sei, aber auch ein frohes Gefühl an dem, was ihm gelungen.[1])

Ihre Neigung und ihre Gabe, überdies mit ihrer ganzen Existenz dem Künstler eine Hilfe zu werden, wurde in ihrem Alter eher noch größer. Sie förderte viele Künstler äußerlich durch Aufträge und sonstwie. Aber ungleich mehr spendete sie seelisch durch Verständnis, durch Teilnahme, und in unberechenbarer Weise stand sie den Schaffenden bei, indem sie diese durch ihr Wesen begeisterte. Nicht wenige Künstler waren glücklich, ihr nahe zu sein, Rauch und Wach allen voran. Auch nachdem sie Rom verlassen hatte, hörte sie nicht auf, sich für das ganze Kunsttreiben dort zu interessieren, besonders aber war sie erfreut, daß in Berlin mit der Anwesenheit von Wach, Veit, Schadow, Rauch, Tieck, ein reges, der preußischen Hauptstadt bis dahin fremdes Kunstleben erwachte. Regen Anteil brachte sie den Arbeiten, die nun entstanden, entgegen, und sie hoffte, daß daran auch im Publikum der Kunstsinn zum Erwachen kommen werde.[2])

Als Angehörige, als Mitwirkende darf man sagen, machte sie so nun noch die schöne und denkwürdige Zeit mit, in der Schinkel, Rauch und andere den edlen Geist der Epoche der Befreiungszeit zum Ausdruck brachten. Es war eine Siegesfeier nach der errungenen Freiheit, etwas Stilles und Bescheidenes waltete dabei; aber es war ein ebenso reiner als tiefer Geist in diesen Schaffenden und in diesem Schaffen.

Karoline nahm aber auch an dem, was unter Ludwig I. in einem verwandten Sinne in München heranwuchs, mit freudiger Anerkennung teil, ähnlich wie ihr Gemahl. Sie fand in München architektonisch eine Stadt im Werden, und für die Kunst gestalte sich dort eine neue Welt; der König gebe, was man auch aussetzen könne, einen kostbaren und hohen Stoff seiner Nation und seinem Zeitalter hin, und es könne nicht ausbleiben, daß für die fernste Zukunft viel Großes vorbereitet werde.[3]) Wie die Epoche Schinkels und Rauchs in Berlin nicht mehr

[1]) An Schweighäuser. Leitzmann 1901. — [2]) Brief Nr. 2. (27. Nov. 1819.)
[3]) Brief Nr. 38. (14. Sept. 1827.)

von unserer Zeit verstanden wird, so auch nicht die Epoche Ludwigs I. Unserer jetzigen Kunst und der Stellung des Volkes zur Kunst gereicht das zum tiefen Schaden. Man tut recht, die Grenzen dieses Schaffens scharf zu sehen; aber man tut bitter unrecht, daß man das Schöpferische, das in ihm voll Schwung und Adel arbeitet, nicht zu würdigen weiß. Fast zweifle ich daran, ob wir ohne ein erwachendes Verständnis dafür im günstigen Sinne über die jetzige Gärung in der Kunst hinausgelangen werden.

Eine Welt von Kunstschönheit umgab Karoline, seit sie Rom verlassen hatte, auch in der Heimat. Ihrem Gemahl brachte sie manches kostbare Stück aus alter und neuer Zeit in das edle Heim, das dieser jetzt mit Hilfe Schinkels und Rauchs an der Stätte seines Kinderlebens in Tegel einrichtete. Sie selbst, hatte sie auch einzelne wirtschaftliche Mängel an dem Bau auszusetzen, freute sich dieser Unternehmung, und manches davon erzählt sie anziehend in den Briefen an den Freund. Besonders schön berichtet sie aber von dem grünen Salon in ihrer Berliner Wohnung gegenüber der Französischen Kirche auf dem Gendarmenmarkt. Da hing an der Eingangseite zwischen der Tür und dem Ofen die Kopie der Krönung Mariä, dieses schönen Jugendwerkes von Rafael; dann an der Wand, den Fenstern gegenüber, die Porträts der Töchter und das Bildnis der schönen Schwiegertochter Mathilde. Über dem Sofa vor allem die köstliche Kopie von Wach, die Vision des Ezechiel, die nach der Meinung des Großherzogs von Toskana dem Original so gefährlich nahe kam, daß er dasselbe durch eiserne Klammern zu sichern für gut hielt.[1])

Sie hatte Empfänglichkeit für alle bildenden Künste, am meisten aber doch für Malerei und Skulptur. Das Schauen von Kunst war für sie ein Verkehr ihrer ganzen Persönlichkeit mit dem Kunstwerk. Sie beklagte es, daß Gabriele in London nicht mehr in einer Sphäre des Kunstlebens sich befinde, wie das denn die Tochter selbst als eine Entbehrung empfand. Kunstwerke zu besehen, sagt die Mutter, genüge nicht, das heiße nicht, mit ihnen leben. Daher empfiehlt sie ihr nun die Pflege der Musik, besonders des deutschen Liedes, um aus dem Geheimnis der Kunst im Gemüt immer getröstet zu werden. Ihr selbst blieb doch die Musik weniger nahe als die Poesie und die bildenden

[1]) Brief Nr. 36. (27. März und 29. März 1827.)

Künste, wenn auch nicht so fern wie Wilhelm v. Humboldt. Die Eindrücke der Architektur, der Plastik und endlich der Malerei erfüllten ihre Seele wie eine zweite Welt, die über der wirklichen hinaus lag und doch vereinigt war mit den großen Eindrücken aus der Natur her.

Sie hatte ihre Lieblinge unter den Kunstwerken aller Zeiten und sie wußte unendlich schön und herzbewegend von ihnen zu erzählen. Sie machte auch Gedichte auf Kunstwerke wie auf die Pallas von Velletri u. a., aber davon ist bisher keines zugänglich geworden. Dagegen haben wir nicht wenige briefliche Äußerungen, die durch die Briefe von Alexander v. Rennenkampff und die Brüder Riepenhausen noch beträchtlich erweitert werden. Es liegt in ihnen ein großer Reiz, und sie können auf eine ersprießliche Weise des Sehens hinleiten.

Sie liebte unter den Antiken am meisten die Pallas von Velletri. Noch niemand konnte ihr damals sagen, daß der Widerschein der größten Jahre Griechenlands über diesem Kunstwerke schwebe und daß der Geist des Perikles und selbst etwas von seinen Zügen in ihm sich darstelle; allein, sie fühlte ganz die Hoheit dieses Werkes und diese in einziger Weise mit harmonischer Ruhe verbunden. Sonst gedenkt sie gern der Niobiden, und Wilhelm v. Humboldt sagt uns, daß sie in der Münchner Glyptothek ihre bevorzugten Werke hatte, darunter die Eirene mit dem Plutosknaben, die man damals noch Ino Leukothea nannte. In Berlin sah sie zuerst in Abgüssen auch die Werke vom Parthenon, wie die zwei Frauengestalten von erhabener Ruhe, die eine im Schoße der andern gelagert. Da fand sie, daß das Wort „grandios" wie geschaffen zu sein scheine, um die Majestät dieser Bildwerke zu bezeichnen.

Sie liebte auch die Altdeutschen der Boisserée-Sammlung, und mit welch inniger Hingabe an die Darstellung hat sie das Bild vom Tod der Maria und das vom Christoforus des Dierik Bouts beschrieben.[1]) Von den Niederländern spricht sie nicht in den bis jetzt bekannten Briefen. Sie standen ihr gewiß auch ferner als schon die Altdeutschen. Am meisten liebte sie doch die Italiener.

Sie ging dabei an den älteren viel weniger vorüber, als das in jener Zeit zumeist der Fall war. Sie fand, daß das damals Giotto zugeschriebene Abendmahl in Santa Croce an innerer Größe den Ver-

[1]) Vergl. den Brief an die Brüder Riepenhausen unten im Anhang.

gleich mit dem des Lionardo wohl vertrage. Sie liebte Fiesole sehr, insbesondere auch die Umbrier, vornehmlich Perugino, von dem sie das Fresko, die große Kreuzigung, tief ergriff, endlich Francia, dessen liebliche Madonna in München sie begeisterte.[1]) Die größten aber, Michel-Angelo und Rafael, empfand sie auch als die größten; sie waren ihr immer lebendig; Rafael zumal war ihr Liebling im eigentlichen Sinne. Sie nennt ihn einen der glücklichsten Menschen.[2]) Eine ganze Reihe von Äußerungen über Bilder von ihm sind vorhanden, vor allem über die Madonnen; so über die des Großherzogs, die del pesce, die von Foligno. Von der schönen Gärtnerin in Paris war sie besonders bezaubert. „Maria, kaum ein 17jähriges Mädchen, blond, ein Gesicht voll Einfalt und Unbefangenheit. Christus steht lächelnd vor ihr und schmiegt sich an ihren Busen. Er tritt mit seinen Füßchen auf ihre. Johannes kniet voll Andacht daneben. Das Bild ist sozusagen mit nichts gemalt: es ist das anspruchloseste von allen Bildern Rafaels, die ich kenne, und wie ist es göttlich!“ [3]) Als eines der schönsten Bilder, die es gibt, empfand sie die Grablegung von Rafael, und sie äußert mit Bezug darauf, daß es eine Zeitlang käuflich war, sie würde es erworben haben, hätte sie darum gewußt, auch wenn sie sich zeitlebens auf Wasser und Brot hätte einschränken müssen.[4]) Das heilig wonnige Bild der Morgenfrühe des Künstlers Rafael, das Sposalizio, ging ihr ebenfalls ganz in die Seele.[5]) Als einmal die Teppiche von Rafael zu sehen waren, wurde ihr das ein Fest. Sie fand die Ausführung einzig; prachtvoll die Farben, die Lichter auf den ungeheuer großen Bildern, alle eingewebtes Gold und Silber. „Das gibt dem Ganzen eine Harmonie; denn das Gold und Silber“, schreibt sie, „verschmilzt sich mit allen Farben.“ Der Tag, wo sie ausgehängt waren, war wunderbar. Das tiefste Blau am Himmel, alle Türen von St. Peter weit aufgetan, die ungeheure Kirche, in deren Vorhalle die Tapeten waren, die bewegte Menge des hinzuströmenden Volks, alles das kam zusammen. „Gegen Abend stand man auf der Schwelle, das Dunkle

[1]) Vergl. die Äußerung über Perugino an die Gebrüder Riepenhausen unten im Anhang. Hinsichtlich des Francia Wolzogens Nachlaß II., S. 54.

[2]) An Schweighäuser.

[3]) Vergl. den Brief an Charlotte v. Schiller. 15. Mai 1798.

[4]) G. B., S. 151.

[5]) Vergl. den Brief an Riepenhausen, der im Anhange unten abgedruckt ist.

und Geheimnisvolle des Tempels wirkte, und man sah hinaus; die Pracht der geschmückten Halle, der Platz, der Obelisk, die Fontänen und die blauen Berge in der Ferne. Einen größeren Anblick habe ich wahrlich nie gesehen. Ich war mit Humboldt. Wir konnten uns nichts sagen, nur sprachlos genießen, wie man das Himmlische genießt."[1]) So meinte sie es damit, wenn sie sagt, erleben, nicht besehen, müsse man die Kunst. Unter solchen Erlebnissen baute sich, wie sie einmal in Rom schrieb, über ihr, wie ein Himmel das Gewölbe der Kunst zusammen. Freudig jauchzend, still und glückselig, so stand sie zu den Kunstwerken und zu den Künstlern. So echt weiblich und echt menschlich, so ohne Raffinement und Prätension war ihre Stellung zu aller Kunst.

In solcher Art fühlte sie auch die Erzeugnisse der Kunst der eignen Zeit. Sie stand nicht kritisch zu den Werken, sie wählte aber doch sehr bestimmt nach den Bedürfnissen ihrer Seele und gerade so mit ihrem untrüglichen Gefühl. Sie konnte vielleicht gelegentlich einigermaßen überschätzen. Wenn es ihr begegnete, daß sie etwa Thorwaldsen höher stellte, als die Kunstgeschichte mit ihren abwägenden Urteilen das darf, so ist sie dafür auch nicht der Gefahr erlegen, in eine Unterschätzung und Verkennung des Bleibenden und Edlen so herrlicher Künstler, wie etwa Thorwaldsen und Rauch, zu verfallen. Auch hier war sie ganz Frau, die aus dem Liebesgefühl heraus entschied. Da mag sie denn wohl die Speranza, die jetzt über ihrem und ihrer Lieben Grab steht, zu hoch gewertet haben. Die reine Quelle, aus der das Schaffen dieser Künstler strömte, hat sie um so besser gewürdigt. Es kam aus ihrer ganzen Seele, wenn sie den Christus von Thorwaldsen mit Ehrfurcht betrachtete und wenn die Königin Luise von Rauch ihr die Worte entlockte: „Rührenderen Ausdruck sah ich nie gepaart mit hoher Kunst." „Sie ist eben verschieden. Der Schmerz des Lebens ist dem Frieden des Todes gewichen, und das Diadem, das ihr Haupt schmückt, wird in meinen Augen zur Krone der Vollendung." —

Ein Teil ihrer Liebe gehörte dem Ideal der Kunst wie dem Ideal der Erkenntnis; aber sie fand, daß die Liebe, die in uns das Reich des Guten aufschließt und endlich alles Ideale zum Religiösen vereinigt, das einzige sei, das vorhalte, gegenüber dem kampferfüllten, leidvollen

[1]) An Welcker, 18. Juni 1808.

Leben des Menschen. Die Liebe, die ihr Wesen durchdrang, hatte die Wärme der Güte; sie hatte ein fühlendes Herz für das Menschenleid; nichts Kaltes war in ihr. Sie hatte mitgelitten und geopfert und zu heilen gesucht, soviel sie vermochte, in der Befreiungszeit. Ihr Herz verschloß sich nicht den Leiden der Menschen; am wenigsten in ihrem vorgerückteren Alter. Das Unglück einer Dienerin ergriff sie aufs tiefste. Sie hörte mit Teilnahme von der Armut der Leute in Gastein und erzählte davon ihrem Freunde in Oldenburg. Sie freute sich, daß der edle und bedeutende Erzherzog Johann sich dort ein Haus zu bauen entschloß und daß sich so Arbeit und Verdienst für die Leute eröffnete. Sie ermunterte ihre Gabriele, die Elisabeth Fry zu besuchen, die sich so großartig für die Besserung der Lage der Gefangenen einsetzte. Diese Gestalt, sagt sie, werde sie fortdauernd erheben. „Welche Klugheit in ihrem Auge und welch höherer Friede in ihren Zügen!" Die Tochter soll sie grüßen von ihr.

In der Tat erst von da aus rundet sich uns das Charakterbild der hohen Frau. Sie kannte die höchste Forderung des Lebens und der Humanität, die über alle Liebe zum Schönen und Wahren hinausreichen muß. Ihr war nicht Glück, noch weniger der Genuß das Ziel des Lebens. Ihr schien es Forderung zu sein, für die eigene Seele so viel zu nehmen, um sie ihrer Bestimmung zuzuführen; im übrigen so viel als möglich zu geben, so wenig als möglich für sich zu verlangen. In der Tat handelte sie danach. Aus ihrer großen Liebesfähigkeit heraus suchte sie die Möglichkeit dafür, indem sie alles Leben zu vollenden bemüht war in der einen Liebe, die nicht dem irdischen Leben Schmerzen und Untergang bringt.[1])

Man darf sagen, unausgesetzt hat sie danach gerungen, mit voller Hingabe und Ergebenheit, seit sie von Rom heimgekommen. Das war es, worin sie auch noch weiter sich entfaltete, reifer und reifer wurde, diese ganze Zeit hindurch. So erst vollendeten sich ihre Weiblichkeit und ihre Liebe in jener Universalität und Einheit, die man Mütterlichkeit heißen könnte und die im letzten mütterliche Religiosität war.

In solcher Gesinnung erlebte sie die Freuden der Mutter im Alter und alle Beziehungen der Familie. Es war das Leben der Gemahlin, der Mutter, der Großmutter, doch der Gipfel alles ihres Lebens und

[1]) Brief Nr. 7. (28. Nov. 1820.)

des Segens, der von ihr ausging. Sie liebte mit erhabener Kraft und selbst Leidenschaftlichkeit; aber sie liebte auch mit Aufopferung. Das wahre Wohl der Ihrigen ging allem voran, auch selbst dem edelsten Genuß der Liebe ihrer Angehörigen. Sie hatte auf diese Weise ganz die großen, die unnehmbaren Freuden und Schmerzen. Sie hatte die reinste Freude an den emporblühenden Kindern; sie sah die Söhne und Töchter mit den Augen wachsamer Liebe. An Theodor besonders hatte sie manches Schwierige zu beklagen. Sie tat es mit einer Nachsicht, die doch von Schwäche frei war. Das war auch bei den Töchtern so; sie war um so mehr entzückt, daß sie an ihnen den reinsten Seelenadel anerkennen durfte und mußte. Nicht ganz ohne Sorge war sie wegen Karoline, die die Stütze der Eltern blieb unter Betätigung größter Treue. Sie hätte sich ein Gewissen daraus gemacht, wäre sie etwa der Mutter wegen keine Verbindung eingegangen. Aber dieses würdige Kind der hohen Eltern hat doch ihr wahres Glück und ihren großen Beruf gefunden in der liebenden Pflege der Mutter und später des vereinsamten Vaters. Adelheid durfte sie ganz glücklich wissen, ihr fröhlichstes Kind und immer ein Licht ihres Hauses. Wie freute sie sich, daß diese, als sie mit ihrem ausgezeichneten Gemahl in eine kleine Garnison nach Schlesien hatte ziehen müssen, sich so außerordentlich zu benehmen wußte, daß sie ein Mittelpunkt wurde der Freude, der Erhebung für ihren Gemahl und ihren ganzen Lebenskreis.

Und nun Gabriele! Diesem Kinde gegenüber wurde die Liebesfähigkeit der Mutter zur tragischen Größe. Dieses Wesen voll Lieblichkeit und Seelentiefe fand in dem trefflichen Diplomaten Heinrich v. Bülow ein wirkliches Lebensglück. Sie bekam Kinder, und die Mutter teilte ihre großen Freuden und ihre schweren körperlichen Leiden. Sie war ergriffen von der Geduld und Liebe, mit denen die junge Frau sie trug, während sie noch immer wie ein Mädchen aussah. Dann aber kam das Furchtbare für die Mutter. Sie mußte sie mit dem Gemahl in die Ferne nach London ziehen lassen; nur daß die Kräfte der schon schwer von Körperleiden Heimgesuchten doch noch dazu ausreichten, sie selbst mit ihren Kindern nach dem neuen Aufenthaltsort London zu begleiten. Dann aber kam unerbittlich der Tag der Trennung, und sie erlebte ihn in dem Bewußtsein, daß sie das geliebte Wesen nicht wiedersehen werde. Erschütternd schreibt sie darüber. Die ganze Szene, den

ganzen Vorgang des Abschiedes schildert sie. Auch jetzt, wie dereinst beim Tode des schönen Wilhelm, ist ihr wenigstens die Gabe nicht versagt geblieben, zu sagen, was sie leidet. Aber man fühlt es, hier ist der Schmerz nicht geringer. Auch jetzt wieder dringen die Töne aus elementarer Tiefe empor und noch mehr ergreifen sie; denn wo dort die Klage zur Anklage gegen das Geschick sich aufbäumt, wird hier der Schmerz als unerträglich gefühlt und doch mit erhabener Ergebung aufgenommen. Sie erzählt dem Freunde von dem Abschied auf dem Schiffe, das sie wegbringen sollte, wie sie das geliebteste Kind zum letzten Male sah und ihre süßeste Stimme hörte. Ihr war, als breche ihr das Herz, und sie endet mit den Worten: „Ach Gott, — Trennung ist doch Tod!“ [1])

Inmitten schwerer Prüfungen und Leiden war dies das Schwerste, was sie traf. In den Briefen an Rennenkampff ist dieser Einblick in die Schmerzen ihres Alters wohl das Ergreifendste, was sie enthalten. Immer neue Krankheitsanfälle bedrängen sie. Aber trotz aller Ermattung bleibt ihr die Gnade der Geduld, und sie wächst und reift inmitten dieser Schmerzen. Die Zuversicht auf die göttliche Liebe nimmt nicht ab, sondern zu, und sie erfährt, welche Liebe allein zuletzt übrig bleibt. So auch bei dem höchsten Schmerz der Trennung von Gabriele, der sie aber keineswegs widerstrebt, weil sie immer genau weiß, wo die Entsagung Forderung der echten Liebe ist.

Dieser Schmerz aber ist unüberwindlich geblieben, und gewiß hat er ihren Tod beschleunigt. Sie aber zeigt sich als Gereifte nun mit solcher Kraft, daß ihr die Geduld und die Ergebung vorhält bis zum letzten Atemzug. In dem letzten Brief an den Freund, wenige Monate vor ihrem Tod, schreibt sie davon, wie das Gefühl allerbarmender Liebe, die uns zu sich zieht und des Vertrauens zu dem, der uns väterlich auch im Leiden behandelt, oft recht tröstend mit ihr gewesen ist.

Das Letzte wohl, was sie niederschrieb, waren briefliche Äußerungen an die ferne Tochter und Verse von wunderbarem Wohllaut, in denen sie festhält, wie das holde Bild der schlafenden Tochter vor ihrem Geiste aufgetaucht sei.

---

[1]) Brief Nr. 43. (Gastein, 31. Aug. 1828.)

Ihr Tod aber war der Heimgang einer Frau, deren Liebe die schwersten Prüfungen bestanden und in ihnen sich zur Verklärung erhoben hatte. Getröstet hatte sie bis zuletzt, was göttlich und groß am Leben ist und am allermeisten die Liebe der ganzen Umgebung, der Kinder und des Gemahls, der Angehörigen und Freunde des Hauses und der Bediensteten selbst. Auch der Arzt, der sie behandelt hatte, war voll zärtlicher Sorgfalt und begeistert für sie; denn der höchsten Kraft, die sie besessen, dem Liebesvermögen, entsprach auch die Fülle der Liebe, die ihr zuteil wurde. Sie selbst äußert sich oft gerührt darüber, am schönsten in dem Brief, in dem sie erzählt, wie sie gekräftigt aus Gastein zurückkehrte, ohne daß die Stunde ihrer Ankunft bekannt gewesen wäre. Da hat sie den Wagen verlassen, dem Postillon das Zeichen gegeben, zu blasen, und nun stürzte alles heraus, sie zu empfangen, auch die Bediensteten. „Ein seliger Moment!" so ruft sie aus.[1])

Diese Liebe blieb auch der Toten erhalten. Humboldt, die Kinder, die Freunde hielten sie fest, und die Nachwelt wird sich anschließen, wie ich fest glaube. Ein Kreis von Menschen, von Deutschen, der immer größer werden wird, wird in ihr die größte deutsche Frau anerkennen, in der das Ewig-Weibliche als ein göttliches Urphänomen dem Bewußtsein ergreifend klar sich darstellt, — ein Vorbild höchster Menschlichkeit in weiblicher Gestaltung, so wird sie unter uns fortleben und in uns das Gefühl immer wieder aufrufen, daß eine solche Persönlichkeit nicht in dem Augenblick des Todes, während sie gerade nun die Höhe ihrer Entfaltung und Reife erreicht hat, der Auflösung verfallen kann. Man wird vielmehr ihrer eigenen Äußerung gedenken: „Getrost das Leben schreitet zum Ewigen hin!"

Es durfte aber, ja es mußte gewagt werden, von ihr zu sagen, daß sie die größte deutsche Frau zu nennen sei, weil in ihrem Leben die Entfaltung einer außergewöhnlichen Seele inmitten einer außergewöhnlichen Zeit und unter Umständen, wie sie in dieser Vereinigung keine andere große Frau unter den Deutschen gehabt hat, sich darstellt.

[1]) Brief Nr. 33. (9. Okt. 1826.)

Briefe
von Karoline v. Humboldt
an Alexander v. Kennenkampff.

„Die Briefe der 21 sind ein unbeschreiblicher Schatz. Eine solche Fülle und Harmonie der Empfindung, eine solche sich immer gleich bleibende Liebe in den verschiedenen Stufen des Lebens, eine solche Reinheit und eine so schöne Freiheit von aller willkürlichen Beschränkung . . ."

Wilhelm v. Humboldt an Karoline v. Wolzogen.
Tegel, 27. Oktober 1830.

„ . . Der Brief ist wie das Leben. So wechselnd, so reich, so überselig, ach und wieder so schauervoll."

Karoline v. Humboldt an Alexander v. Rennenkampff.
Gastein, 31. August 1828. (Vergl. unten Nr. 43.)

1. Frankfurt a. M., den 11. Sept. 1819.[1])

Ich hoffe, daß mein Brief aus Ems meinen teuren Freund aus aller Unruhe gerissen haben wird. Seitdem habe ich noch einen von Ihnen, liebster Alexander, bekommen, aber das Leben, wie ich es in meinem Brief beschrieb, ist nicht allein so fortgegangen, der Arzt fand für nötig, noch die Douche auf meinen kranken Fuß geben zu lassen. Diese kleine Vermehrung von Emser Agrément hat mich rasend angegriffen. Ich bin, mit 20 Douchen und 42 Bädern, sehr matt von dort fortgekommen; daß die gute Wirkung der Bäder nachkommen soll, ist eine alte Geschichte, der ich nicht besonders traue. Ich konnte gar nicht die Zeit finden, zu schreiben, vor allem Trinken, Baden, Douchen, Aus- und Anziehen und dazwischen Ruhen.

Den Vormittag kam man durchaus nicht zu sich. Bedürftig, erschöpft, setzte man sich zum Essen. Nach Tische, wie wenig ich auch eigentlich aß, hatte ich immer einen fieberartigen Puls, eine Stunde mußte ich ruhen; dann wieder sich ankleiden und auf Kommando spazieren gehen, in dem langweiligen Lahntale, oder ein paar Besuche machen oder annehmen, das war die insipide Geschichte meiner Tage. Den 28. August brach ich ab. Ich vermochte nicht mehr.

Bis vorgestern, wo ich hier angekommen bin, haben wir uns an dem Rhein bis Köln herumgetrieben. Dort habe ich zwei große Freuden und Genüsse gehabt, bei denen ich beinahe vergessen, wie krank ich doch eigentlich bin. Stein kam verabredetermaßen von Kappenberg nach Köln und blieb mit uns $1^1/_2$ Tage. Ich fand ihn kräftiger, wohler aussehend wie vor 3 Jahren, ernst und mild zugleich. Wir haben

[1]) Vergl. Einleitung, S. 47 ff.

einen ganzen Tag zusammen verplaudert. Dann wollte ich den 5. fort, nachdem ich mich an den schönen Bildern dort und dem grandiosen Dom recht erfreut hatte.

Ich saß den 5. im Chor des Doms und hörte der Musik eines Hochamts zu, und als ich die Augen aufschlage, steht Thorwaldsen vor mir. Ja, Thorwaldsen leibhaftig. Er hatte uns da aufgesucht. Ich blieb ihm zu Liebe und reiste erst den 6. ab. Er geht über Hamburg nach Kopenhagen, und erst auf der Rückreise von da berührt er Berlin, Warschau und Wien. Lund[1]) begleitete ihn. Mit mir war Welcker, den ich mir von Bonn mitgenommen hatte, so bildeten wir eine kleine römische Kolonie. Denn der ewig lichte Punkt des Lebens bleibt es doch, das ewig einzige und unvergeßliche Rom. Hier fand ich die Herz wieder und reise nun mit ihr und meinen zwei Töchtern, die beide wohl und blühend sind, nach Berlin. Ich sehne mich recht eigentlich in einige Ruhe zu kommen, heraus aus dem Wirtshausleben. Vor der Hand werde ich wohl in Tegel wohnen müssen, denn Humboldt hat noch keine Wohnung in Berlin.

Mit meiner Gesundheit bin ich gar nicht im Reinen und die Herz, die ein halber Arzt ist, ist auch nicht damit zufrieden. Ich huste so viel, daß meine Stimme gar nicht mehr dieselbe ist, und mein Fuß tut weher wie je. Ich gehe auch viel beschwerlicher.

In Ems wohnte ich in einem Hause mit einem Bekannten von Ihnen, Herr Rehmann, er pflegte Herrn Demidoff. Ich glaube und höre, Rehmann sei ein guter Arzt, allein ich habe ihn doch nicht gebraucht. Ich weiß selbst nicht warum, es kam mir immer vor, er habe keine Zeit, mein leises Sprechen anzuhören. Von Ihnen haben wir oft gesprochen. Er wollte Ihnen schreiben, und freute sich Ihres Glückes.

Ja, wer wollte das nicht! Mögen Sie es in seiner ganzen Fülle genießen! Meine Kinder und die Herz grüßen Sie. Meine Adelheid war auch bei mir in Ems, Hedemann indessen auf einer Dienstreise.

---

[1]) J. L. Lund, später Prof. in Kopenhagen, aus Holstein, einer der Schüler Overbecks. Reber: Geschichte der neueren Kunst, S. 266. Bei dem berühmten Feste, das 1819 die deutschen Künstler dem Kronprinzen Ludwig, nachmals Ludwig I., gaben, hatte er für die Dekoration den Numa komponiert. Förster: Geschichte der deutschen Kunst, S. 250.

Theodor und meine sehr geliebte, schöne Schwiegertochter auch, ein wahrer Engel an Charakter.[1])

Und nun für heut Adieu. Nehmen Sie dies Lebens- und Liebeszeichen, bis ich zum ruhigeren Schreiben in Berlin komme. Dorthin schreiben Sie mir. Ihre K.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau. Haben Sie denn endlich die Kameen für den Herzog bekommen? Den 30. Juni ließ ich sie, wohlverpackt, dem Oldenburgschen Gesandten zustellen.

2. Berlin, den 27. Nov. 1819.

Ihr lieber Brief vom 19. v. M. ist schon fünf Wochen in meinen Händen, teurer geliebter Freund, aber ich unvermögend, darauf zu antworten. Seit Mitte September bin ich hier, d. h. erst 14 Tage in Tegel, wegen Mangel einer Wohnung, dann in die Stadt herein gezogen. Aber immer krank.

Schon 3 Tage, nachdem ich Ems verlassen hatte, ward ich von einer sonderbaren Heiserkeit befallen. Ich hoffte, es würde vorübergehen, aber es ward nur immer schlimmer. Der furchtbarste Husten gesellte sich dazu, und bald ward es nur zu gewiß, daß die Douchen, die man mir unvorsichtigerweise auf die schmerzhafte Stelle eines Fußes gegeben, die Gicht-Affektion von da weg und auf die Brust und die Organe der Stimme geworfen hatte. Ich habe sehr viel gelitten und leide noch und kann noch nicht laut, kaum vernehmbar sprechen. Schlimmer als das aber noch und mir unbequemer (denn sprechen muß man ja nicht, wenn man nur schreiben kann) ist mir die schmerzhafte Geschwulst meiner rechten Hand. Einige Wochen konnt' ich gar nichts mit tun. Jetzt geht es etwas besser und Sie bekommen die Première meiner Schreibekunst und werden wohl an den unsichern Buchstaben merken, daß es noch nicht sehr brillant damit geht. So verbringt man sein Leben hier, und die Aussicht, die man mir in die goldene Zukunft hinein eröffnet, ist — Ems. Denn, sagt Hufeland, was Ems schlimm gemacht hat, muß es auch wieder heilen. Ob's wirklich noch so kommen wird, weiß ich jetzt noch nicht zu sagen. Manchmal denke ich, ich erlebe es nicht, ein andermal; ich kann unmöglich so folgsam und

[1]) Für die Lebensdaten der Familie Humboldt und deren Kinder sehe man den „Stammbaum", der dem Buche über Gabriele v. Bülow beigegeben ist.

artig sein usw. — Ausgehn tue ich hier gar nicht, auf mein Haus beschränkt, sehe ich nur die Personen, die ohne Förmlichkeit zu mir kommen, und das ist nicht das Schlimmste von der Sache. Viele meiner römischen Bekannten sind hier, Wach, Veit, Schadow, Rauch und Tieck. Mit ihnen ist ein reges, Berlin bisher fremdes Kunstleben hier erwacht, an dem sich wohl nach und nach ein Publikum erziehen wird. Rauch macht die Porträt-Statue Scharnhorsts, Bülows, Blüchers und Kaiser Alexanders, Tieck die vielfachen Arbeiten fürs neue Schauspielhaus, Wach, Schadow und Veit haben viel schöne Bilder mitgebracht, der König hat mehrere bei ihnen bestellt, und so rührt und regt sich vieles.

Wie herzlich freut mich Ihre bessere Gesundheit, teurer Freund, besser als in früheren Jahren. Nein, die Flanells, die dürfen nicht wieder beiseite gelegt werden, wenn man sie einmal trägt. Bis diesen Winter hatte auch ich mich immer entfernt davon gehalten; aber um die Leute zum Schweigen zu bringen, habe ich mich doch in ein Schaf-Costume geworfen und trage immerfort weißen Merino und drunter Trikot.

Von Thorwaldsen soll ich schreiben, ob er anders geworden ist, mitteilender? Nein, er ist ganz derselbe. Er weiß von seinen herrlichen Arbeiten, von seinem großen Talent keine Rechenschaft zu geben. Er findet aber immer das Schönste ohne Mühe; — sein Haar ist grau geworden, obgleich er sonst wenig verändert und noch nicht 50 Jahre alt ist. — Seine Augen haben denselben Ausdruck behalten. Ach, wie möchte ich, Sie sähen sein Bildnis von Wilhelm Schadow. Es ist ein Porträt, was man neben die größesten, berühmtesten der Vorzeit stellen kann.

Ich fühle schon, daß ich bald endigen muß. Und so soll denn dieser Raum nur bloß noch für den Ausdruck des tiefen Anteils aufgespart sein, den ich an Deinem Glücke nehme, Du lieber treuer Herzensfreund. Ich habe so oft Gottes Segen auf Dich herabgewünscht, nun ist er Dir geworden. Halte ihn heilig, halte ihn im Herzen.

Ihrer Mutter, mein Alexander, meine zärtlichsten Grüße. Der Himmel gebe Paul eine baldige Rückkehr aus Persien.[1]) Lesen Sie doch die neuesten Untersuchungen über den Zustand des Christentums

[1]) Paul, einer der Brüder von Alexander v. Rennenkampff.

und der biblischen Literatur in Asien von Claudius Buchauer. (?) Das Buch hat mich sehr interessiert. Ich umarme Ihre Karoline; die meinige ist jetzt ganz wohl und grüßt. Sie sagen mir ja gar nicht, ob Sie die Kameen richtig bekommen haben und wie Sie und der Herzog damit zufrieden sind? Bald wieder einige Zeilen von

Ihrer K. H.

3. Berlin, den 22. Januar 1820.

Ihr sehr lieber Brief vom Dezember ist schon wieder einen Monat in meinen Händen, teurer lieber Freund, ohne daß ich antworten konnte. Es war mir so sehr traurig, Ihnen sagen zu müssen: es geht immer schlimmer mit meiner Gesundheit, daß ich zögerte, von einem Posttag zum andern zu schreiben zögerte. Gottlob! ich kann Ihnen nun sagen: es geht doch etwas besser. Die Stimme, die ganz verloschen war, hebt sich wieder, und der furchtbare Husten, der mich aufzureiben schien, läßt nach. Ich kann wieder etwas genießen, ohne es durch die Gewalt des Hustens wieder auszubrechen, und schlafe leidlich. Ich habe auch jetzt die Hoffnung, daß ich mich erholen werde.

Ihr teurer Brief, wie krank er mich auch fand, hat mich darum nicht weniger innig erfreut. Mama ist glücklich in der Gewißheit Deines Glücks und verheiratet eine liebe Tochter nach ihrem Herzen und dem der Tochter. Solch eine Verbindung, wie die Konstanzes ist einem mütterlichen Herzen die süßeste Beruhigung für die ungewissen Vorfälle, die die Zukunft bringen kann. Wie teile ich Mamas Glück und empfinde es ihr ganz nach. Gott lasse alles wahr werden, was ihr liebend Herz wünscht und sich ausdenkt! Und Du, mein Alexander, mein holder, lieber Freund, Du wirst Vater werden. Ich habe süß lächeln müssen über Karolinens reizende Verlegenheit. Aber Dein Kommentar über das Nicht-Kinder-bekommen, das Schreiben des Papa sind mir doch nicht so ganz recht. Ich sage es mit der Offenheit, die Du nun schon einmal an mir dulden mußt. Wie kannst Du solche Unschuld ängstigen? Karoline wird hoffentlich stillen können und dürfen — da wäre denn ein Entschluß, wie der des guten Prof. Ast an seiner Stelle für das Jahr, wo sie Amme wäre. Die Geschichte hat mich bis zu Tränen gerührt. Ja, es liegt etwas Tieferes in dieser Sehnsucht, in diesem Verlangen. Wie es den Männern ist, weiß ich

nicht, brauch's auch nicht zu wissen, aber die Frau, die den liebt, dem sie angehört, die muß, die kann nicht anders als wünschen, sein Leben, seine Liebe unter dem Herzen zu tragen, zu hegen und, wenn die Stunde gekommen ist, dem Licht zu geben. Und sollte sie wissen, daß diese Stunde die letzte ihres Lebens sein werde. Wer hat die Liebe, wer die Sehnsucht ergründet? Still, — alles das wird Karoline Dir viel besser sagen.

Ich habe eine Schnur Erdbeeren aus Italien mitgebracht, die ich Ihnen gern zu Ihrem Geburtstag schenken möchte, um sie Karoline zu schenken; aber ich weiß nicht, wie ich sie zu Ihnen hinbefördere. Können Sie es mir nicht angeben? Erdbeeren werden Sie sagen? Ja, Erdbeeren, versteinerte, die gewiß sehr niedlich um den jugendlichen Hals stehen würden.

Humboldts veränderte Lage werden Sie aus den öffentlichen Blättern ersehen haben. Wir werden den Sommer auf einem unsrer Güter sein. Ob ich auch noch ein Bad werde brauchen müssen und welches, weiß ich selbst noch nicht. Bis zum 1. April finden Ihre Briefe mich hier wie gewöhnlich. Lesen Sie doch Zoegas Briefe mit dazwischen eingeschobenen Aufsätzen von Welcker, der alles herausgegeben hat. Sie werden es mit Interesse. Wie so ein Mensch wird.[1]) Haben Sie die Notices sur la vie et les écrits de Mme. de Staël von ihrer Cousine gelesen? Das nenne ich französisch schreiben können. Das Verhältnis der Frau v. Staël zu ihrer Mutter ist gewiß wahr, zart und doch meisterhaft berührt. Bartholdy schreibe ich nicht; ich weiß nicht, wie ich es machen soll, ihn an die Kameen zu erinnern, ich will es Ramdohrn[2]) ans Herz legen, ihn daran zu mahnen.

Ich werde an Karolinens Freude, den 10. Februar, denken und meine Seele wird sie teilen. Die Meinigen grüßen. Meine Hände sind entschwollen, doch noch nicht schmerzensfrei. (Ohne Unterschrift.)

---

[1]) Welckers Zoega erschien 1819, 2 Bde.; die Briefe sind in der Tat biographisch und zeitgeschichtlich von großem Interesse; sehr merkwürdig erschien mir schon vor Jahren, als ich sie las, wie sie die Wertherstimmung wiederspiegeln. Der bedeutende Archäologe verkehrte in Rom viel mit den Humboldts; ein anziehendes Bildchen, eine Zeichnung von Thorwaldsen, das Wilhelm v. Humboldt und Zoega einander wie im Gespräch (übrigens nur die Köpfe) gegenüberstellt, wurde neulich in der Zeitschrift für bildende Kunst (1903) veröffentlicht.

[2]) Baron Ramdohr, damals preußischer Ministerresident in Rom.

4. Berlin, den 8. April 1820.

Ja, ich muß mich freilich sehr entschuldigen, daß 2 so liebe Briefe, wie die Ihrigen vom 9. Februar und 5. März, wieder so lang unbeantwortet bleiben konnten, teuerster Freund. Seit meine Brust freier, meine Stimme wieder gehoben und der Husten, der mich aufrieb, vermindert ist, seitdem sind meine Hände wieder mehr geschwollen und die Bewegung ist mir daher beschwerlich, besonders die kleine des Schreibens. Daß Sie aber, geliebter Alexander, die Jäckchen und Mützchen mit den Erdbeerkorallen so ohne ein Wort empfingen, das kam recht zufällig. Es waren Fremde aus Bremen hier, Herr Olbers oder Öhlrichs und Frau, die ihre Söhne, von denen 2 oder 3 bei Herrn v. Türk in Vevey erzogen worden sind, besuchten. Ich erfuhr durch Herrn v. Türk, daß sie nach Bremen zurückgingen, gerade den Tag, wo ich den Trikot gekauft hatte, da ließ ich sie durch diesen bitten, das kleine Paketchen mitzunehmen und von Bremen aus durch die Post nach Oldenburg zu senden, und ich sehe, daß sie alles sehr ordentlich besorgt haben. Daß die Korallen Ihrer Frau gefallen, freut mich ungemein; ich werde ihr nächsten Posttag selbst schreiben und für den freundlich lieben Brief danken, den ich von ihr empfangen. Wegen der Trikots muß ich noch eine kleine Erklärung hinzufügen. Gewebt werden keine solchen kleinen Kleidungsstücke; die Mützchen werden hoffentlich recht sein, das Jäckchen war das einzige, das ich fand. Ich dachte, es wäre immer gut, es zu nehmen, weil Ihre Frau nun so ein Muster hätte, nach dem sie mehrere stricken lassen könnte. Die Auslage ist so klein, daß ich hoffe, Sie tragen mir erst andre kleine Besorgungen auf, liebster Freund, dann will ich es Ihnen zusammen berechnen.

Dein Geburtstag ist am 9. Februar, nicht am 10., schreibst Du mir. Wir haben ihn in Rom mit dem immensen Blumenstrauß am 10. gefeiert. Der 10. war Zoegas Todestag. Nun, ich will mich an den Gedanken des 9. gewöhnen.

Ruscheweyh gibt in Rom in 3 Blättern das Abendmahl des Giotto in dem Refektorium des Klosters St. Croce in Florenz heraus und zwar für 15 römische Paul[1]) = 2 Thlr. 6 Grsch. preuß. Courant

[1]) Paul oder Paolo, frühere römische Silbermünze, Wert etwa 43 Pfennige unserer Reichswährung.

das Exemplar. Die Zeichnung habe ich noch selbst gesehen und war vortrefflich geraten. Nur durch die Menge der Exemplare kann er bei dem geringen Preise gedeckt werden, und nur in Rom, wo Papier gut und wohlfeil ist, kann ihm das Unternehmen gelingen. Ich habe mich sehr dafür interessiert, habe in Rom und Florenz viele Pränumerationen gesammelt und auch hier gegen 100. Wollen Sie sich's nicht auch annehmen, teurer Freund? Können Sie ihm eine kleine Anzahl Pränumerationen sammeln, so könnten Sie ihm das Geld durch Bartholdy senden, wenn der eben eine Geldrimesse wegen der Steine bekommt. Januar 1821 soll der Stich fertig sein. Lassen Sie sich's empfohlen sein, und können Sie mit dazu wirken, so sagen Sie es dem guten, braven und jeder Aufmunterung werten Ruscheweyh in 2 Zeilen. — Meine Prinzen hier haben recht ordentlich jeder 6 Exemplare nehmen müssen.[1])

Von Mama habe ich einen unaussprechlich süßen Brief an die Herz gelesen. Welch eine Seele voll Liebe und Demut und Ergebung in den höheren Willen. Warum kann ich sie nicht kennen und besser in ihrem Anblick werden!

Von der Veränderung, die Sie meinen, soll ich Ihnen schreiben? Es wäre viel davon zu sagen. So aber geht nur wenig. Sie gehört zu manchem, was Ihnen nicht entgangen sein wird, aber sie macht dem, den sie betroffen hat, die größeste Ehre. Darüber, versichere ich Sie, ist nur eine Stimme und eine solche, daß ich es ohne Unbescheidenheit wiederholen darf.[2]) Ich will im Mai, vielleicht den 1., ein wenig nach Dresden gehn, um Karoline die Freude zu machen, Ida[3]) wieder zu sehen, und ich will gern Weigeln über meine Gesundheit sprechen. Komme ich von einer Badekur los, so gehe ich Juni nach

[1]) Ruscheweyh, bekannter Kupferstecher. Das Abendmahl, von dessen Stich hier die Rede ist, gehört übrigens keineswegs Giotto selbst an.

[2]) Bezieht sich auf die damals erfolgte Entlassung Wilhelm v. Humboldts aus dem Ministerium. Sie war erfolgt am 31. Dez. 1819; vornehmlich der Konflikt zwischen dem um seine Stelle und Macht kämpfenden, alternden Fürsten Hardenberg und Humboldt war die Ursache. Sie bildete mit dem Abschied Boyens und Grolmans den traurigen Sieg der Reaktion in Preußen, in dem nun Metternichs System die Oberhand gewinnen konnte. Die Geschichte der Entlassung gibt nach neuen Quellen vor allem Gebhardt: Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann.

[3]) Tochter von Friederike Brun; Karoline, die Tochter der Frau v. Humboldt.

Burgörner, wo dann Humboldt mich erwartet; muß ich Brunnen trinken, oder baden, komme ich erst Mitte Juli nach Burgörner. August kommen wir nach Tegel zurück. Schreiben Sie mir noch einige Zeilen her und ich sage Ihnen im nächsten Brief, wohin und wie Sie adressieren sollen. Meine Kinder grüßen, desgl. Humboldt, der mir letztens etwas sehr Liebes von Ihnen sagte. Ich umarme Karolinen.

Ewig die Ihrige. (Ohne Unterschrift.)

An Frau v. Rennenkampff.

4a. Karlsbad, den 21. Junius 1820.

Ich weiß nicht, meine teure Frau v. Rennenkampff, was Sie von mir mögen gedacht haben, einen so lieben, freundlichen Brief, wie den Ihrigen, so lange unbeantwortet gelassen zu haben. Entschuldigen will ich mich nicht. Alexander wird Ihnen sagen, wie sehr unwohl ich war, zum Teil noch bin, und welche Reiseverhinderungen eintraten. Sie haben mir eine unendliche Freude durch die Versicherung gemacht, daß mein kleines Geschenk Ihnen Freude machte. Gedenken Sie dabei zuweilen meiner. Wie oft denke ich Ihrer und Ihres kleinen Familienkreises, den nun wohl schon ein neuer Ankömmling vergrößert? Ich habe Alexander inständig gebeten, mir bald, bald Nachricht von diesem frohsten, ach und doch so beunruhigenden Ereignis zu geben. Der Himmel möge Sie gestärkt. haben in der entscheidenden Stunde, die einem Menschen das Dasein gibt. Glauben Sie, daß Ihr liebes, liebendes Herz nichts dabei empfinden kann, das ich nicht in tiefster Seele verstünde und Ihnen nachempfände.

Ich freue mich sehr für Sie des freundlichen Gedenkens Ihrer Erbprinzessin, die Ihnen die Freude verschafft, eine geliebte Schwester wiederzusehen und in dieser Zeit um sich zu haben. — Bitten und erinnern Sie Alexander, mir bald Nachricht Ihrer Entbindung zu geben. In solcher Zeit der Erwartung ist die Entfernung doppelt qualvoll. Ob sie je enden, ob ich Sie je von Angesicht zu Angesicht sehen werde? Die Frau eines mir unaussprechlich teuren Freundes?

Machen Sie ihn ganz unaussprechlich glücklich — seien Sie es selbst. Das ist der Wunsch, der Segen meines Herzens. Gedenken Sie in Liebe meiner, auch dann, wenn ich Ihnen nicht mehr werde sagen können, welchen Anteil ich an Ihrem und seinem Schicksal nehme.

Ihre Karoline v. Humboldt.

5. Teplitz, den 22. Juli 1820.

Welche unaussprechliche Freude hat mir Ihr Brief gemacht, mein lieber, teurer Freund! Welch ein wunderbares Gefühl ist das, mit dem man die, die man liebt, in alle Zustände des Lebens immer tiefer einschreiten sieht — immer breiter wird der gewaltige Strom, der sie und uns zugleich trägt. Ach, wohin?

„Wem Ewigkeit die Zeit
Und Zeit die Ewigkeit,
Der ist befreit
Von allem Streit.“ [1])

Nehmen Sie und Karoline meinen Glückwunsch. Glückwunsch ist nicht das rechte Wort, — nein, Mitleben, Mitempfinden Ihres Glückes, Ihrer Empfindungen liebend und freundlich auf; Gott segne Sie in diesem lieben Kinde und segne das Kind mit einem liebenden und tiefen Gemüt. So wird es und so werden Sie glücklich sein. Karoline hat sich früh aus dem Wochenstübchen herausgemacht. Ich warne Sie, mein Lieber, bei wiederholten Fällen das nicht zu wagen. Unser nördliches Klima ist nicht danach, und je gesünder und jugendlicher eine Frau ist, je weniger würde ich es erlauben. Ich bin seit 18 Tagen hier und reise in drei von hier über Dresden nach Burgörner, woselbst ich den ganzen August bleibe und den 2. September auf unser Gütchen bei Berlin zurückgehe.

Ida ist viel besser; sie und meine Töchter grüßen herzlich und nehmen den herzlichsten Anteil an Ihrem häuslichen Glück. Das hiesige Bad hat mir gut getan; ganz anders wie Ems, woran ich nicht ohne Schauder denke. Ich werde es wohl im künftigen Sommer noch einmal brauchen, nämlich Teplitz.

Ich habe auch gute Nachrichten von meiner Schwiegertochter; sie hatte schon vorig Jahr mit Erfolg Ems gebraucht; sie muß jetzt da sein und kommt dann zu uns nach Burgörner. Die Ärzte wünschen, daß sie einige Zeitlang nicht in den Fall komme, schwanger zu werden; damit ihr zarter Körper sich ganz erhole, und so wird sie wohl diesen Winter bei mir zubringen, worauf ich mich sehr freue.[2]) Wie un-

[1]) Jakob Böhme liebte diese Verse guten Freunden ins Stammbuch zu schreiben. Vergl. Carriere: Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit, S. 621.

[2]) Mathilde v. Heineken, die Schwiegertochter. Vergl. unten zu Nr. 8. Anm. 1.

endlich glücklich ist es, daß Ihre Frau hat stillen können und die ersten Schmerzen überwunden; ich kenne sie wohl und sie sind sehr empfindlich und dauern oft viel länger als bei ihr. Aber welche süße Belohnung dann, das Kind seines eignen Lebens mit seinem eignen Blute zu nähren! Nein es gibt keine süßere Empfindung, und immer und immer wiederhole ich, daß die Natur es viel besser mit uns Frauen als mit Euch gemeint hat; denn alle Tiefen des Lebens in Schmerz und Freude hat sie dem Mutterherzen erschlossen. Welch eine Freude wird Ihre Mutter haben, mein teurer Freund! Sagen Sie ihr ja auch von mir recht viel Herzliches und Liebes.

Die arme kleine Ida! Hätte sie doch auch ein kleines Mädchen. Und meine Adelheid, die sich so sehr ein Kind wünscht! Ich fürchte, sie war zu jung, als sie heiratete.

Wegen Ruscheweyh schreiben Sie mir, wenn Sie Ihre Pränumerationsgelder abgesendet haben; es sei viel oder wenig. Auf den Fall, daß die Platten in Berlin abgezogen werden, muß ich es wissen. Herr v. Rumohr ist mir wohl bekannt. Er lebt seit 12 Jahren in Florenz und hat wohl mit von allen Deutschen dort die ausgebreitetste Kenntnis der vorrafaelischen Schule und der Geschichte der Kunst. Ich glaube, er wird mit der Zeit ein klassisches Werk darüber herausgeben.

Überdem tut er ungemein viel für die lebenden Künstler. Von Overbeck hat er seinen Einzug des Erlösers nach Jerusalem gekauft, und Overbeck und Sutter aus Wien wohnen jetzt in einer Villa vor Florenz bei ihm.

Einen anderen sehr geschickten jungen Mann aus Sachsen unterhält er seit Jahren in Rom. Herr v. Rumohr hat den rechten Sinn, mit dem man auch mit nicht unermeßlichen Mitteln sehr viel für die Kunst und die Künstler tut.[1])

Nun Adieu für heut, mein Teurer. Schreiben Sie mir ein Wörtchen nach Burgörner bei Eisleben. Ich umarme Ihre Frau und das kleine Wesen. Wie wird's genannt, wahrscheinlich Adelheid?

(Ohne Unterschrift.)

---

[1]) Zu Rumohr vergl. man den Artikel in der Allg. deutschen Biographie; in der Tat eine bei manchen Fehlern und Grenzen wirklich anziehende Persönlichkeit. Seine Verdienste als Erforscher der alten Kunst Italiens sind wohl die größten seines Lebens, aber auch seine Unterstützung von Künstlern ist bedeutungsvoll. Der

6. Tegel, den 28. Sept. 1820.

Ich bin einige Tage so betäubt von der Nachricht des Todes der Erbprinzessin gewesen, den ich in öffentlichen Blättern gelesen habe, daß das mein Schreiben an Sie, einzig lieber Freund, und die Beantwortung Ihres lieben, lieben Briefes vom 29. August verzögert hat. Ich habe Ihre Prinzessin nie gesehen, allein der Tod einer jungen, lebensfrohen und lebensvollen Frau hat immer etwas Ergreifendes. Hier aber bin ich auch von der Wirkung betroffen, die dies schmerzliche Ereignis auf Sie, auf Ihre und Karolinens Lage haben kann. Mit dieser Prinzessin war Ihre Frau in ein ihr fremdes Land gekommen. Dort haben Liebe und Ihr zum Hofe feststehendes Verhältnis sie gebunden; wird sich künftig alles wieder so freundlich, häuslich, familienartig für Ihre geliebte Frau gestalten? Künftig sage ich; denn ach — wie schmerzlich der Prinz den Verlust empfinden mag, — man wird schon das Argument geltend machen, daß er keinen Sohn hat, um ihn in einiger Zeit zu einer neuen Vermählung zu bestimmen. Beruhigen Sie bald mich, Liebster, über Ihre und Karolinens Verhältnisse in dieser neuen Gestaltung.[1]) Sagen Sie mir auch, daß Sie Beide von Ihrem Augenübel genesen sind und die kleine Adelheid wohl ist. Möge die Wirkung, die dieser wirklich schreckhafte Todesfall auf Karoline gehabt haben muß, ihr und dem lieben Kindchen nicht geschadet haben.

Einzug Christi in Jerusalem von Overbeck wurde von Rumohr angekauft, ehe er noch fertig war, gerade um dem Künstler die Fertigstellung zu ermöglichen. Auch später, als die Teilnahme für das Bild in des Künstlers Vaterstadt Lübeck lebendig wurde, zeigte er sich völlig uneigennützig und ermöglichte den Ankauf durch seine Aufwendungen. Er trat auch noch in der Folge für Overbeck ein. Vergl. darüber und über weiteres, das Rumohrs Verhältnis zu Overbeck angeht: Howitt 1, 459 usw.

[1]) Die hier gemeinte Prinzessin hieß Adelheid, die ihrem Gemahl zwei Töchter hinterließ. Rennenkampff hat sie schön charakterisiert in seiner Schrift „Am Morgen des 13. Juli 1853 in Oldenburg". Er sagt von ihr, sie habe in den drei Jahren als Gemahlin des Erbprinzen ein schönes Menschenleben durchwandelt. Einst habe sie geäußert, man sollte vielleicht geistige und moralische Bildung nicht so scharf trennen ... Der Erbprinz vermählte sich ein zweites Mal mit der edlen Ida von Anhalt (Einleitung, S. 72), die am angeführten Orte Rennenkampff ebenfalls charakterisiert, wie auch die dritte Gemahlin des Fürsten, der inzwischen Großherzog geworden war, Cäcilie von Schweden. Die zweite Frau gab dem Gemahl den Erben, den späteren Großherzog Peter.

Ich bin seit dem 7. hier, nachdem ich fünf ruhige Wochen in Burgörner, umgeben von vielen älteren Verwandten und Nachbarn in süßen Erinnerungen meiner Kinder- und Jugendjahre dort verlebt habe. Das Wohnhaus, das nach unsrer ländlichen Sitte schön und geräumig ist und das mein Eltervater erbaut hat, als er vor 100 Jahren aus Italien kam, ist während unsrer letzten Abwesenheit im Jahre 1818 repariert und die obere Etage ausgebaut, gedielt und in wohnlichen Zustand gesetzt worden. Meine Anpflanzungen fand ich gewachsen und einen Berg, der wenige Schritte vom Gute liegt und den ich immer kahl gekannt habe, grün und im Zug anzuwachsen.

Die alten Linden vor dem Hause rauschten noch, wie, da ich blutjung war, und die wenigste Veränderung war an den alten Bäumen zu spüren. Sie kennen gewiß die Wehmut, die einen übernimmt, wenn man nach langer Entfernung die Gegenstände wiedersieht, die einen in der Kindheit und im ersten eigentlichen Erwachen des Lebens umgaben. Wenn nun gar ein geliebter Vater fehlt, der ziemlich alles noch so eingerichtet hat, wie es jetzt ist, so steigt diese Wehmut und wird wie ein dauerndes Gefühl, das neben allem anderen besteht, eine Art Element, in dem man lebt und webt. — Von Burgörner kamen wir hierher; ich weiß nicht, ob Sie Tegel kennen, — eine Oase in einer Sandwüste. Humboldt hängt mit ähnlichen Jugenderinnerungen daran, wie ich an Burgörner. Hier ist beinah kein Baum, den sein Vater oder seine Mutter nicht gepflanzt hätten, er hat das kleine, für den Ertrag sehr unbedeutende Gütchen mit großen Aufopferungen seit 1806 bis 13 erhalten. Seit Adelheids Verheiratung bewohnt sie es im Sommer mit ihrem Mann, und Hedemann hat die Aufsicht über den Park, die Gärten und alle reservierten Grundstücke übernommen, und die Anpflanzungen haben sehr dadurch gewonnen. Wir erwarteten hier unsre Kinder. Den 14. kam denn auch wirklich Theodor mit seiner lieblichen Mathilde, die doch wieder ziemlich erholt und gestärkt durch den Gebrauch der Bäder von Ems und Schwalbach ist.[1]) Sie wird den Winter über bei mir bleiben. Er geht im November zurück zum Regiment, das von Trier nach Düsseldorf versetzt worden ist. Den 15. kamen Adelheid und ihr Mann aus dem Holsteinischen zurück, wo sie bei seines Vaters Bruder einige Wochen zu Besuch gewesen waren.

[1]) Theodor, einer der Söhne der Humboldts. Vergl. unten zu Nr. 8, Anm. 1.

So ist das kleine Tegel voll, voll, ganz voll geworden, und von Berlin kommt häufig Besuch von Freunden und Bekannten.

Bülow ist auch aus England wiedergekommen, und mit Gabrielchen hat sich alles entschieden und bestimmt. Nach dem neuen Jahre werden sie heiraten. Karoline hat zwei annehmbare Vorschläge zu einem Etablissement gehabt; allein sie kann sich nicht entschließen, sich von mir zu trennen. Mein Gefühl dabei ist recht eigen. Keine meiner Töchter würde ich mit mehr Schmerz von mir lassen, als gerade sie; allein es peinigt mich doch auch wieder der Gedanke, daß ich hinsterben könne und sie denn doch sehr allein und vereinsamt stehe, und am liebsten sähe ich sie einem braven Mann verbunden, der unsere Häuslichkeit mit uns teilen möchte. Sie hat solche tiefe Liebe im Gemüt — sie liebt wohl auch sehr herzlich ihren Vater, — allein so leben mit ihm, wie mit mir, das wäre doch nicht der Fall. Wie einsam stünde sie, wenn meine Augen geschlossen wären! — Ach, verzeihen Sie, liebster Alexander, wie bin ich doch so ins Erzählen von mir und den Meinigen gekommen; fühlen Sie das, was wahrhaft drinnen ist, meine herzliche Liebe und Vertrauen zu Ihnen.

Ich sehe eben wieder in Ihren Brief hinein, geliebter Freund, und sehe, daß ich Ihnen etwas über die erste Erziehung sagen soll. Liebster, ich weiß nicht, ob Sie mich damit zum besten haben wollen. Man erzählt eine Anekdote von mir. Eines meiner Kinder sei einmal, während ich aus dem Hause gewesen, sehr unartig gewesen und habe einen Bekannten, der zum öfteren ins Haus zum Besuch kam, geschlagen. Als ich zurückgekommen, ward es mir erzählt und das Kind bei mir verklagt. Sie sagen, ich hätte nichts getan, als es auf den Schoß zu nehmen und gesagt: „Ach, der arme Junge!“ Nach diesem Bekenntnis kann ich Ihnen denn wohl keinen rechten Rat geben. Vom Verwöhnen halte ich etwas, wie Sie wissen. Doch einen will ich Ihnen geben. Necken Sie Ihr Kindchen nicht allzuviel und besonders leiden Sie nicht, daß andere es necken. So werden die Unarten den Kindern ordentlich eingeimpft. Sie und Ihre Karoline lieben es über alles. Das ist die beste Erziehung. Das übrige wird sich finden. Ein Mädchen erzieht sich überdem unendlich leichter als ein Knabe.

Für die Besorgung des Kupferstiches von Ruscheweyh danke ich nochmals. Sie haben recht ansehnlich gesammelt. Auch ist's dem

guten Ruscheweyh zu gönnen. Der Stich erscheint April 1821. Nun Adieu für heut.

Schreiben Sie bald, auch über das traurige Ereignis. Ihre Frau umarme ich und küsse das Herzenskindchen. Meine Gesundheit hat sich ungemein erholt. Nur habe ich einen fatalen, beinahe fixen Schmerz in der linken Seite, der beim Gehen oft unerträglich wird.

Was sagen Sie denn zu unserem lieben, lieben Italien? Wird es da unruhig werden? Ich bin für viele liebe Menschen, deutsche und einige römische Familien, in keiner geringen Sorge.[1])

(Ohne Unterschrift.)

7. Berlin, den 28. Nov. 1820.

Unsere letzten Briefe haben sich gekreuzt, mein teurer Freund. Denn ich hoffe doch, daß Sie den meinen vom 29. Sept. aus Tegel erhalten haben. Ich empfing den Ihrigen vom 4. Oktober den 10., als ich eben mit den Meinigen in die Stadt zurückzog. Sie haben, geliebter Alexander, meinen Brief beantwortet, ehe Sie ihn hatten, indem Sie mir das Detail des unerwarteten Todes Ihrer teuern Prinzessin gaben. Ich sollte eigentlich nicht finden, daß Sie sehr lange nicht geschrieben haben, und doch, mein Freund, finde ich es.

Freilich muß ich mir selbst denselben Vorwurf machen. Ich entschuldige mich auch nicht. Leise, leise nur will ich anführen, daß Gabrieles herannahende Verbindung mich vielfach beschäftigt hat und ich in den zwei Monaten, seitdem ich Ihnen nicht schrieb, auch so gut wie gar nicht geschrieben. Zuschneiden, nähen, zeichnen, damit ist meine Zeit hingegangen. Stundenlang kann ich so in solcher mechanischen Beschäftigung sitzen und sinnen und all die neuen Verhältnisse denken, in die das liebe Kind nun kommen wird. Es ist eine wunderbare Sache ums Heiraten und doch die natürlichste. Aber die Frauen sind dabei so anders gestellt von der Natur als die Männer, daß es wohl zu den tiefsten Reflexionen Stoff gibt. Glück — wenn man's so recht

[1]) Bezieht sich auf die revolutionären Bewegungen in Italien, die im Juli in Neapel und Sizilien ausbrachen; aber auch in anderen Teilen der Halbinsel wurde es unruhig; zwar die Revolution unterdrückte dann rasch das Eingreifen Österreichs unter der Initiative Metternichs, allein um so schwerer lastete seitdem die österreichische Polizei- und Soldatenherrschaft auf Italien.

betrachtet, Glück kann nicht der eigentliche Zweck all dessen sein, was aus menschlichen Verhältnissen hervorgeht; aber aufnehmen in sich die mannigfaltigste Gestaltung des Daseins und in tiefer Brust verarbeiten, so viel geben, als man vermag, so wenig wie möglich verlangen, sollte das nicht zuletzt jedes Menschenlebens Bestimmung sein und vor allem die unseres Geschlechts? Vereinigen Sie Ihre Wünsche mit den meinen, daß ein freundlich Los meinem lieben Kinde gefallen sei.

Im Januar vor dem 15. wird ihre Verbindung sein. Sie bleibt hier. Bülow ist bei dem auswärtigen Departement angestellt. Ach, sie bleibt hier, und doch wird der Tag, wo sie aus unserm Hause scheidet, einen schrecklichen Riß in mein Leben machen. Ihnen darf ich alles sagen, ich weiß, Sie mißdeuten mir nichts, Sie verstehen mich. Es gibt nur eine Liebe, eine nur, die nicht dem irdischen Leben Schmerzen und Entsagung bringt. O, möge mein Herz sie immer glühender erfassen!

Meine Gesundheit hat sich durch die Sommerkur außerordentlich gehoben. Ich bin viel wohler als vorigen Winter. Meine liebe Karoline ist recht wohl und heiter. Wie sehr mich die Erzählung Ihres Verlustes tief ergriffen hat, das fühlen und wissen Sie.

Den 2. Dez.

So geht es mir. Seit letzthin konnte ich nicht wieder zum Schreiben kommen. Es fängt an, mich ernstlich zu beunruhigen, daß ich so lange nichts von Ihnen vernahm. Ich bitte Sie, mir zu sagen, was Ihre Frau und Ihre kleine Adelheid machen und welche Nachrichten Sie von Ihrer teuren Mutter haben. Ein guter Bekannter von mir, der Maler Schadow, war kürzlich in Mitau, um sich dort mit der Tochter des Arztes Groschke zu verheiraten. Er hatte Hin- und Herreise in einem Monat gemacht und war doch 9 Tage in Mitau gewesen. Ich frug die junge Frau nach mehreren mir dort bekannten Familien, allein Deine Mutter kannte sie nur dem Namen nach und berührte auf eine zarte Weise, welchen Ruf sie im ganzen Lande habe. Sonderbar! mir war es in dem Augenblicke, wie wenn sie von meiner eigenen Mutter redete, und ich wurde ihr auf das erste Ersehen ordentlich gut.

Nun schreiben Sie mir bald, wie alles ist. Gott gebe gut. Ach, ohne mannigfaltige Angst zieht man kein Kind auf. Wie geht es

hrem Prinzen und wie der Mutter Ihrer verstorbenen Prinzessin? as sagen Sie mir, wenn Sie es wissen. Es ist ein Jahr vielfacher erluste. Mir sind in dem Kreis meiner Bekannten viele Personen storben und einer droht mir noch. Der Pfad wird immer einsamer, n man geht, bis man endlich selbst am Ziele ist.

Die Herz grüßt Sie sehr. Sie ist wohl. Sie ist mehr in der elt, wie ich, die ich sie höchstens zu mir kommen lasse. Deutschland kommt ihr besser wie Italien. Sie ist viel wohler und sieht wieder sser aus.

Von Ruscheweyh haben Sie gewiß direkt Nachrichten? Er ist ller Dankbarkeit für das Interesse, was Sie an seinem Unternehmen nommen haben. Zwei Platten sind fertig. Er hat mir durch einen eisenden Probeabdrücke geschickt, die recht im Geiste des Gemäldes nd. Ende Januar soll die dritte Platte fertig werden.

Nun Adieu-Lieber. Ich wiederhole meine Bitte um einen Brief, enn es auch nur zwei Zeilen wären. Ich umarme Karoline und die eine Adelheid. Ihre K. H.

8. Berlin, den 15. Febr. 1821.

Sie haben mir letzthin ohne Datum geschrieben, teuerster Freund. ch habe den Brief den 3. des M. empfangen und er hat mich an ne ältere Schuld gemahnt, da ich noch Ihren so unendlich lieben rief vom 9. Dez. zu beantworten habe. Sie müssen recht nachsichtig it mir sein. Der Winter ist mir in einem unaufhörlichen Treiben s jetzt vergangen. Wenige Tage nach meinem letzten Brief am An= ng Dezember ward Hedemann gefährlich krank. Ein Nervenfieber it furchtbaren Gesichtsschmerzen verbunden. Sie können sich denken, as man unter solchen Umständen für den Kranken und für eine ebe Tochter tut, die man der peinlichsten Sorge preisgegeben sieht. ottlob, er ist durchgekommen; allein, er wird noch Monate brauchen, ch ganz zu erholen, wahrscheinlich diesen Sommer ein stärkendes Bad auchen müssen. Sein erster Ausgang war zu Gabrielens Trauung, e den 10. Januar in meinem Zimmer stattfand, da sich das junge hepaar der Kirche begeben hatte, um Hedemann keiner Verkältung uszusetzen. Seitdem ist denn das holde Kind auch aus meinem Hause usgeschieden. Es war ein bitterer Moment. Noch sucht sie ihn mir

so viel wie möglich zu erleichtern. Sie kommt alle Tage zu mir zum Essen und bleibt den Abend bei mir oder geht mit mir, wohin ich gehe. Allein, die Trennung naht doch. Im April wird sie einige Wochen mit Bülow nach Mecklenburg zu seinen Verwandten gehen; wenn sie zurückkommt, werde ich aufs Land gegangen sein, von wo ich, selbst nach Tegel, nicht vor dem September zurückkommen kann.

Wie werde ich das süße Kind vermissen! Mein Herz blutet und ergibt sich doch. Sie ist glücklich, sie ist geliebt und liebt. Was will ich mehr.

Ihr Leben geht auf, das meine hat sich zum Abend geneigt. Karoline und ihre treue Liebe umgeben mich wie der Efeu die Ulme. Und doch brächt' ich jedes Opfer, wenn es für ihr Glück wäre. Meine Schwiegertochter ist mir auch ein großer Trost, eine große Aufheiterung in dieser Zeit gewesen. Ich glaube, ich habe schon über ihre Gesundheitsumstände geschrieben, die eine Trennung von ihrem Mann wünschenswert gemacht haben. Theodor hat dies Opfer mit, in seinem Alter und seiner Lebhaftigkeit und seiner unaussprechlichen Liebe zu ihr seltenen Resignation gebracht. Er hat sie uns bis zum August hier gelassen, wo er sie abholen wird, und ist zu seinem Regiment zurück nach Düsseldorf gekehrt. Meier hat sehr recht. Mathilde ist sehr schön und hat, was vielleicht mehr noch ist, gerade die Schönheit, die gefällt. Das tut nicht jede. Sie ist groß, schmächtig; sie hat sehr schöne zarte Arme und Hände. Die Gestalt könnte etwas mehr Fülle haben. Vielleicht bekommt sie sie.

Sie ist noch nicht 21 Jahre. Der Kopf ist sehr reizend, die Stirn groß und frei, die Augen sehr groß, der Mund und Kinn außerordentlich lieblich. Ihr Haar ist braun. Der Ausdruck ihrer Züge ist zugleich fein und sanft. Das ist sie auch in der Tat, äußerst angenehm im Umgang, immer heiter, fein beobachtend, gutmütig und voll leichten Scherzes froher Jugendlichkeit. Ich lasse sie jetzt von Wach malen. Man muß solche holde Schönheit in ihrer Blüte festhalten.[1])

[1]) Mathilde v. Heineken, die Frau Theodors seit 1818, war geboren 1800 und starb 1881. Von ihr ist noch öfter in den folgenden Briefen die Rede, ebenso von Theodor, der 1797 zu Jena geboren war und am 26. Juli 1871 starb. (Vergl. G. B.: Stammbaum.)

Gabriele hat sich noch sehr verändert, seitdem Sie sie vor 4 Jahren zuletzt sahen. Sie ist nun 18 Jahre. Sie ist noch etwas gewachsen und obgleich sie nur eine mittlere Größe erreicht hat, ist sie vortrefflich gewachsen, nur hält sie sich nicht so musterhaft wie Adelheid, die, wie Sie sich wohl noch erinnern, uns schon als Kind durch ihren erhabenen Port amüsierte. Gabrielens Gesichtchen ist das Rührendste, was man sehen kann. Die Schönheit und Frische ihres Mundes, den zwei Reihen Perlenzähne schmücken, habe ich wenigstens nie übertroffen gesehen. Man kann schönere Augen haben, aber tiefere, liebendere wohl selten.

Adelheid, obgleich erst 20 Jahr, ist meiner Meinung nach nicht mehr so hübsch, wie sie war. Ihr Gesicht ist etwas zu viel in die Länge gegangen. Allein ihr Wuchs ist einer der vollkommensten, die ich je gesehen habe, und sie passiert allgemein für eine sehr hübsche Frau.

Nun genug von den Meinen. Nur Ihnen durfte ich so über meine Kinder schreiben. Sie wissen, daß die Eitelkeit mich nicht blendet. Aber warum sollt' ich nicht sehen, was ist.

Wie tief hat mich Ihr letzter Brief gerührt! Wie habe ich in dem flüchtig entworfenen Bild Ihrer und Karolinens Sorgen um die kleine Adelheid mein früheres Leben wiedererkannt. Ach, nur zu wahr ist es: „Ohne mannigfaltige Angst zieht man kein Kind groß." Jedes bringt seine eigne Sorge, wie sein eignes kleines Wesen mit auf die Welt. Adelheidchen mag durch das Zusammentreffen des Zahnens und Entwöhnens doch ein wenig mehr gelitten haben. Wenn man's kann, vermeidet man's gern, vermeidet besonders, das Entwöhnen in die Wintermonate zu bringen. Das Durchbrechen der Zähnchen ist in der Regel nichts mehr; das Einschießen des kleinen Knochens in die Kinnlade ist der schlimme, oft mit Fieber und Zuckungen und Krämpfen begleitete Moment. Ich finde, Adelheid fängt sehr früh das Geschäft des Zahnens an. Gewöhnlich und besonders wünschenswerter ist es, wenn die Kinder erst gegen die Vollendung ihres ersten Lebensjahres damit anfangen. Üble Zufälle kommen dann seltener. Aber diese scheint Adelheid mir nun glücklich überstanden zu haben. Zwei, vielleicht die vier Vorderzähne oben und unten in der Kinnlade werden sich nun auf einmal in dem kleinen Mündchen finden. Gibt's etwas Niedlicheres als solch ein Kindermäulchen? Man möchte gar nicht aufhören zu

küssen. Und doch finde ich's eine schreckliche Indiskretion, die Kinder viel zu küssen. Ich kann's ebensowenig leiden, als ich's leiden kann, wenn man ungeschickt an einer Blume riecht. Aber mit den Augen, da küsse ich die Holden; denn etwas Schöneres als ein gesundes wohliges Kind gibt's in der Schöpfung nicht. Ach, möchten Sie doch bald Kind und Frau der geliebtesten Mutter bringen können! Wie denke ich sie mir in dem kleinen Kreise in Dorpat! Sie ist gewiß gemacht, es immer freundlich um sich herum zu bilden; das ist ein Reiz, der nicht am Ort, der zum Glück an einzelnen Personen hängt, ein Zauber, eine Wunderkraft, und sie scheint sie so ganz zu besitzen. Hier bin ich wieder von ihrem lieben Geschenk umgeben. Sie erinnern sich vielleicht noch des Stuhlüberzugs, den sie mir nach Wien sandte. Ich nahm ihn dort ab, als ich Wien verließ, und habe nun hier wieder einen Fauteuil dazu machen lassen, auf dem ich vorzugsweise sitze. Gewöhnlich ist die köstliche Stickerei bedeckt; aber an Gabrielchens Hochzeitstage, an Ihrem Geburtstage, den 10., nahm ich sie ab.

Haben Sie auch empfunden, wie ich an diesem 10. an Sie mit liebendem Sinn gedacht habe? Ich gedachte, wie Ihrer Mutter, Ihrer Karoline und meine Liebe und die treuesten Wünsche sich gewiß begegneten und in frommem Gebet sich zum Himmel erhöben.

Meine Gesundheit ist viel besser den Winter über gewesen, nur viel an Kopfschmerz, der gichtischer Natur zu sein scheint, habe ich seit Hedemanns Krankheit gelitten. Gehen, Treppen auf- und niederlaufen tue ich wieder wie ehemals. Teplitz hat mir recht eigentlich aufgeholfen. Ich werde es wahrscheinlich noch einmal brauchen.

Von der Brun habe ich lange nichts gehabt und kenne die Gedichte nicht, von denen Sie mir schreiben. Ich ahnte nur, was es ist. Nein, bös gemeint ist es gewiß nicht, aber taktlos. — Ihre Jugendfreundin, die Gräfin Dernath, Mutter der Gräfin Bernstorff, ist jetzt hier. Das ist eine liebe, gewiß selten liebe Frau! Die hat Augen!

Lesen Sie denn die Romane von Walter Scott? Ich bitte Sie, lesen Sie sie ja. Das sind die vorzüglichsten Schriften in der Art, die man sehn kann. Der Astrolog, Robin der Rote, die Puritaner, Ivanhoe, Waverley, ich weiß kaum, welcher schöner ist. Die Braut ist es vielleicht. Und doch, lassen Sie keinen aus!

Ihre Lage in Oldenburg kann ich mir recht denken. Ich finde überhaupt, daß das Schrecklichste von allem Schrecklichen, was die Zeit bringt, das ist, daß sie zu dem wahrhaft steigenden Gange, den die Begebenheiten genommen haben, gar keine Menschen gestaltet hat, die mit Schritt hielten. Wohin wird uns das führen? Ach, nur mit dem Blick vertrauensvoll nach dem gewendet, der die Schicksale, die uns hienieden betreffen, in ewig gleicher Hand hält und trägt und lenkt, gewinnt man Ruhe und freudige Zuversicht und Stille der Seele. .... Ida ist noch in Dresden. Er ist nach Laibach abgereist, und es hieß, er werde Gesandter in Florenz werden. Warum sie nicht nach Kopenhagen auf so lange gegangen ist, bis sie Bombelles nach Florenz folgen konnte, begreife ich nicht. Sie hat recht wenig eigentliche Liebe im Herzen. Auch ich muß daran leiden. Karoline liebt sie mit der Treue und Tiefe, die ihr eigen ist; ich darf sagen, daß sie Ida wie ihre Schwester, vielleicht mehr liebt. Das kann aber Ida nicht vermögen, ihr nur alle 2 Monate 6 Zeilen zu schreiben, weshalb denn Karoline oft unendlich traurig ist. Jene weiß es und kommt nicht aus ihrer Apathie. Aus dieser ist sie auch in Dresden geblieben; denn sie führt recht eigentlich dort ein langweilig Leben. Mit ihrer Gesundheit geht es viel, viel besser, seitdem der Zahnreiz aufgehört hat.

Middelton (?) ist in Neapel und seine schöne Frau, die Falconnet, soll wahnsinnig geworden sein. Das ist doch das Furchtbarste, was es gibt.

Von Rom habe ich fleißig Nachrichten, weiß ziemlich genau, was dort in der Künstlerwelt neu entsteht. Der jetzige Moment ist ungünstig. Ein jeder hält mit Bestellungen an, will erst sehen, was aus diesem Kriege (wird). Ich glaube für den Moment aber nicht viel mehr als eine militärische Besetzung. Allein, was wird die Zeit entwickeln?

Daß Herr v. Stein mit beiden Töchtern in Rom ist, werden Sie wissen; er war 6 Wochen in Florenz.

Er schreibt hierher, wie tief er von allem, von Natur und Kunst angeregt sei. Eine neue Welt gehe ihm auf. Ich freue mich unendlich, daß er diesen Genuß hat, und es wäre mir ein großer, ihn dort zu sehen.

Ich muß wohl schließen. Sie müssen müde von meinem langen Schreiben sein. Karoline empfiehlt sich Ihnen freundlichst, auch

Humboldt, Gabriele und Bülow danken recht herzlich für Ihre Wünsche und bitten, sie in liebem Andenken zu behalten. Suchen Sie sich die Reise zu Ihrer Mutter einzurichten, oder vermögen Sie Ihre Mutter, auf ein Jahr zu Ihnen zu kommen. Das scheint mir das Notwendigste, daß Sie wieder einmal eine Zeitlang zusammen sind.

Der Herz geht es gut. Die deutsche Luft bekommt ihr besser wie die italische. Ihre geliebte Frau und das Töchterchen umarme ich und bin

Ihre K. H.

9. Berlin, den 1. Mai 1821.

Ich schäme mich, Ihnen, teurer Freund, so lange nicht geschrieben zu haben, und doch, weiß Gott, ist es nicht meine Schuld. Ihre Briefe vom 23. Februar und 7. März liegen vor mir. Sogleich sollte geschrieben werden, und doch kam es nicht dazu. Ich lag im März an einem rheumatischen Fieber mit heftigen Gliederschmerzen krank, und Karoline, deren Gesundheit sich überaus gut den Winter hindurch gehalten hatte, erkrankte in den ersten Tagen des Aprils nach einem zu heiß genommenen Bade und darauf erfolgter Verkältung. Sie bekam ein so tüchtiges Fieber, daß mir und uns allen vor einer Lungenentzündung recht bange ward. Nun geht es, dem Himmel sei Dank, besser; allein, sie muß noch große Vorsichtsmaßregeln gebrauchen. Und nun, angegriffen von allem Erlebten und von der ungewöhnlichen Hitze, die wir seit 14 Tagen haben, soll und muß ich alle Vorkehrungen zu unserer Abreise aufs Land und einer doch 4 Monat langen Abwesenheit machen. So gehen die Jahre hin, geliebter Freund, eins reiht sich still und ernst den andern an, und bald steht man vielleicht am Ziele.

Wie Gott will. Nur um Karoline, die ohne Stütze steht, wenn einmal ihr auch der Vater fehlte — und die einer Stütze bedürfte, wird mir sehr wehe sein. Doch der, der alles lenkt und hält, wird auch sie nicht verlassen. Wie lieb sich Karoline ausgebildet, wie sie mit ganzer Seele an mir hängt, vermag ich Ihnen nicht zu sagen. — Ach, wie viel möchte ich Ihnen noch sagen, aber wer kann schreiben!

Ich gehe nun mit Humboldt und Karoline auf sein Gut, dann nach Karlsbad und Teplitz. Den 12. Juni etwa wird ein Brief in

Karlsbad mich finden. Den August wollen wir gern in Burgörner sein. September müssen wir hierher zurück, weil wir im Oktober eine andre Wohnung beziehen.

In Tegel läßt Humboldt bauen. Haus und Flügel, dessen Sie sich vielleicht noch aus früheren Jahren erinnern, waren so baufällig, daß durchaus etwas dafür geschehen mußte. Das geschieht nun nach einem sehr schönen und zweckmäßigen Plane von Schinkel. Das kleine Corps de Logis wird beibehalten, neue Flügel angebaut, und das Ganze vereinigt sich in einem Raum, in dem wir unsere früher in Rom gesammelten Marmorfragmente aufstellen können.

Ich hoffe, Sie kommen einmal nach Berlin und sehen es dann selbst. Fertig wird es erst im Jahr 1823.

Wie soll ich Ihnen danken, mein Alexander, für Ihren Brief vom 23.! Der Tag ist mir still im Kreise meiner Kinder, Humboldts und der Larocheschen Familie vergangen. Von ihm, dem Vater Laroche, habe ich Ihnen gewiß ehemals gesprochen. Er war mein Freund, wie er 18, ich 14 Jahre alt war. Er war auch Humboldts Freund, mit dem er in einem Alter war, und meine erste Bekanntschaft mit Humboldt kam durch ihn. Er heiratete in eben der Zeit, in der ich heiratete. Seine Frau ist mir aber erst vor 7 Jahren bekannt worden, nachdem ich hierher zurückkam, und wir lieben uns seitdem. Liebere, tüchtigere Menschen gibt es nicht. Hier mein liebster, einzigster Umgang. Mir ist es süß, mit ihm den Abend des Lebens zu verleben, mit dem mir der Morgen aufgegangen ist. Könnten Sie doch einmal diesen Freund sehen — seine schöne Physiognomie erklärt sein ganzes, hohes, reines, ernstes Wesen.

Es gibt eine Liebe, die gleichsam nur hereinschaut in dies Leben, aber aus dem Himmel hereinschaut. Das war, das ist die seine und so ohne alle Affektation, ohne allen Anspruch. Sie werden mich verstehen, ich kann's nicht besser sagen. Seine Frau ist eine ganz andere Natur, aber welche liebliche! Seine Tochter ist die Freundin der meinigen.

Lassen Sie nur doch mich nicht lange auf ein Briefchen warten. Ich kann Ihnen nichts Neues schreiben. Daß ich, daß meine gute Karoline wieder einmal krank waren, ist leider nichts erfreulich Neues. Mit Adelheid und Hedemann geht alles in der gewohnten Ordnung. Eine Seelenemotion hatte ich auch vor einem Monat seinetwegen.

Es schien, als sollte er versetzt werden, und bitter wäre es mir doch gewesen, Adelchen zu verlieren. Allein, es hat sich — wenigstens verzogen. Bülow und Gabriele waren 4 Wochen in Schwerin bei seiner Familie.

Noch war das liebe Kind viel bei mir; allein nun bleibt sie hier, und ich reise. Mathilde, die ganz wieder hergestellt ist, bleibt den Sommer bei ihrer Schwester (Frau v. Karlsburg in der Lausitz), kommt im August nach Burgörner, und von dort holt Theodor sie ab.

Nun aber, wie geht es Adelheidchen? Ist das Zähnchen angekommen? Und wie geht es Ihrer Karoline und Mama? Ach bitte, nur eine Zeile. Adressieren Sie bis Juni, wo ich in Karlsbad bin, mir hierher. Bartholdy ist eklig. Die Bewandtnis, die das hat mit den vielen Sachen, die er immer mitschickt, die ahnte ich nicht. Er macht sich die unzähligen Kaufleute (Sie kennen ja diese Sorte Menschen) zum Freund. Und Bartholdy gehört zu denen, die nichts in der Art verachten. Ich finde es aber undelikat. Wie kann man selbst einen Fürsten in die Notwendigkeit setzen, zu kaufen, was er nicht will.

Ruscheweyhs Kupferstich des Abendmahles ist fertig. Er wird die ganze Sendung für Norddeutschland hierher spedieren. Können Sie ihm aber auf die Oldenburgischen Exemplare etwas gut tun, gelegentlich, — etwa 4 oder 6 Groschen auf das Exemplar, so wäre es gut getan. Ich tue es auch hier. Denn es ist unbillig, daß der arme Ruscheweyh bei dem Preis den Transport auch noch zahlen soll.

Ich umarme Karoline. Ewig Ihre K.

10. Ottmachau, 4. Juni 1821.

Hier, lieber, teurer Freund, hat mich Ihr Brief vom 12. Mai getroffen, und ehe ich dies stille Winkelchen der Erde verlasse, wo ich nun 3 Wochen bin, will ich Ihnen schreiben. Gern bliebe ich hier in der tiefen Einsamkeit, in der ich mit meinem Mann und mit Karolinen hier lebe, wenn ich nicht noch einmal Karlsbad und Teplitz brauchen sollte. Der Hofrat Weigel, auf den, wie ich schon glaube Ihnen gesagt zu haben, ich als Arzt das größte Zutrauen habe, sagte mir schon voriges Jahr, ich müsse Karlsbad zweimal brauchen, um einigermaßen von den Beschwerden befreit zu werden, die mich vorzüglich seit zwei Jahren plagen, und in der Tat hat Karlsbad mir so gut getan;

mein Winter ist doch so viel leidlicher, als der von 1819 zu 20 gewesen, daß ich mich dem geduldig füge. Ach freilich ist meine Gesundheit nicht mehr, was sie 1808 und die folgenden Jahre war. Aber ich bin ja auch seitdem so viel älter geworden und ich bin weit entfernt, zu klagen. Vielleicht habe ich mir in jenen Jahren auch zuviel zugetraut. Vielleicht ist's auch nur eine Entwicklung der Organisation, die mein Alter so mit sich bringt. Geduld und Heiterkeit des Sinnes möge mir nur bleiben, so erträgt sich alles. Schreiben Sie mir bald nach Karlsbad, wo ich an der Wiese im „guten Hirten" wohnen werde. Oder schreiben Sie auch nur auf den Brief poste restante. Den 14. oder 15. d. M. bin ich dort.

Von der Schönheit dieses Landes bin ich auf das äußerste überrascht worden. Dies Gut liegt 2 Stunden diesseits Neiße in einem weiten, überreichen Tale. Alleen, Wiesen, Dörfer, kleine Gebüsche von Laubholz wechseln auf das anmutigste ab, und die Neiße schlingt sich in mannigfachen Windungen hindurch. So erfreulich dieser Anblick einer reichen, man kann wohl sagen üppigen Vegetation ist, so ist doch das Schönste der Anblick der Gebirge, die dieses schöne Tal mit einem dreifachen Gürtel umgeben und sich in angenehmen, oft imposanten Linien vom Horizont abheben. Das eigentliche Schloß Ottmachau liegt auf einem Hügel, der mit Hopfen bepflanzt ist, und stammt aus dem 12. Jahrhundert. Damals war es fest, hatte doppelten Zwinger und Brücke. Später aber war es ein Besitztum der Bischöfe, und seine ursprüngliche Form mag dadurch sehr verändert worden sein. Einer von ihnen vor zirka 100 Jahren, der in Rom war, hat unter anderm eine Treppe von außen anbringen lassen, um mit dem Maultier hinaufzureiten. Die Stufen sind so niedrig und mit so kleinen Feldsteinen ausgepflastert und mit Marmor eingefaßt (der Marmor liegt unweit von hier im Gebirge), daß man meint, man ginge eine der kleineren Treppen im Vatikan herauf.

Die Fenster daneben, denn die Treppe ist bedeckt, die Sitze in den Fenstern, alles ist so. Dann kommt man auf eine auf hohen Substruktionen liegende Terrasse. Ich versichere Ihnen, sie erinnert an so viele Trümmer der Art unfern der ewigen Stadt. Freilich kein Vordergrund wie der, der ist nur einmal auf Erden, aber etwas Ähnliches in dem Zug der Gebirgskette. Das Schloß selbst ist indes

ein so wüstes, so kurioses Gerölle, daß wir es nicht bewohnen. Wir wohnen in einem niederen kleinen Hause, das nur fünf Zimmer hat, aber aus einem doch auch einen Teil der herrlichen Aussicht.[1])

Wie süß war mir Ihr Brief, geliebter Freund, mit allen den Details der kleinen, holden Adelheid. Ich werde am 8. auf ihre Gesundheit trinken. Das 1. Lebensjahr, wie wichtig! Der Besitz eines Kindes wird dann gleichsam erst sicher. Lassen Sie sich's recht lieb sein, daß die Kleine noch keine Zähnchen hat. Je später, mit je weniger Gefahr unangenehmer und beunruhigender Zufälle. Ich denke, ich werde gegen das Ende des Jahres auch zu der Würde einer Großmama gelangen durch meine holde Gabriele. Wie weh es mir getan hat, das süße Kind zu verlassen, ach, das mag ich gar nicht sagen. Adelheid und Hedemann kommen morgen hier an. Er soll Landeck brauchen wegen der vorjährigen Krankheit.

Wie beklage ich Ihre Frau, wenn sie Sie wegreisen lassen muß auf mehrere Monate. Mache der Himmel Ihre Hoffnungen wahr, und daß ich Sie in Berlin begrüße. Doch recht kann ich's noch nicht hoffen. Das Moorbad ist ein ungemein starkes Mittel für ein so junges Kind, wie das Prinzeßchen ist. In Teplitz ist eine berühmte Quelle für die Augen, wenn das Übel von Skrofeln kommt.

Der Kupferstich von Ruscheweyh war auch fertig im Januar; aber nun der Transport? Und man hat ihm geraten, bis die Wege sicher wären, die Versendung erst zu machen, das wird denn jetzt sein. Tausend Dank für all Ihre Mühe, die dem braven Ruscheweyh von großem Nutzen war.

Mit tiefer Rührung denke auch ich an Ihre teure Mutter. Nein, Sie sollten sie nicht abhalten, ein paar Jahre in Oldenburg zu leben. Glauben Sie mir, ich weiß, was dem Herzen einer Mutter wohltut. Sie wird nicht der Sümpfe gedenken, sondern nur Ihrer und Ihrer holden Frau und des süßen Kindes.

Leben Sie wohl, Teurer! Ich umarme Karoline. Meine Karoline und Humboldt grüßen. Ewig Ihre K. H.

---

[1]) Vergl. die Abbildung des Schlosses Ottmachau in der 10. Auflage des Buches „Gabriele v. Bülow". Das Schloß und zugehörige Gut hatte Wilhelm v. Humboldt aus der Dotation, die er für seine Verdienste in der Befreiungszeit vom Staate erhielt, erworben.

Eine Inschrift zum Monument des Prinzen, ach Bester, ich weiß, keine. Sie sollten Goethe darum ersuchen lassen durch die Erbgroßherzogin Marie.

11. Burgörner, den 12. Sept. 1821.

Ich habe heute morgen Ihren Brief vom 1. September empfangen, teuerster Alexander, und ich verliere keine Stunde, ihn zu beantworten, wie Sie sehen. Aber dennoch muß ich mich sehr anklagen, Ihnen nicht früher geschrieben, Ihren lieben Brief vom 16. Juni, den ich gegen Ende des Monats in Karlsbad empfing, nicht früher beantwortet zu haben. In Karlsbad und Teplitz war ich sehr leidend. Von meinem Kopfweh schrieb ich Ihnen wohl in Ottmachau? In Karlsbad hatte ich viel damit zu kämpfen. Gegen Ende meines dortigen Aufenthaltes schien es aber besser damit zu werden. So kam ich den 12. Juli nach Teplitz, wohin mein Arzt, der Hofrat Weigel, aus Dresden kam, um einige Tage mit mir und Karoline zu verleben. Ich habe Ihnen wohl schon einmal von ihm geschrieben und halte ihn mit für den ausgezeichnetsten jetzt lebenden Arzt. Er untersuchte meinen Kopf und fand ihn an mehreren Stellen aufgetrieben. Darauf verordnete er mir außer den Bädern in Teplitz eine lokale Kur, — Einreibungen — sehr schmerzhafte auf den Kopf. Ich unterwarf mich dem, denn ich fühlte wohl, daß, wenn die Gicht mal, wie die sich zwischen die Häute des Kopfes gesetzt hatte, sich auf Augen oder Gehör würfe, ich blind oder taub werden könnte. Die Kur hat mich sehr angegriffen, ich bin besonders einen Tag vielleicht lebensgefährlich krank in Teplitz gewesen; aber sie hat geholfen. Seit dem 10. August bin ich wieder zu Hause und war lange nicht so wohl wie diese letzten Wochen. Nun, will ich hoffen, es bleibt so zum Winter, wo ich doppelt Gesundheit brauche für mich und meine goldne Gabriele, die mich kurz vor oder kurz nach Weihnachten mit dem ersten Enkel beschenken will.

Die Trennung von dem lieben Kinde ist mir sehr schwer geworden, und auch Sie, mein teurer Freund, erwarten nun Vaterfreuden um dieselbe Zeit? Sie dürfen glauben, daß ich die Nachricht mit dem tiefsten Gefühl der Teilnahme gelesen habe. Karoline wird Ihnen diesmal einen Sohn bringen, Gabriele uns ein Mädchen, — so wenigstens ist meine Ahnung. O, Gott gebe beiden eine glückliche

Entbindung und mir die Kraft, Gabriele nicht zu verlassen in dem bedeutenden Augenblick.

Seitdem wir hier sind, haben alle meine Kinder mit Ausnahme Bülows, der keinen Urlaub bekommen konnte, und meiner süßen Gabriele sich hier zusammengefunden und außerdem viel andere Verwandte und Freunde. Dazu haben wir viele und ausgezeichnet liebenswürdige Nachbarschaft. So kommt's, daß ich hier zerstreuter gelebt habe als in der Stadt. Wir müssen nun aber vor Ende des Monats zurück, weil wir den 1. Oktober eine neue Wohnung beziehen. Wir haben auf 3 Jahre am Gendarmen-Markt eine Wohnung genommen, die nach Mittag gelegen ist (im Winter ein nicht zu verachtender Umstand). Die Herz wohnt nur um ein Haus getrennt von dem unseren. Ich sehe aber dem Winter in mancher Hinsicht mit Besorgnis entgegen und fürchte, daß mein Schwiegersohn Hedemann von Berlin versetzt werden wird. Er muß es als Soldat wünschen, eine ihm angemessenere Tätigkeit zu bekommen und tut es auch. Aber uns und Adelheid wird es sehr schmerzhaft sein, und die kleinen Garnisonen der Kavallerie sind oft sehr trostlose Örter zum Wohnen. Das Leben auf einem Dorfe liebe ich ungemein, aber nicht das kleiner Städte.

Hedemann hat einen sehr schweren Kummer mit seinem einzigen Bruder gehabt, dessen Betragen in Westpreußen Geistesverwirrtheit vermuten läßt; denn das, was er bezweckt hat, steht so wenig im Verhältnis zu den Mitteln, die er dazu hatte, daß man nicht anders vermuten kann. Dieser Bruder ist 12 Jahre jünger wie Hedemann, hat als Kind schon den Vater verloren, im dreizehnten, wo er aus dem Kadettenhause austrat, bis 17. mit Auszeichnung gedient, hat dann das Regiment, bei dem er stand, Prinz Wilhelm-Dragoner, wegen eines großen Mangels in den innern Sprachorganen des Kehlkopfs, ein Mangel, mit dem er geboren ist, verlassen und eine neue Karriere ergreifen müssen. Er hat Forstwissenschaft studiert, hat 1820 einen Oberförsterdienst bei Danzig bekommen, der ihn weiter geführt hätte, und hat von da aus Preußen eine spanische Konstitution geben wollen. Das Ende dieses Unterfangens läßt sich, er sei geistesverwirrt oder nicht, ungefähr absehen, und Sie können denken, welch ein tiefer Schmerz in Hedemanns Seele ist, dem Ehre, Treue und Pflicht gleichsam natürlich wie das Atmen sind. Ihm sind zwar die rührendsten

Beweise des Anteils auch von hohen und höchsten Personen geworden, aber der Schmerz um das so nah verwandte Blut bleibt doch, und den kann ihm niemand nehmen.

Sie waren also allein auf einer Art Sandscholle, um das Meerbad zu gebrauchen? Ja, wohl hat der Ozean etwas viel anderes, viel Imposanteres. Wie seine Wogen daher rollen, glaubt man, sie werden die zitternde Erde verschlingen. Ich erlebte in Cadix einen Sturm. Nirgend sieht man das Meer vom Lande aus ungeheurer wie da. Die kleine Stadt ist gleichsam ihr Anbeißen, und oft in einer Nacht nimmt es von den gewaltigen Werken, die Menschenfleiß und Kühnheit da aufgeführt haben, ein mächtiges Stück gleich einem Spielwerk mit. Im Sturm gingen die Wogen hoch, gleich Gebirgen. Nacht bedeckte am hellen Tage das Meer, und der Schaum der erzürnten Wellen sprühte über die Türme der Kathedrale. Ich lernte dort einen alten Franzosen kennen, Lenormand, der das Erdbeben von Lissabon, das furchtbare, in Cadix erlebt hatte. Er war um die Stunde in einer der besuchtesten Kirchen der Stadt, die auf einem erhabenen Plateau liegt und, wie man heraustritt, die ungeheuerste Meeresaussicht gewährt. Er erzählte mir, daß während der Messe ein Mensch hereinstürzte mit gesträubtem Haare und laut ausrief: „Das Meer trägt sich gegen Cadix!" Auf das Wort stürzte alles Volk hinaus und er mit. Alles fiel betend und den Tod erwartend zu Boden; denn als rückten Alpengebirge daher, so furchtbar empört und aufgeregt aus der Tiefe rollten die Wogen daher, und sie glaubten, Cadix werde verschlungen werden. So strömten sie aus und andere folgten und wieder andere, bis nach und nach die furchtbare Bewegung sich verminderte. Aber der Lenormand, der sonst nichts Merkwürdiges an sich hatte und damals ein alter Mann war, wie ich ihn sah, wurde ordentlich poetisch, wenn er von dem Anblick erzählte, den er nie vergessen würde, meinte er, und sollte er Methusalems Alter erreichen.

In Karlsbad bin ich einigemal auf der Bank gewesen, von der Sie mir schreiben. Ich kannte sie wohl, und Karoline und ich, wir haben immer die einsameren Spaziergänge gesucht. Es war dies Jahr ein noch elenderes Menschentreiben in Karlsbad wie gewöhnlich. Doch eine Person hat mich interessiert, eine junge Polin, die verlobte Braut eines der Ypsilanti. Sie sah immer so unbeschreiblich traurig und

sehnsüchtig aus, ging auf keinen Ball usw., und ein sehr schönes Gesicht, das kein Mienenspiel, wie das gewöhnliche der Polinnen hatte.

Ich hoffe, Sie nehmen Anteil an der Sache der Griechen. Ich habe gefunden, daß nur so konsommierte Weltmenschen, abgestumpfte Diplomaten, roués von Seel' und Leib keinen Anteil an diesem Kriege nehmen. Ist ihnen ja doch jede höhere Rücksicht fremd, wenn nur das momentane Interesse, der Handel, der Gelderwerb und die Bilanz der Streitkräfte europäischer Staaten nicht geschwächt wird. Aber es gibt zum Glück einen andren Ordner menschlicher Schicksale, und wie er den Sturm erregt, so erregt er die Nationen. — Doch wo führte das mich hin — und ich muß aufhören.

Und noch habe ich Ihnen nicht Glück gewünscht zu Adelheids glücklicher Entwicklung. Sehen Sie wohl, wie leicht Kinder zahnen, wenn es nur spät geschieht. Nun werden nach dem ersten Zähnchen gleich viere sich im Mäulchen finden.

Ach und nun kommt eine liebliche Zeit, wenn sie nun geht und anfängt zu plaudern. Man könnte ordentlich sich auf dem Wunsche ertappen: „Bliebe doch das Kindchen nur so!" Aber es bleibt nichts, alles rückt vor — vor — und endlich hinaus aus dieser Welt. Wohin? Ach, näher dem Urquell alles Guten und aller Liebe.

Umarmen Sie Ihre Karoline von mir, und Adelheid einen Kuß. Schreiben Sie bald. Sagen Sie mir, ist es wahr, daß Ihre Mama nach Helmet zieht zu Gustav?[1]) Wie groß muß ihre Freude sein über Pauls Rückkehr. Wie geht's der verheirateten Elise?

Gedenken Sie in Liebe Ihrer K.

12. Berlin, den 8. Dez. 1821.

Liebster Freund. Wieder zwei Monat liegen zwischen Ihrem letzten lieben Brief und meinem heutigen. Zu der zweiten Hälfte des September kam ich hierher zurück. Ich fand meine kleine Gabriele schon ganz rundlich, aber noch immer übel aussehen. Dies hat sich indes nach und nach gegeben und jetzt hat sie ganz ihr liebes Gesichtchen wieder und in 4—5 Wochen erwartet sie ihre Entbindung. Gott wird ja helfen und mir Mut und Gegenwart des Geistes geben.

[1]) Helmet, das Familiengut der v. Rennenkampff in Livland. Gustav, einer der Brüder Alexanders. Vergl. Einleitung, S. 52.

Sie hat den größten Mut. Das ist immer so zum erstenmal. Nachher hilft einem die Hoffnung einer schon einmal oder mehrmal überstandenen Entbindung, ein bißchen Leichtsinn, vor allen aber die Notwendigkeit, daß man hindurch muß. Ohne die, glauben Sie's mir, verschöbe es gern eine jede, die es einmal erprobt hat. Aber da ist kein Entrinnen, es *muß* überstanden werden, und das gibt Mut und Entschlossenheit. Sie erwarten nun wohl diesen entscheidenden Moment noch vor Ablauf des Jahres. O, möge er glücklich und leicht sein! Eine *zweite* Entbindung ist doch meist weit leichter als die erste. Das bewähre sich bei Ihrer lieben Karoline, die ich umarme. Was wird Adelheidchen zu dem neuen Brüderchen oder Schwesterchen sagen?

Anfang Oktober haben wir eine neue Wohnung bezogen, was uns viel Mühe und Einrichtung verursacht hat. Den 28. Oktober kam meine schöne Schwiegertochter unzeitig nieder. Mein Sohn, der Mitte August nach Burgörner gekommen war, um sie abzuholen und in die Gegend von Düsseldorf zu bringen, wo er in Garnison steht, mußte sich entschließen, den 23. Oktober abzureisen, weil sein Urlaub den 1. November aus war und der Arzt, weit entfernt, ihr eine solche Reise zu gestatten, es ihr zur Pflicht machte, selbst in der Stadt nicht zu fahren, sondern ununterbrochen auf dem Bett oder Sofa zu liegen. Dennoch und obgleich sie schon zweimal zur Ader gelassen worden war, abortierte sie und war nachher sehr krank. So habe ich denn einige Wochen wieder an einem Krankenbett gesessen. Sie ist nun wieder hergestellt, aber traurig und ohne Hoffnung, uns ein Enkelchen zu bringen, da dies das 4. unglückliche Wochenbett der Art war. Kaum waren wir über diese Sorge hinaus, so betraf uns ein neuer Schmerz. Hedemann hat das schwarze Husarenregiment in Schlesien, was in Herrnstadt liegt, bekommen, und diese von ihm sehr gewünschte Bestimmung trennt uns nun von unserer lieben Adelheid und versetzt die Arme, Kinderlose in eine unendlich weniger freundliche Umgebung als die hiesige.

Hedemann wird Neujahr abgehen, Adelheid im Februar ihm folgen. Ich muß eines unvorhergesehenen Umstandes wegen hier abbrechen und kann den Brief heute nicht vollenden. So gehe er denn nur so; ich behalte mir vor, Ihnen später zu schreiben. Er bringe Ihnen heute nur meine Grüße und herzlichen Wünsche für Ihre Karoline.

(Ohne Unterschrift.)

13. Berlin, den 18. Januar 1822, abends.

Mein teurer Freund. Ihren Brief vom 19. empfing ich den 24. abends, wie ich um den Weihnachtstisch herum beschäftigt war, den Kindern alles zu ordnen und die Lichter und den Baum anzünden zu lassen. Es rührte mich so, daß Ihr Brief da kommen mußte, — ein lieber heiliger Christ. Möge bald ein zweiter kommen und mir Ihrer Karoline glückliche Entbindung anzeigen. Ich kann Ihnen heute die von Gabrielen melden. Sie kam den 7. zwischen 7—8 Uhr abends nach 24-stündigen Mühen und Wehen nieder; sehr schwer, doch, nachdem die ersten 12 Stunden nach der Entbindung überstanden waren, wo sie wirklich auf eine schreckhafte Weise schwach und in einem beinahe fortwährend ohnmächtigen Zustand war, geht es gut. Sie hat ein niedlich kleines Mädchen und kann es selbst nähren. Ach Gott, es gibt keinen rührenderen Anblick, als sie zu sehen. Sie ist so jung, — allein so im Bettchen sieht sie aus wie ein Kind von 10—12 Jahren. Und nun das Kindchen an ihrer Brust. Ich kann sie nicht ohne Tränen betrachten.

Nach dieser großen Freude erwartet uns nun der Schmerz der Trennung von Adelheid. Hedemann ist schon seit dem 30. Dezember zu seinem Regiment abgegangen, und Adelheid wird ihm im Februar folgen, sowie seine Wohnung in dem traurigen Örtchen nur leidlich eingerichtet ist. Für uns alle ist Adelheid der bitterste Verlust. Sie brachte Freude und frohes Leben in unsren engeren Kreis. Sie ist bei weitem die Heiterste von uns allen, und sie scheidet.

Wie nehme ich Anteil an Ihrer Unruhe um Mamas ungewiß gewordene Reise! Wie fürchte ich Gustavs Weitläufigkeiten. Ach, und so etwas soll man nicht verschieben. Das Leben bringt so vieles dazwischen, und wie gönnt' ich Dir und Mama die große Freude eines langen Zusammenseins.....

Wirklich kann ich Ihnen nur Vermutungen über den Verfasser der Pseudowanderjahre sagen. Die einen nennen ihn Schütz, andere Meier; — noch jemand sagt mir, der Verfasser wohne unmittelbar in einem Hause neben Goethe in Weimar und verschösse von da seine Pfeile. Ich fand etwas Schauderhaftes in solcher Nähe; denn ich empfand dies Buch nicht wie eine der gemeinen gewöhnlichen Bekrittelungen der Werke eines großen Mannes. Es liegt eine tiefe und gewandte Bosheit darin.

Mich hat das Buch empört, der Gedanke, daß wir Deutsche mehr wie jede andere Nation ihre Schriftsteller die unseren nicht stehen lassen können auf der Höhe, wohin der Ruf, die Begeisterung, die Anerkennung sie getragen. Auch der Greis muß noch verunglimpft, seine Mängel nicht liebend verhüllt, aufgedeckt müssen sie werden und alles Große mit Hohn beschmutzt. Das hat mich tief geschmerzt. Wie der Alte es genommen, weiß ich nicht; er pflegte früher nicht unempfindlich gegen Tadel zu sein, und dieser greift ja nicht den Schriftsteller, er greift den Menschen im Tiefsten an.[1])

Sie haben doch den Stich von Ruscheweyh empfangen? Ich habe die Blätter neben die Cena von Leonardo gelegt. Natürlich ist das alles ein freieres, reicheres, ein geschmückteres Leben. Aber es ist ein Ernst, eine Tiefe in den Giottoschen Figuren, die doch etwas Imponierendes hat, und die Komposition hält den Vergleich mit jeder aus.

Ruscheweyh hat den Stich mit großem Fleiß und ganz im Sinne des uralten Bildes gemacht.

Ich muß schließen. Gedenken Sie in Liebe mein und der Kinder. Lassen Sie bald mich gutes (?) von Ihrer lieben Frau hören. Gott behüte und schütze sie Ihnen. Ich umarme Sie, Adelheid und vielleicht ein Drittes. (Ohne Unterschrift.)

14. Berlin, den 19. Januar 1822.

Ein Wort des herzlichsten Anteils und Freude muß ich Ihnen, mein teuerster Freund, heute noch sagen. Ihr lieber Brief vom 11. ist mir vorgestern zugekommen. Er hat sich mit dem meinen gekreuzt. Gott gebe, daß Mutter und Kind sich so fort gut befinden, wie Sie es beschreiben. Besseres kann ich Ihnen nicht wünschen. Mit meiner kleinen Gabriele hatte ich noch einen sehr schlimmen Tag. Seitdem geht es auch besser, und heute, den zwölften Tag ist sie zum erstenmal aufgestanden, ein paar Stunden außer dem Bett zuzubringen. Ach, wie sind die Rosen von den jugendlichen Wangen gewichen. Ich freue

[1]) Der Verfasser der Pseudowanderjahre war Pustkuchen, Pfarrer zu Lieme bei Lemgo, 1821 erschienen sie. Goethe wehrte das Ding ab in Versen, die schließen: „Hat doch der Walfisch seine Laus, Muß ich auch meine haben." Vergl. 3, S. 307 und Anmerk. der Ausgabe von Hempel. Hier ist aber wahrscheinlich die Schrift von Prof. Schütz in Halle gemeint, sein „breitspuriges dickes Buch": „Goethe und Pustkuchen oder über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meisters und ihre Verfasser 1823". Vergl. Düntzer in der Einleitung zu der Hempelschen Goethe-Ausgabe, Bd. 18.

mich, daß es besser mit Ihrer Gemahlin geht, und hoffe auch, daß sich alles wieder finden soll bei Gabriele. Die Kleine ist wohl und ein sehr nettes Kind.

Nun Adieu, teurer Freund, ich muß heute schließen. Wenn ich an meines lieben Kindes Wiege sitze, denke ich immer mit an Sie und die Ihrigen. Kreuzen sich wohl unsere Gedanken. Ich umarme Ihre Karoline. (Ohne Unterschrift.)

15. Burgörner, den 3. Junius 1822.

Liebster, teuerster Freund! Ich muß mich sehr anklagen, so lange nicht geschrieben (zu) haben. Verzeihen Sie es mir, mit inniger Liebe und Teilnahme habe ich dennoch Ihrer gedacht. Meine Hände sind nur oft so schmerzhaft, daß ich nicht gut schreiben kann. Dann führt ich auch ein wunderlich buntes Leben im Kreis der Meinen seit Neujahr. Mein Gemüt war eigentlich nie ruhig. Wie hätt ich gekonnt, da ich mein süßes Kind so leiden sah.

Gabriele hat ein schweres Wochenbett gehabt und mehr wie vier volle Monate gebraucht, um sich einigermaßen zu erholen. Ihre Entbindung war schwer und mußte durch die Anlegung der Zange bewirkt werden. Mir gab Gott die Kraft, sie selbst in diesen qualvollen Augenblicken nicht zu verlassen. Herr v. Siebold machte die Operation auf das geschickteste, und das Kindchen war nicht verletzt. Das Fieber aber verließ die junge kleine Wöchnerin nicht, in einer Brust, der linken, versetzte sich die Milch, und die Entzündung der Brust und das Fieber wurden so am 6. Tage nach der Niederkunft, daß die liebe kleine Mutter noch spät am Abend zur Ader gelassen werden mußte. Von da an verlor sie alle Farbe; sie war so schwach, daß sie erst in der 3. Woche aufstehen und ein paar Stunden des Tages außer Bett sein konnte. In der Diät wurde sie der Brust wegen so streng gehalten, daß sie immer über Hunger klagte. Das Kind, gesund und kräftig, bedurfte viel, und sie durfte und konnte ihm nur eine reichen. Trotz aller Mittel und Vorsichtsmaßregeln ging die Brust nach einer heftigen Gemütsbewegung, die in Gabrielen durch die Abreise Adelheids entstand, in der 5. Woche auf, und nun trat eine neue und für mich ganz unbekannte Periode des Leidens für die arme Wöchnerin ein. Nie habe ich bei dem Stillen aller meiner Kinder diesen unglücklichen Zufall gehabt.

Gabrielchen hat wochenlang so gelitten, daß es nicht mit Worten zu beschreiben ist. Ein Loch nach dem andern fiel in die Brust, ein beständiges Fieber verzehrte sie und das schöne, seelenvolle Gesichtchen sah wie erloschen aus. Von Mitte April an ging es endlich besser, und wie ich mich am 6. Mai von ihr getrennt habe, um hierher zu gehen, habe ich es ohne Besorgnis tun können. Sie ist nach Tegel gezogen. Bülow fährt und reitet so oft hinaus, als er kann, meist aber ist sie allein mit ihrem holden Kinde draußen. Wir konnten nicht den Sommer über dort sein. Wir haben bauen lassen, und erst im August werden ungefähr die Zimmer, die wir unerläßlich zum Wohnen brauchen, fertig sein.

Nachdem ich Ihnen, geliebter Freund, von dem Leiden der kleinen Gabriele geschrieben, muß ich aber auch von ihrer unaussprechlich rührenden Geduld, ja ihrer Heiterkeit in dieser ganzen Zeit erzählen. Keine Klage kam über ihre Lippen, ja oft in dieser äußersten Blässe und Angegriffenheit ein Zug verklärter Ergebung. Es war unmöglich, sie ohne Tränen anzusehen.

In dieser Erzählung finden Sie, mein Teurer, die Hauptursache meines Nichtschreibens. Ich habe meine Tage und viele Nächte bei meiner lieben Kranken zugebracht, treulich und vor allen von meiner lieben Karoline unterstützt, die zwar alle ihre Geschwister liebt, aber dieser rührenden Gabriele mit noch ganz besonderer Zärtlichkeit anhängt.

Im Februar, den 10., an Ihrem lieben Geburtstag, verließ uns die lebensfrohe Adelheid; ach! mit ihr ist viel heitrer Scherz und Freude von uns geschieden. Humboldt brachte sie selbst bis Herrnstadt, blieb einige Tage bei ihr und kehrte gegen Ende Februar zurück. Im Mai kam Theodor, für den eine Versetzung von Düsseldorf nach Breslau bewirkt worden war, die allen Familienverhältnissen und seinen Wünschen entsprechend schien. Mit ihm kam viel Unruhe in das Haus, da er aus einem Husaren einen Kürassier (aus sich) machte.

Humboldt mußte hierher, um Notwendiges anzuordnen und pflanzen zu lassen, und ich blieb also mit den jungen Leuten allein. Nach der Hälfte Aprils war dann endlich Theodor equipiert und reiste nun ab und entführte mir, wie natürlich, seine schöne und liebenswürdige Frau. Darauf besorgte ich denn alles, was in Berlin und Tegel noch zu

besorgen war, und nahm von meiner Gabriele und der holden Kleinen, die Bülow durchaus auch wieder Gabriele genannt hat, Abschied und kam hierher.

Ich werde diesen Sommer wohl in kein Bad gehen. Nicht daß ich eben mich so wohl fühlte, im Gegenteil; aber es scheint mir wenig zu helfen. So leide ich denn ruhig und genieße wenigstens hier einer freundlichen Existenz. Der Sommer ist schön und warm; ich wohne mit heitrer Aussicht; ich erfreue mich der Bäume, die ich hier habe pflanzen lassen, und ich gedenke der Vergangenheit meines guten, lieben Vaters, mit dem ich hier meine Kindheit und erstes Jugendalter verlebt, und ein Tag reiht sich still an den andern. Gabriele, Mathilde und Adelheid schreiben mir oft. Karoline umgibt und pflegt mich mit der rührendsten Sorgfalt; ihre eigene Gesundheit ist seit dem letzten Aufenthalt in Italien gut, ach ihr Leben ist wie in meines hineingewachsen, und nur das erfüllt mich oft mit stiller Trauer, wie es einmal werden wird, wenn ich nicht mehr da bin. Doch es gibt ja einen Vater, der für uns alle sorgt und in dessen allumfassender Liebe wir alle leben und sind, — zu dem wir zurückwallen; — der wird mein teures, geliebtestes Kind auch dann nicht verlassen.

Den 4.

Ich konnte gestern nicht weiter schreiben und eile nun heut, meinen Brief zur Post zu bringen, damit Sie endlich Kunde von mir bekommen. Ihr letzter Brief ist spät an mich gelangt, weil er mich vergebens in Berlin aufsuchte, ach! und bringt von Ihrer aller Wohlergehen nicht die frohe Kunde der vorigen. Das Leiden mit kleinen Kindern kenne ich. Es ist wohl das Ergreifendste, was es gibt. Die Arzneikunde ist schon etwas Dunkles und hat etwas Tappendes, aber nun gar angewandt auf ein Kind, das selbst keine Anzeigen seines Übels angeben kann, ist es mit ihr zum Verzweifeln. Ich rate sehr zu Bädern bei der Adelheid und Eichelkaffee mit Milch. Gegen alle Drüsenverhärtungen ist es gewiß ein herrliches Mittel, und die Kinder trinken es nicht ungern, und verdirbt ihnen nicht den Magen. Die arme, süße Adelheid! Lassen Sie ihr fleißig das aufgedunsene Leibchen mit warmem Mandelöl einreiben. Ich weiß nicht, ob's das Öl, die Bewegung des Reibens oder die magnetische Wärme und der Wunsch ist, dem Kinde zu helfen, aber gewiß Einreibungen tun oft Wunder.

Die Zähnchen wird sie dann wohl schnell aufeinander bekommen und um desto schöner und dauerhafter. Gabriele zahnte auch so spät und wechselte dann auch im neunten statt im siebenten Lebensjahre.

Sie hat aber auch ein Perlschnürchen im Munde ohne irgend einen Fehl. Ein sehr geschickter Zahnarzt, der vor zwei Jahren in Dresden Gabrielens Zähne sah, sagte: „J' ai vu peu de bouche comme celle-là en Allemagne." Halten Sie ja beim Aufwachsen der Kinder auf die größte Aufmerksamkeit bei dem Zahnen, besonders beim Wechseln. Man kann sehr viel dazu beitragen, daß die neuen Zähne ordentlich einschichten. Und es ist Schönheit und gewiß auch Gesundheit damit verbunden.

So haben Sie die Hoffnung, Ihre Mutter zu sehen. Ich fühle alles, was Sie dabei empfinden und — vermissen werden. Ohne Ihre Karoline und die Kinder — und doch wie viel wird's Ihnen sein, mit Ihrer geliebten Mutter von den Empfindungen zu reden, die in Ihnen aufgegangen sind. Nicht wahr, Alexander, man weiß doch nichts, als was man selbst erlebt, belebt hat, möcht' ich sagen, in Freude und in Schmerz!

Ich komme nach Berlin, d. h. nach Tegel, Mitte August zurück und bin bis dahin hier.

Ich bin beinah auf der Straße hier zwischen Berlin und Weimar, nicht ganz, aber wenn ich voraussetze, daß Sie von Berlin über Dessau und Halle nach Weimar gehen, so bleiben wir etwas rechts liegen. Unser Gut liegt vier Meilen von Halle und drei kleine Stunden von Eisleben. Wenn Sie den Erbprinzen nicht ganz allein begleiteten, dürften Sie wohl einen Abstecher auf einen Tag machen. Wie schön wäre das, so schön, daß ich es nicht zu hoffen wage. Ihr Paketchen vom Februar habe ich damals erhalten, und Ihre Aufsätze über die Tischbeinschen Gemälde haben mich sehr interessiert.[1]) Ich habe nie etwas von diesem Meister gesehen. Er scheint mir eigentlich noch mehr zum Dichter als zum Maler und in diesem Fach wieder mehr zum Landschaftsmaler zu passen.

Ich liebe im Fach der Landschaften nichts als die aller, allertreueste Nachbildung der Natur. Das will überall nicht passen, aber eben darum ist auch da die Grenze, wo die Kunst sich demütig bücken soll,

[1]) Gemeint sind Rennenkampffs Aufsätze, betitelt: Wilhelm Tischbein, seine Bilder, Träume usw. im kgl. Schlosse zu Oldenburg 1822. Vergl. die Einleitung S. 86.

überall anerkennen, daß sie gerade nur sein soll, was ein Bildnis dem sehnsüchtigen Geliebten ist, der es betrachtet. Dem Geschichtsmaler, dem Maler heiliger Geschichten der Vorwelt und erhabener übernatürlicher Gegenstände ist vielleicht ein höheres Feld innerer Erkenntnis angewiesen. Das Ideal, das dem Landschaftsmaler vorschwebt, bleibt auf immer von der Wirklichkeit übertroffen, das was dem begeisterten Maler heiliger Gegenstände vorschwebt, findet sich nirgend. Nirgend hat Rafael, hat Francesco Francia seine Madonnenköpfe gesehen — wie schön auch die Töchter jenes Landes sind, nirgend Fiesole die Gesichter der selig Erwachenden zum letzten Gericht, die ihre Schutzengel in die Wohnungen des ewigen Friedens geleiten. Aber wenn man vor ihren Bildern steht, wenn man die Fülle der Schönheit, die in ihrem Innern sein mußte, fühlt und erwägt und ahnet, kommt einem doch in all den Gestalten nichts Fremdes, nichts Unerreichbares, nichts Unnatürliches vor. Sie sind gleichsam eine Leiter, an der der Geist hinaufsteigt in ein Land, ein unbekanntes, zu dem eben die tiefste Ahnung hinzieht. Wenn Sie nach Berlin kommen, so versäumen Sie nicht, den Professor Wach aufzusuchen, und bitten Sie ihn geradeweg als ein Freund von mir, Ihnen die Sammlungen seiner Durchzeichnungen zu zeigen, die er besonders im Florentinischen gemacht hat. In Wach, Schadow, Wichmann[1]) werden Sie sehr brave Künstler finden. Rauch, vielleicht auch Tieck kennen Sie. Schreiben Sie mir bald und daß Sie von Ihrem bösen Podagra und Adelheidchen ganz genesen sind. Ihre geliebte Frau umarme ich. Ganz Ihre K. H.

Wach wohnt Neue Friedrichstraße Nr. 49, nah an der Brücke und hat sein Atelier im Lagerhause an der Klostergasse, wo Rauch und Tieck arbeiten. Alle die Meinen grüßen 1000mal.

16. Berlin, den 18. November 1822.

Ich muß wohl sehr um Verzeihung bitten, teuerster Freund, so lange, so sehr lange nicht geschrieben zu haben. Das kam aber so. Die

[1]) Entweder ist K. Friedrich Wichmann, 1775—1836, gemeint, geboren in Potsdam, ein Schüler Gottfried Schadows, der vor allem geschätzte Büsten fertigte, so die der jung verstorbenen Schauspielerin Luise v. Holtei und eine des Fürsten Hardenberg (1819 ging er nach Italien), oder sein jüngerer Bruder Ludwig Wilhelm, 1788—1759, der 1819—1821 in Italien weilte und mit Rauch in Beziehung trat. Er wendete sich vornehmlich einer genreartigen Plastik zu, schuf übrigens für Stendal die Winckelmannstatue. (Allg. Deutsche Biographie.)

Monate gingen hin, und ich hoffte immer, aus irgend einer Zeitungs-Nachricht zu ersehen, wo Sie mit Ihrem Prinzen wären, und hoffte, mir würde das Glück werden, Sie zu sehen. Allein, nachdem die Hamburger Zeitung einmal der Abreise des Prinzen von Oldenburg Erwähnung getan hatte, fand ich auch nicht den kleinsten Artikel über ihn und seinen Aufenthalt. Wir blieben bis zum 15. August in Burgörner, von wo ich Ihnen, teurer Alexander, im Juni zum letzten Male schrieb. Dann gingen wir nach Tegel, was wir erst spät im Oktober verlassen haben. In Tegel fanden wir Gabrielen, die mit ihrem lieblichen Kinde den Sommer dort zugebracht hat, — und Adelheid. Hedemann kam später mit seinem Regiment, das zum Manöver beordert war, und erhielt nach vollendeter Revue einen sechswöchentlichen Urlaub.

So ist Adelheid zehn Wochen mit uns geblieben, was uns allen eine große Freude und Erquickung war. Seit dem 23. Okt. ist sie nun wieder in ihr einsames Herrnstadt mit ihm zurückgekehrt. Sie benimmt sich in ihrer Lage und Verhältnis so außerordentlich hübsch, ihr innerer Frohsinn hebt sie über so manches Unerfreuliche derselben hinaus. Glücklich im Gefühl, daß Hedemann sich in einer ihm angemeßneren Tätigkeit befindet, lebt sie nur in seinem Glück, bringt ihm ihre eigenen Wünsche zum Opfer, ist eine eifrige Hausfrau und wird dort in der Gegend von ihren Nachbarn und den Damen des Regiments unaussprechlich geliebt und geachtet.

Mit meiner Gesundheit ist es den Sommer und Herbst nicht gut gegangen. Nachdem ich während der Hitze viel rheumatische Schmerzen gelitten, bekam ich Ende Juli einen Brustkrampf, der über vierundzwanzig Stunden dauerte und sich mit einem heftigen Fieberanfall endigte. Ich konnte mich wirklich nur sehr langsam von diesem Zufall erholen, der sich später, doch nicht mit der Gewalt, noch einmal in Tegel erneuerte. Dr. Rust, in dessen Hause wir hier wohnen, und der außer seinen großen Verdiensten als Chirurg wohl auch ein sehr geistvoller Arzt ist, riet mir, da die Herbstwitterung so schön sei, noch das Karlsbader Wasser, ein künstliches nämlich, zu trinken.[1]) Das habe ich getan und

[1]) Dr. Rust, berühmter Chirurg aus Österreichisch-Schlesien, 1775 geboren, war nach großen Verdiensten für die Chirurgie und die Spitäler in Krakau und Wien bei Gelegenheit des Wiener Kongresses für Preußen gewonnen worden. Nach-

ist mir recht gut bekommen. Ich habe seitdem keine so heftigen Zufälle und keine so heftigen Schmerzen mehr gehabt, bin aber durch die Kur von dreißig Tagen eigentlich sehr matt geworden. Sie würden mich doch wohl sehr verändert finden gegen sonst; dazu kam ein moralischer Schmerz. Ein mir sehr lieber Freund starb an einer sich ungemein schnell entwickelnden Brustkrankheit und hinterläßt eine 73jährige Mutter und vier unerzogene Mädchen, deren Mutter schon vor zwei Jahren starb.

Das Vorangehen derer, mit denen man die Frühe des Lebens lebte und genoß, hat etwas ungemein Verödendes, selbst wenn auch spätere Lebensverhältnisse einem nicht mehr oder nur selten das freundliche Sehen gestatten. Die bekannten Gestalten schwinden — fremde drängen sich ein — so ist der Mensch, daß er das nicht ohne tiefen Schmerz empfindet.

Ach, und vielleicht bald tritt man selbst ab und erregt denen, die einen lieben, dieselbe Empfindung. Nach und nach entwickelt sich auch aus jedem Verlust der Art eine höhere Empfindung, eine klarere Ansicht und Blick nach dem Ziele, dem wir alle entgegenwallen. Aber die Schwäche der menschlichen Natur will ihr Recht haben, Schmerz und Tränen sind das erste, was sie zollt.

Den 19.

Ich wurde unterbrochen. In Ihrem lieben Briefe schreiben Sie mir von ähnlichen schmerzlichen Verlusten, die Ihre geliebte Frau gemacht hat. Ja, es dauert lang, lange, ehe man sich an den Gedanken gewöhnt, daß die Züge, an deren Ausdruck man hing, im Schoße der Erde liegen, daß die Sonne, die einen wärmt und erfreut, nicht mehr von ihnen erblickt wird. Vielleicht sehen sie andere Sonnen und reinere Kreise des Daseins, tiefere Erkenntnis ist ihnen aufgegangen, aber der Schmerz bleibt doch für die Zurückbleibenden das nächste, wennschon selige Ahnungen und Hoffnungen die Seele erfüllen.

Mehrere hiesige Künstler sind vor kurzem von Rom zurückgekommen. Alle sind erfüllt von Thorwaldsens Statue des Heilandes. Er soll lange Versuche gemacht haben, Skizzen entworfen, die ihm aber

dem er 1815 im Feldzuge beim Korps Bülow Dienste getan, entfaltete er dann in Berlin eine große Tätigkeit und wurde vornehmlich ein Umgestalter des Medizinalwesens in Preußen; bei seinem Sinn für geistige Geselligkeit war sein Haus für diese ein Mittelpunkt. (Vergl. Allg. Deutsche Biographie.)

immer nicht genügt, bis er auf die Idee gekommen, die Gestalt, die Drapierung, die Bewegung in dem Sinn zu machen, den Giotto in seine Christusgestalten zu legen versucht hat, und da, hat er gesagt, sei es ihm augenblicklich gelungen.

Der Christus von Dannecker in Stuttgart hat mir vor 2½ Jahren, wo ich ihn sah, gar nicht gefallen, er hatte etwas Süßliches, was ich nicht mochte. Die Gestalt war damals nur in der Skizze zu sehen, nur der Kopf war fertig; auch eine falsche Art, dünkt mich, eine Gestalt zu modellieren. Kopf und Körper können nicht so einzeln behandelt werden. Eins modifiziert das andere. Thorwaldsen, Rauch, den verstorbenen Schadow habe ich auch nie so arbeiten sehen. Über die Elginischen Marmore denke ich wie Sie. Wir haben hier eine ganz außerordentliche Gipssammlung. Rauch, Tieck, Schinkel, Hirt sorgen dafür, daß sie jährlich noch vermehrt werde. Diese altgriechischen Sachen, die bekannten, die späteren aus dem reichen Mittelalter von Donatello usw., alles ist da oder kommt. Außer dem Theseus und Ilissus haben wir auch noch zwei Frauengestalten ganz bekleidet, — ich glaube, man nennt sie Ceres und Proserpina, Bruchstücke nur, und doch so ungemein grandios, daß man meint, das Wort sei erst für diese Frauen erfunden.

Humboldt hat noch einmal nach Burgörner gemußt, wo eine unangenehme und nicht zeitige Pächterveränderung vorging. Wenn er zurückkommt, will ich sehen, ob ich Ihnen seine kleine Abhandlung verschaffen kann. Sie gehört zu den Schriften der Akademie, sie ist wirklich außerordentlich durch die Tiefe der Ideen.[1])

Stein war mit seinen Töchtern vier Tage bei uns in Burgörner. Therese ist sehr schön geworden, ein sanftes, frommes und doch lebendig liebes Wesen. Henriette ist gesünder und liebenswürdig. Stein fand ich wohl etwas gealtert, besonders wegen der zunehmenden Unbequemlichkeit des Auges, aber im Geist und Gemüt ganz denselben. Wir haben unbeschreiblich viel zusammen gesprochen. Er bleibt von Weihnachten an den Winter über wieder in Frankfurt, jetzt ist er noch in Nassau. . . . . .

[1]) Gemeint ist die berühmte Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers. Bd. I der Werke Humboldts (1841). Sie bietet das größte, was die Epoche unserer klassischen Literatur über den Gegenstand zu sagen hatte.

Man braucht in Deutschland in unsren Gegenden jetzt mit dem größten Erfolg ein eigenes Mittel gegen die Art Krankheit, an der Ihre Adelheid leidet. Es ist ein Färbekraut und heißt Krapp. Man läßt es als Tee trinken, und ich habe vereint mit Bädern aus salziger Soole sehr erfreuliche Wirkungen davon gesehen. Sprechen Sie doch darüber mit Ihren Ärzten. Das Klima in Oldenburg erzeugt, glaube ich, diese skrofulösen Krankheiten. Gott gebe Ihnen Linderung mit dem Kinde. Es gibt kein Leiden über dem.

Gabrielchen ist bis jetzt ein erfreuliches Bild der Gesundheit. Morgen soll sie entwöhnt werden. Augen, Stirn hat sie wie die kleine Mutter, die wie ein Kind von 15 Jahren aussieht, — sie ist ja doch nun zwanzig. Kinn und Mund ähneln Bülowen. Sie hat ein Körperchen zum Entzücken schön, fängt an zu sprechen und zu laufen und hat vier Zähnchen. Sie ist für ihre zehn Monate groß, kugelrund und in einem Lachen den ganzen Tag.

Humboldt war diesen Sommer in Burgörner einige Wochen an einem hartnäckigen Katarrh, mit schleichendem Fieber verbunden, so krank, daß mir ernstlich bange war. Aber seit er hergestellt ist, genießt er wieder der alten imperturbablen Gesundheit, ist sehr heiter, immer sehr fleißig, jetzt seit mehr wie einem Jahr vorzugsweise mit dem Studium der indischen Sprachen beschäftigt. Und nichts ist bei ihm ein bloßes, trocknes Wissen, alles geht so in seine ganze Individualität über.[1]) Karoline ist wohl, heiter, meine treue Pflegerin, hat ein paar nicht unpassend scheinende Partien abgelehnt. Sie empfiehlt sich Ihnen freundlich und gedenkt oft vergangener Jahre. Hermann ist mit einem Hauslehrer seit Mai im Hause. Es ist ein sehr gutmütiger Knabe. Er lernt jetzt gut und wird nun wohl bald ein Gymnasium besuchen.[2]) Ihre geliebte Frau umarme ich. Schreiben Sie mir bald, gedenken Sie in Liebe Ihrer Karoline.

Gabriele und Bülow empfehlen sich auch. Ich muß schließen und habe gar nicht Ihrer teuren Mutter erwähnt, an die ich doch immer denke.

---

[1]) Über Humboldts indische Studien vergl. man Haym's Biographie und besonders Humboldts Abhandlung über die Bhagava-Gita, Bd. I der Werke (1841).

[2]) Hermann, das jüngste Kind der Humboldt, 1809 in Rom geboren, 1870 gestorben. (Vergl. G. B.: Stammbaum.)

17. Berlin, den 10. Februar 1823.

Alle Tage schrieb ich meinem teuren Freund — in Gedanken, denn ihn erreichte keine Zeile. Aber heute muß es wahr werden, und mit geflügelter Eile möchte ich dies Blättchen ihm zuschicken können. — Erinnern Sie sich des 10. Februar, an dem ich Ihnen 1809 einen Strauß Blumen in die hohe Wohnung sandte? Blumen, Verkündigerinnen des nahenden Frühlings in der ewigen Stadt! Ach, hier starrt noch alles unter Schnee und eisiger Rinde, und Blumen kann ich dem 10. Februar nicht senden, aber ein leises, tiefes Wehen, das von Seele zu Seele geht. Mir schwellt's die Brust, o, mög' es die Deine erreichen. Karoline hat dem geliebten Gemahl gewiß heute irgend eine süße Freude bereitet, und der Gedanke an das holde Weib vermischt sich mit dem an Sie, teuerster Freund, in meiner Seele. Sie sind doch gewiß nun zurück und haben Karolinen und die beiden kleinen Mädchen wohl angetroffen? Ich habe Ihren Brief vom 29. Dezember aus Weimar empfangen.

Ach, Sie kommen immer dahin, wo ich war, und das Schicksal ist darin nicht freundlich gegen mich. Mein Schwager Alexander, der den König aus Italien bis hierher zurückbegleitete, ist seit dem 4. Januar bis heute, wo er leider uns verlassen hat, bei uns gewesen. Dies hat Veranlassung gegeben, daß der König, um ihm eine Freude zu machen, meinen Schwiegersohn aus Schlesien herbeordert hat. Adelchen ist mitgekommen trotz der furchtbaren Kälte, die damals war, und ich habe alle meine Kinder, mit Ausnahme der lieblichen Mathilde, um mich versammelt gesehen; denn auch Theodor ist auf vier Tage von Breslau herübergekommen, um den berühmten Onkel zu sehen. Dieser war liebenswürdiger und mitteilender wie je, und nur zu schnell sind die flüchtigen Tage seines Besuches verstrichen. Hedemanns verlassen uns auch wieder Ende des Monats. Die kleine Enkelin gedeiht vortrefflich, doch hatten wir in den kalten Tagen manche Not mit ihr, da sie im stärksten Zahnen war, und nachher hatte Gabriele die Fatalität, eine brave Kinderfrau, die sie beim Kind hatte, an einer Lungenentzündung im Hause zu verlieren.

Gabriele hat sich bei all dieser häuslichen Not mit einer Besonnenheit und Umsicht und Unermüdlichkeit in der Pflege des Kindes benommen, die bei ihrem zarten Körperbau und ihrem Alter wirklich

außerordentlich war. Sie ist hübscher wie je, obgleich etwas magerer, und sieht wie ein rührendes Kind von 14 oder 15 Jahren aus. Das Kleine hingegen ist derb und schwer.

In Hinsicht der letzten Frage, die Ihr Brief enthält, habe ich Ihnen nichts zu antworten. Ich hoffe, dieser Kelch soll vorübergehen. Der Nachfolger des Fürsten Hardenberg (wo nicht in der Würde, doch im Geschäft) ist auch wieder gestorben, Minister v. Voß, wie Sie aus den öffentlichen Blättern gesehen haben werden. Man sagt allgemein, der bisherige Schatzminister Graf v. Lottum werde von Sr. Majestät die erledigte Stelle eines Kabinettsministers erhalten.

Graf Lottum ist ein sehr rechtlicher und braver Mann. Das Privatvermögen des Fürsten Hardenberg soll sehr derangiert sein, hingegen Minister v. Voß ein sehr bedeutendes hinterlassen haben. Er war ein sehr guter Wirt, und der Staat wäre mit seinem Haushalt wohl nicht übel beraten gewesen.

Durch die Brun habe ich Ihnen Humboldts Abhandlung geschickt. Nur muß ich bitten, wenn Sie sie haben abschreiben lassen, sie mir gelegentlich zurückzuschicken, weil wir kein Exemplar davon mehr haben. Leben Sie wohl.

Ich umarme Karoline und die Kinder. Gedenken Sie in Liebe der treuesten Freundin. (Ohne Unterschrift.)

Meine Karoline, Humboldt und alle Kinder grüßen Sie. Werd ich Sie noch einmal sehen? Meine Gesundheit hält sich leidlich. Rust behandelt mich mit Glück. Im Julius soll ich aber nach Karlsbad und Marienbad.

18. Berlin, den 19. April 1823.

Ich habe mit tiefer Rührung Ihren Brief vom 26. Februar erhalten, teurer Freund, und hätte so gern gleich geantwortet. Allein, ich hatte eine böse Periode mit meinem armen Kopf und den reißenden Schmerzen, die da oft einheimisch werden, zu bestehen und konnte einige Wochen lang zu nichts recht kommen. Seitdem es besser geht, sind mir Sorgen anderer Art zugefallen. So wechseln Schmerzen mit Sorgen, und gern tauschte man oft die ersten ein, wenn man der zweiten überhoben werden könnte. Inmitten von dem allen ist Herr v. Beaulieu angekommen und hat mir Ihren zweiten Brief vom

22. März mitgebracht. Er war zweimal bei mir. Er schien mir sehr gealtert gegen 12 Jahre früher. Das mag er wohl auch von mir gedacht haben, und er lebt, glaube ich, sehr in der Welt, ich sehr allein und mit den Wenigen, die zu mir kommen. Er hat wohl Geschäfte hier?

Das Jahr ist in das Frühjahr hineingerückt, ohne daß es Frühling geworden ist. Sobald die Kälte aufhört, — es hagelt noch alle Tage, — gehen wir nach Tegel und später nach Schlesien. Sie sagen, ich müßte Karlsbad brauchen, und ich werde wohl mich Ende Juli dazu entschließen müssen. Rusts Kur hat mir im ganzen wohl getan. Gichtschmerzen wird man nicht wieder los, wenn man einmal damit geplagt ist, allein den Brustkrampf, der mein Leben zu bedrohen schien, habe ich doch, seitdem ich mich seiner Behandlung unterworfen habe, nicht wieder in dem Maße und mit den Folgen gehabt.

Alle Details Ihrer Häuslichkeit, mein teurer Freund, sind mir so unendlich süß und lieb. Ihre Karoline muß ein gar holdes und liebes Wesen sein. Möge das Glück Ihnen und ihr mit den Kindern beistehen. Wie kommen die Kinder zu dieser Art Kränklichkeit bei einer so jungen und blühenden Mutter? Das ist doch wohl Folge des Klimas? Gott beschere Ihnen nur zu den Seebädern einen warmen und trockenen Sommer.

Sie fragen mich nach Karoline Schiller. Ich selbst habe, die Kinderjahre abgerechnet, sie nur einmal erwachsen gesehen, im Jahre 1817, als ich im März einige Tage in Weimar war. Sie sprach mich durch den wehmütigen Ausdruck ihrer Züge, durch ihre innige Teilnahme an dem damals so traurigen Gesundheitszustand meiner Tochter Karoline sehr an. Seitdem habe ich nur von ihrer Mutter, von ihrer Tante Frau v. Wolzogen und einigen Bekannten von ihr gehört und immer das Beste und Vorzüglichste von ihrem Charakter, von der Tiefe ihres Gemüts. Ob sie aber imstande wäre, der Erziehung einer jungen Fürstin vorzustehen, kann ich wirklich nicht beurteilen. Ich glaube aber, Sie dürften sich darüber auf Frau v. Wolzogen und ihre Gewissenhaftigkeit verlassen. Karoline v. Schiller kann 23 oder 24 Jahre alt sein.

Meine Gabriele geht mit uns nach Tegel, die kleine Tochter entwickelt sich ungemein lieblich.

Ich verspare es für Tegel, Ihnen mehr zu schreiben. Dies sollte nur eine Kunde des Lebens sein.

Meine Karoline grüßt Sie freundlich und ich umarme die teure Ihrige. Ewig Ihre K. H.

19. Berlin, den 26. April 1823.

Ich muß meinem letzten Brief einige Zeilen nachsenden, mein teurer Freund. Sie taten mir in Ihrem letzten eine Frage wegen Fräulein Karoline v. Schiller, und ich wußte Sie wegen der Beantwortung, der gewissenhaften Beantwortung an niemand besser als an die Tante des Fräuleins, Frau v. Wolzogen, zu weisen. Sollte aber Ihr Prinz nicht auf Karoline Schiller reflektieren, sollte er vielleicht in dem Alter des Mädchens einen Anstoß finden, so will ich wenigstens nicht ermangeln, Ihnen einen andern Vorschlag zu machen. Wahrscheinlich kennen Sie die Frau selbst, von der die Rede ist: Frau v. Schenkendorf, die Witwe des Dichters, lebt seit mehreren Jahren in Koblenz und ist oft monatelang bei Steins in Nassau, von denen sie sehr geliebt und geschätzt wird. Nun, Frau v. Schenkendorf hat das Unglück gehabt, den größten Teil ihres Vermögens, was in einem großen Haus in Königsberg stand, woher sie gebürtig ist, zu verlieren. Sie wünscht seitdem die Stelle einer Erzieherin bei einem fürstlichen Kinde, und je jünger das Kind ist, je geeigneter würde sie sich dazu finden. Wollen Sie mehr über Frau v. Schenkendorf wissen, so wüßte ich Ihnen nichts Besseres zu raten, als sich an die Steinsche Familie deshalb zu wenden. Ich glaube nicht, daß man eine bessere Wahl treffen könnte, wenn man nicht bestimmt eine jüngere Person haben will. Frau v. Schenkendorf kann 46 bis 50 Jahre alt sein.

Ich umarme Ihre geliebte Frau und füge heute nur noch die Versicherung meiner unwandelbaren Gesinnung hinzu. K. H.

20. Ottmachau bei Neiße in Oberschlesien, den 13. Juli 1823.

Mich plagt schon seit längerer Zeit die größte Unruhe, warum ich denn gar, gar keinen Brief, gar keine Nachricht von Ihnen empfange, teurer Freund. Allein hoffen auf einige Zeilen, von einem Tag zum anderen, meine unstäte Lebensart, meine schmerzhaften Hände, mit denen ich zuweilen nicht viel vornehmen kann, alles das ist schuld, daß ich Ihnen nicht schon früher schrieb. Im April, ich glaube den 20., schrieb ich Ihnen zuletzt, ein andermal im März, im letzten Brief

fragte ich bei Ihnen an, ob Frau v. Schenkendorf, geb. Barclai, nicht vielleicht eine Dame wäre, die sich zur Erzieherin und Pflegerin der Oldenburgischen Prinzeßchen schicke, und bat um Antwort und empfahl Frau v. Schenkendorf, weil ich es mit gutem Gewissen tun zu können glaube. Aber ich habe nichts von Ihnen, lieber Alexander, Ihr letzter Brief ist vom 22. März, durch Herrn v. Beaulieu, und nach diesem war die kleine Auguste krank, Ihre Frau vom vielen Wachen angegriffen, und Sie waren trübe gestimmt. Mein teurer Freund, schreiben Sie doch nur eine einzige Zeile, Gott gebe nur gutes und erfreuliches — ich ängstige mich alle Tage mehr.

Mein Lebenslauf war folgender: Ich ging mit den Meinigen in den ersten Tagen des Mai nach Tegel. Etwa um die Mitte des Monats wurde es schön Wetter, und wir genossen dort die Blüten dieses späten Frühlings. Ein Teil des kleinen neu erbauten Hauses ist seit vorigem Herbst fertig, auch einige Kunstsachen sind aufgestellt. So steht die Nymphe, die das kleine Gefäß zum Schöpfen auf der Schulter trägt, und deren Sie sich wohl noch aus Rom erinnern, wo sie in meinem Zimmer stand, jetzt in einer Nische des Salons, und der Brunnen des heiligen Calisto, den wir aus der verödeten Kirche des Namens in Rom acquirierten, steht im Flur, in den einige Basreliefs in die Wände eingelassen sind. Der eigentliche Saal, wo einige schöne Abgüsse in Gips nach unbekannteren Antiken aufgestellt werden sollen und zwei Säulen (zarte natürlich) von rosso antico, die der Papst meinem Mann schenkte, und die Marmorfragmente, die wir dort kauften, — der wird erst künftig Jahr fertig. Die Bauten bei Berlin sind teurer als in Berlin selbst, und hier und in Burgörner mußten Ställe und Wirtschaftsgebäude gebaut werden, darum wurde das Schlößchen in Tegel nur langsam fertig.[1])

Wir verließen es wieder den 6. Juni. Gabriele mit ihrem niedlichen Kinde verlebt den Sommer draußen, Bülow und Hermann kommen oft hinausgeritten, aber im Durchschnitt ist sie doch viel allein.

[1]) Über Tegel ist zu vergleichen das Werk von Waagen, das ich aber nicht in den Bibliotheken Münchens fand. Die Gartenfassade und der Saal in Tegel abgebildet in der 10. Auflage von „Gabriele v. Bülow". Man sehe vor allem auch die Stellen über Tegel in Wilhelm v. Humboldts Briefen an eine Freundin nach, beispielsweise im Briefe vom 8. Nov. 1825, im übrigen auch Eggers: Rauch.

Wir gingen im Juni zu den Kindern in Herrnstadt, wo wir einige Tage blieben. Adelheid begleitete uns hierher. Hedemann kam später nach, und hier fanden wir meine liebe Schwiegertochter, sehnsuchtsvoll unsrer harrend. Mit diesen Lieben haben wir denn einige schöne Wochen verlebt, ach! gestern trennten wir uns wieder. Mathilde, die Hedemann bis Breslau begleitete, erwartet in zwei bis drei Wochen ihre erste zeitige Entbindung. Und ich kann nicht bei ihr sein! ich soll und muß freilich ins Bad, wenn ich mir einigermaßen einen leidlichen Winter versprechen will, aber welch eine Unruhe um das geliebte Weib nehme ich mit nach Karlsbad. Sie ist voll Mutes, und wirklich flößt den auch ihr Befinden ein, allein beruhigt wäre ich denn doch mehr, wenn ich ihr beistehen könnte. Sind es doch qualvolle Stunden! Meine gute Adelheid mußte zu Hause, weil sie den Besuch von Verwandten ihres Mannes erwartet, mir war es viel wert, sie in ihrer Häuslichkeit in Herrnstadt zu sehen. Sie hat eine hübsche, sehr freundliche Wohnung, außerhalb des traurigen Städtchens. Die Gegend ist grüner und lachender, als ich sie dachte. Das Korps Offiziere besteht meist aus sehr gebildeten Menschen und bietet gesellschaftliche und musikalische Ressourcen dar, einige Offiziere sind verheiratet, und die Frau des Majors ist eine schöne, sanfte und liebenswürdige Frau in Adelheids Alter und ihr ein lieber Umgang.

Adelheid ist um ihrer Natürlichkeit, ihrer Anspruchslosigkeit und ihres fröhlich kindlichen Sinnes in der ganzen Nachbarschaft und von ihren nächsten Umgebungen geliebt, ich könnte sagen angebetet. So hat sie doch dort eine angenehme Lage, die sie selbst mit Hedemann geschaffen hat. Sie leben auf einem zwar häuslichen, doch sehr gastfreien Fuß; Hedemann gefällt sich in seiner militärischen Tätigkeit. Das Regiment ist schön und brav und hat einen bewährten Ruf; der ritterliche Sinn, den Hedemann in hohem Grade besitzt, teilt sich dem Korps mit. Er hat sehr schöne Pferde, eine Sache, die dort sehr zur angenehmen Existenz gehört. Adelchen hat reiten gelernt und nimmt sich auf einem schönen Engländer, den der Stallmeister eigens für sie zugeritten hat, wunderlieblich aus. Sie hat mit den reizendsten Wuchs durch seine Fülle und Zartheit, den ich je bei einer Frau sah. Ihr Gesicht hat nicht regelmäßige Züge, aber so freundlich, so unschuldvoll und so lieb, daß man es manchem schöneren vorzieht.

Ich gehe also nach Karlsbad, was von hier durch Böhmen keine angenehme Reise ist. Man trifft noch auf schlimme Wege. Prag ist ein schöner Punkt — eine wirklich romantische und geschichtliche Stadt. Gewisse Höhen erinnern an Rom, die Steine sagen einem, daß da etwas vorgegangen ist, und der Gedanke an entflohene Jahrhunderte zieht durch die Seele.

Humboldt bleibt noch hier, wo er zu tun hat, und im August zurück nach Tegel. Er lebt und webt im Studium der Sanskrit-Sprache, ohne jedoch die Griechen zu vernachlässigen. Jenes hohe Altertum fesselt ihn ungemein. Er teilt mir oft Stellen mit — alles in dieser Sprache ist Poesie und Betrachtung des menschlichen Seins. Alle Lehre geht auf Ertötung der Sinne und Erhebung des Geistes, auf Entsagung und Erlangung moralischer Freiheit hinaus. Die Sprache als solche erregt den Gedanken, daß die deutsche von ihr, vielleicht durch die persische, stammt. Gestern teilte er mir eine Stelle aus einem Dichter mit, die ich Ihnen doch wieder mitteilen will. Sie werden sie ganz goutieren.

„Die Seele des Menschen sei an Bewegung und Ruhe gleich dem Ozean. Wie in diesen sich die schwellenden Ströme ergießen, daß es hoch aufschwellt, so strömen in die Seele die Leidenschaften, aber das Wasser verrauscht in den Wogen, und Ruhe sei im Gemüt."

Ich habe mehrere Tage an diesen Zeilen geschrieben. Meine Hände leiden so sehr an rheumatischen Schmerzen. Morgen reise ich ab und bitte Sie, mir nach Karlsbad poste restante zu schreiben. Ich weiß noch nicht, wo ich wohnen werde.

Karoline begleitet mich und pflegt mich. Sie und Humboldt grüßen, und ich umarme Ihre teure liebenswürdige Karoline. Die Brun schreibt mir, sie erwarte Gustav bald in Kopenhagen, und er und Guste würden sich dann wohl in Reval etablieren. Wie ist es denn mit Helmet, wer von Euch dreien besitzt es denn? und wie geht es Ihrer geliebten Mutter?

Die Herz, nach der Sie fragen, ist wohl und, wie ich glaube, bei ihrer Schwester in Prenzlow. Sie verlor eine in Berlin etablierte Schwester vorigen Winter durch eine Lungenentzündung. Die Herz ist immer gut, hilfreich, tätig — schwer aber ist's ihr, glaube ich, geworden, zu vergessen, wie schön sie war. Daß solche Schönheit unter-

geht, ist auch ein Jammer. Ach, ich muß enden, meine Finger wollen nicht mehr.

Den 14. Juli vor 14 Jahren reisten Sie von Rom ab!

21. Berlin, den 15. Oktober 1823.

Seit dem 10. September bin ich aus dem Bade zurück, mein geliebter Freund, und wollte Ihnen jeden Tag für Ihren Brief vom 12. August danken, den ich wie durch einen Zauber auf der Tour von Karlsbad nach Marienbad den 18. August in Eger beim Aussteigen aus dem Wagen empfing. In Marienbad war ich zwanzig Tage und erholte mich einigermaßen durch die heilsamen Bäder von der mich sehr erschöpfenden Kur in Karlsbad.

Schreiben kann man in Marienbad nicht. Brunnentrinken, Baden, notdürftig Toilette machen, noch notdürftiger essen, spazieren gehen, nochmals Brunnen trinken, alles das nimmt einen so in Anspruch, daß man nichts zu tun vermag. In Tegel fand ich meine Kinder, mit Ausnahme Theodors und seiner Frau, und meinen Mann, und der Bau beengt uns da so sehr, daß ich auch wieder keine ruhige Stunde hatte. Seit dem zweiten sind wir alle wieder in der Stadt und Hedemanns seit dem 10. leider wieder fort. Sie wissen wohl, wie das ist. Man kommt vor Kommissionen, Laufen, Leuten, die Abschied nehmen wollen, gar nicht zu dem ruhig wehmütigen Genuß der letzten Tage. Dazu mußt' ich krank sein, und Humboldt ist es seit zehn Tagen, was um so beunruhigender ist, als es ihm so selten kommt. Unter all diesen Umständen schied Adelheid und mußte scheiden in ihr trauriges Städtchen. Nun erwarte ich nicht täglich, sondern stündlich die Entbindung Gabrielens. Ach, Gott gebe sie leichter wie damals im Jahr 1822.

Mein teuerster Alexander, vor wenigen Tagen empfing ich Ihren Brief vom 4. d. M. Dankbar, innig dankbar empfinde ich es, daß Sie an mich in Ihrer Freude dachten. Küssen Sie dieser geliebten Mutter die Hand von mir, und Ihrer Karoline den lieben Mund. Ach bleiben Sie, wenn es eine Möglichkeit ist, ja zusammen, das Schicksal fügt es nicht oft so freundlich, so wohltuend. Und aller Segen der Liebe muß ja unter Euch sein, Ihr Lieben. Ich habe Ihren Brief mit sehr tiefer Rührung gelesen, ich habe es nachempfunden, wie

Sie sagen, daß Sie noch nie das Glück genossen, am eigenen Tisch im Hause zu essen, und nun mit Mutter, Frau, Tochter und Schwester. Wie mannigfach sind die Bande der Liebe, und wie hat man doch ein ganzes und ungeteiltes Herz für jedes.

Ich sollte viel antworten, auch viel Dank für Ihre Bemühungen wegen Frau v. Schenkendorf. Aber ich bin so gedrängt und getrieben wegen alles dessen, was vor ist. — Eine Frau, wie Frau v. Schenkendorf, wird, das glaub' ich mit gutem Gewissen sagen zu können, der Erbprinz nicht leicht für seine Töchter wiederfinden.

Meine liebe Schwiegertochter hat uns Ende Juli mit einem Enkel beschenkt und hat die glücklichsten Wochen gehabt, was mir das Herz sehr erleichtert hat, da ich sie nicht pflegen konnte .... Meine kleine Enkelin ist gar ein nettes holdes Geschöpfchen, unbeschreiblich klug für ihre 21 Monate und zierlich über die Maßen. Sie ruft mir Adelheids Kinderjahre zurück. Glauben Sie nur, mein Alexander, ganz teile ich das mit Ihnen, das süße Glück, daß Karoline von Ihrer Mutter wird gepflegt werden. Es liegt ein hohes Glück darin. Mein Mann und die Töchter grüßen Sie freundlich. Gedenken Sie in Liebe

Ihrer K. H.

22. Berlin, den 3. Februar 1824.

Ach mein teurer, lieber Freund, so unendlich lange vernahm ich nichts von Ihnen und den lieben Ihrigen, daß es mich schon lange ängstigt. Auch wollt' ich immer schreiben, aber Gott weiß, wie es kommt, man tut nicht immer, was man will .... Die Herz, der ich von Ihrem Glücke sagte, die geliebte Mutter bei sich zu haben, versprach mir, Sie zu grüßen .... Herr v. Beaulieu kam manchmal zu mir, und ich erfuhr, wenn er Briefe von Oldenburg gehabt hatte. Allein, seit Weihnachten ungefähr hat er mich ganz abandonniert, ich weiß nicht warum .... Genug, ich höre gar nichts von Ihnen, mein teurer Alexander, nichts von Ihrer Frau .... und von Ihrer verehrten Mutter. Mein Freund, reißen Sie mich doch aus diesem bangen Schweigen. Bitte, bitte.

Mir ist der Winter, hinsichts der Gesundheit, sehr leidlich hingegangen. Marienbad hat mir auffallend wohl getan. Aber um Humboldt verlebte ich eine sorgenvolle Zeit. Er bekam im Herbst ein

schleichendes, zehrendes Schleimfieber, was nur mit Mühe überwunden wurde, und obgleich jetzt hergestellt, hat es doch Spuren von Hinfälligkeit in ihm zurückgelassen. Gabriele hat ein allerliebstes und starkes, freundlich liebes Kind, was sie Adelheid genannt hat. So gibt's denn wieder ein solches Schwesternpaar, im Alter ungefähr dieselbe Verschiedenheit wie zwischen ihr und ihrer Schwester Adelheid. Sie stillt mit Erfolg .... und sieht, wie letzthin ein Bekannter sagte, wieder aus „wie Fräulein Gabriele". Das älteste kleine Mädchen entwickelt sich sehr lieblich. Es ist unbegreiflich, welche Zierlichkeit in solchem kleinen Mädchen ist.

Humboldt hat, nachdem er einigermaßen wieder hergestellt war, eine Reise nach Weimar gemacht. Er hatte es Goethe schon lange schriftlich versprochen. Leider hat er ihn unwohl getroffen, und wenn schon keine dringende Besorgnis vorhanden war, so war es doch störend und legte Humboldt im Gespräch einen großen Zwang auf, um ihn nicht zu sehr aufzuregen, was die Ärzte durchaus vermieden wissen wollten. Er hat ein ganz kostbares Gedicht gelesen, sein letztes Produkt, nachdem er seine Sommerreise beschlossen hatte, was aber vielleicht nie, so lang er lebt, gedruckt werden wird. Und ich bitte Sie auch, nicht einmal gegen andere zu äußern, daß Sie gehört hätten, daß er ein solches gemacht habe. Aber Humboldt sagt, daß Goethe nie etwas Schöneres, Tieferes, ja Glühenderes in der Empfindung gemacht habe, und war tief ergriffen davon, daß solche Blüten auch noch dem scheidenden Dasein entsprössen. Diesmal scheint Goethes trefflicher Körper über die Krankheit gesiegt zu haben — aber ach — trübe Ahndungen lauern doch noch im Hintergrunde.[1]) Wir besitzen seit einigen Wochen Frau v. Goethe hier. Sie kennen sie wohl? Sie hat manches Verständige, doch zugleich so Nüchternes. Sie hat alles daheim gelassen, was ihr Glück und Zufall gegeben, um — hier zu tanzen. Und dabei sieht sie so schwach und kränklich aus, daß man's gar nicht begreift, warum sie gerade so tanzen muß.

[1]) Goethes Marienbader Elegie, später (1827) mit zwei anderen Gedichten zur „Trilogie der Leidenschaft" vereinigt, der leidenschaftlichen Liebe für Ulrike v. Levetzow entwachsen, jetzt in köstlicher Faksimilewiedergabe der Goethe-Gesellschaft 1900 veröffentlicht, in der schönen Reinschrift Goethes und mit einem Porträt Ulrikens und einem Kommentar von Suphan begleitet. Man sehe übrigens unten die Stelle über die Elegie in Nr. 37.

Unsere Kronprinzessin hat hier eine große Sensation gemacht. Die wirklich reelle Liebe und Verehrung, die man für den Kronprinzen hat, erregte eine Teilnahme an dieser Verbindung, von der man sich, durchgehend durch alle Klassen, schwerlich eine Vorstellung machen kann. Es war, als sei einem jeden ein außerordentliches Glück begegnet. Solche Freude, solche Teilnahme hat etwas Rührendes.

Ich werde abgerufen und muß, um den Brief zur Post zu bringen, hier aufhören. O mein Freund, lassen Sie mich bald ein Wort treuer Freundschaft vernehmen. Aller Segen des Himmels sei Ihnen zum 10. beschieden, und Karoline schenke Ihnen leicht, glücklich ein liebes und gesundes Kind. Umarmen Sie sie von mir und küssen Ihrer Mutter die liebe Hand in meinem Namen.

Daß Frau v. Schiller und Wolzogen ihre Mutter im 84. Jahre verloren, wissen Sie vielleicht. Eine kindliche liebe alte Frau. Die Herz ist wohl, ich sehe sie ziemlich oft. Meine Töchter und Humboldt grüßen Sie.

23. Berlin, den 27. März 1824.

Mit unendlicher Freude hat mich Ihr lieber Brief vom 19. d. erfüllt. Gottlob! so hat Ihre geliebte und liebenswürdige Karoline wieder die bangen Stunden überstanden, mit denen ein teures Kind sich dem mütterlichen Schoß entwindet! Gott segne das liebe, süße Weib, das Ihnen, mein Freund, mein teurer Alexander, das Leben so zum eigentlichen tiefen und reichen Leben macht. Er segne auch das Neuangekommene und die lieblichen Schwestern, ach, und Ihre heißgeliebte Mutter! Wie glücklich muß sie sein, wie innig befriedigt und glücklich. Ich denke, ich fühle mich tief in ihre Brust und die geheimsten Empfindungen ihres liebenden Herzens hinein.

Das ist nicht recht von Ihnen, daß Sie Ihr kleines neugeborenes Kindchen so häßlich finden. Schon in einem Monat wird's Ihnen ganz anders vorkommen. Das Unfertige und doch Alte, was die armen kleinen Würmchen mit auf die Welt bringen, das ist, ich gestehe es, nicht schön, nicht reizend, aber wie bald füllt und gestaltet es sich, die wenigst versprechenden Kindergesichtchen werden oft die hübschesten; die schönsten erfüllen nicht immer die Hoffnungen besorgter Liebe. Schreiben Sie mir's doch gelegentlich, wie sich das Liebchen macht. —

Ihr Ausruf über des braven Kindchens Häßlichkeit hat mir ein noch innigeres Interesse dafür eingeflößt; das ist nicht Geist des Widerspruchs, ach nein, mein Alexander, Sie wissen wohl, auch das ist Liebe. Wie hübsch muß es in Karolinens Wochenstube sein. Die liebe kleine Frau, so gesund und munter, Ihre Mutter, Ihre Schwester und die beiden Töchterchen. Wenn ich doch auch einmal eine Stunde drinnen sitzen und zuhören und zusehn könnte!

Seit einigen Wochen bin ich viel weniger wohl gewesen wie die ersten Herbst- und Wintermonate, deshalb auch Ihr früherer Brief vom 10. Februar noch unbeantwortet mit dem vorgestern empfangenen vor mir liegt. Doch im ganzen muß ich zufrieden sein und bin es auch, da der mich immer sehr angreifende Brustkrampf, seitdem ich Marienbad gebrauchte, nur sehr selten und auch nie stark kam. Alles übrige Leiden ist sanfterer Art und trägt sich still. Sonst hatten wir manchen Kummer. Der gute Bülow hatte eine schwere und angreifende Zeit. Sein ältester Bruder, der bei dem jungen herzoglichen Paar in Ludwigslust Hofmarschall war, früher mit dem Erbgroßherzog auf Universitäten und zum Teil auf Reisen, kam im Januar mit seinem Fürsten hierher, der die Karnevalfreuden mit seiner jungen Gemahlin hier mitmachen wollte. Schon lange kränkelte er, hatte sich nicht hinlänglich geschont, er konsultierte hier zwei berühmte Ärzte, Behrend und Rust, allein die Zerstörung war wohl schon zu weit gediehen; nach einigen qualvollen Wochen verschied er den 22. — und sein armer, einige 70 Jahre alter Vater muß auch noch diesen Schmerz tragen. Unser Bülow hat sich so lieb, so aufopfernd bei dem allen betragen, daß ich ihn womöglich noch lieber habe, und Gabriele ist ein inniges liebes Wesen in allem, allem was sie tut und treibt, und sieht mit ihren zwei niedlichen Kindern selber aus wie ein Kind von 15 oder 16 Jahren.

Dann hatte ich noch einen Kummer. Ein Mädchen, das einige Jahre bei mir als Hausmädchen diente, von meinem Gute Burgörner gebürtig, ein gar braves, tüchtiges Geschöpf, das ich sehr liebte, heiratete hier im vorigen Jahre einen gar hübschen, rechtlichen und braven Mann. Beide liebten sich, hofften so kindlich und auf Gott vertrauend, daß ihr Fleiß und Tätigkeit sie in eine anständige, gute Lage bringen würde. Nun fällt mir das arme junge Weib vor zehn Tagen achtzehn Stufen

einer furchtbar steilen Treppe herunter und, obgleich sie nichts gebrochen hat, so ist sie doch so zusammengeschmettert, daß, wenn sie auch am Leben bleibt, sie vielleicht in Jahr und Tag nicht wird arbeiten können. Sie haben ein ganz kleines Söhnchen. Trotz dem furchtbaren Zustand der armen Mutter findet der Chirurg es dennoch unerläßlich, daß sie das Kindchen zu tränken fortfahre. So legen sie es ihr von einer Brust zur andern, denn das Würmchen nimmt schon keine andere, sondern sieht sich erst die todblasse Mutter an, ob sie's auch ist, dann saugt es. Ach, es ist ein Jammer. Ich war bei ihr, und hat mich lang nichts so erschüttert. Lieber Alexander, wieviel Schmerz, wieviel Weh es im Leben gibt!

Sie erwähnen, geliebter Freund, daß Sie nun 41 Jahre alt sind. Ach, gerade 41 war der Bruder Bülows.

Den 29.

Ich wurde letzthin gestört, und der Brief konnte nicht abgehn. Bei einem flüchtigen Überblick meiner Blätter fällt es mir selbst auf, daß ich Ihnen von meiner armen Sophie geschrieben. Aber mit Ihnen mache ich keine Entschuldigungen. Sie lebt, das Fieber nimmt ab, und Gott wird ja weiter helfen.....

Seit einigen Wochen bin ich ganz in Ritters Erdkunde verloren — verloren sage ich, denn es fehlen mir eigentlich alle die Wissenschaften, die man haben müßte, um das Buch ganz zu beurteilen, und dennoch fesselt es mich — ich habe gute Karten dazu, und es erfüllt mich unbeschreiblich. Er selbst, Ritter, kommt zuweilen her; er ist gar ein lieber, heller, ganz mit dem Blick auf das Unendliche und Ewige gerichteter Mann, daß schon sein stilles Wesen in seiner Anspruchslosigkeit etwas sehr Hohes und menschlich Ergreifendes hat.

Dann war ich sehr bewegt von Goethens Gedicht in seinem neuesten Heft Kunst und Altertum. Ich gestehe es Ihnen, ich liebe die meiste neuere Schriftstellerei von Goethe nicht — er liest nur noch, was man ihm schickt — und er liest nie, ohne für den Druck gleich eine so gewiß lauwarme Rezension zu schreiben. Das ist nun gar nicht mein Genre. Aber dieser Paria, diese Legende! Es hat mir ein Fieber gemacht; das erstemal warf ich's unwillig weg, nahm es wieder, und es wühlte mir tiefer und tiefer sich ins Herz hinein und ich habe unendlich dabei geweint und lese es mit Schauer und Be-

wunderung und Anerkennung des Dichters — und der schmerzlichen Wahrheit. Goethe hat Humboldt gesagt, er habe diesen Stoff 40 Jahre mit sich herumgetragen. 40 Jahre, ehe er ihm Wort zu geben vermögend gewesen.[1])

Sie fragen nach Hermann. Er ist nun auf ein Gymnasium gekommen. Er ist gut, gutmütig und fleißig, allein er hat eine gewisse Trägheit zu überwinden in allem, was er tut. Hoffentlich gibt sich's mit den Jahren, wo er sein Wachstum vollendet, er klagt selbst als störend darüber. Man behauptet, er habe einige Ähnlichkeit mit mir. — Ich schließe, um den Brief zur Post zu senden. Gedenken Sie liebend Alle die Meinigen grüßen innigst. Ihrer K.

24. Tegel bei Berlin, 5. Okt. 1824.

Ich habe mich schon oft gefragt, ob Sie, mein teurer Freund, sich nicht schon manchmal im stillen die Frage vorgelegt haben, warum ich in so langer Zeit nicht geschrieben; und haben mir immer geantwortet. O ja, das hat mein guter, treuer Freund getan. Und doch habe ich nicht geschrieben. Ich empfing Ihren letzten lieben Brief vom 12. Juni wenige Tage vor unserer Abreise nach Schlesien. Der ganze Monat Juni war für mich ein unruhiger Monat. Ich trank das künstliche Karlsbad in einem eigens dazu eingerichteten Garten in Berlin, fuhr alle Abend um sieben in die Stadt, schlief dort, trank früh zwischen 5 und 1/2 8 den Brunnen und fuhr dann gleich zurück nach Tegel, wo ich immer erst frühstückte.

Wie diese Periode vorbei war, reisten wir nach Herrnstadt ab. Gabriele mit ihren zwei kleinen Mädchen begleitete uns.

In Herrnstadt fanden wir Theodor mit seiner Frau und engelsschönem Kinde. Wir blieben eine Woche und gingen dann alle in vier großen Chaisen nach Ottmachau. Dort verlebten wir, ziemlich

[1]) „Paria", Bd. 1, S. 275 (Hempel); es sind drei Gedichte, die 1824 (IV, 3) in „Kunst und Altertum" erschienen waren. Man erinnere sich der ergreifenden Verse der Legende: Denn Verführung kommt von oben, Wenn's den Göttern so beliebt. Und so soll ich, die Bramane, Mit dem Haupt im Himmel weilend, Fühlen, Paria, dieser Erde Niederziehende Gewalt. Und weiter: Ihm ist keiner der Geringste . . Dort erglühen tausend Augen, Ruhend lauschen tausend Ohren, Denen nichts verborgen bleibt.

begünstigt vom Wetter, sechs schöne Wochen in einer wirklich herrlichen, großartigen Gegend. Nur eins trat störend in unser Leben und beschäftigte mich ausschließlich. Meine geliebte, wirklich schöne Schwiegertochter fand ich gleich beim Ersehen in Herrnstadt ungewöhnlich und auffallend verändert. Seit elf Monaten hatte ich sie nicht gesehen. Sie hatte sich in diesem Frühjahr wieder im Anfang einer Schwangerschaft geglaubt und hat im Juni wieder ähnliche Zufälle, wie in den ersten Jahren ihrer Verheiratung gehabt. Diese schrecklichen Blutverluste erneuerten sich im Juli in Ottmachau, und ich schwebte um meine süße Mathilde in der tödlichsten Angst; denn bei einem so zarten, hochaufgeschossenen Wuchse, wie dem ihrigen, muß man, zumal im noch jugendlichen Alter, sehr für die Folgen auf die Brust zittern. Zum Glück fanden wir in Neiße, was nur $1^1/_2$ Stunden von Ottmachau entfernt liegt, einen gescheiten Regimentsarzt, Dr. Ebel, und unter seiner Leitung und beim Gebrauch eines stärkenden Brunnens hat sie sich bedeutend erholt und ich konnte sie ohne nahe Besorgnis Mitte August verlassen. Sie ist noch in Ottmachau und erholt sich.

Ach, möchten Sie sie kennen! Es ist ein holdseliges Wesen. Alles was sie mir ist, auch in Hinsicht meines eignen Sohnes, könnte ich Ihnen nur mündlich sagen. Ich sah in meinem Leben wenig zartere Frauengestalten und das an Körper, Geist und Gemüt: Sie ist mir nah wie ein eignes Kind.

Mitte August ging ich mit meiner treuen, geliebten Karoline nach Marienbad, eine langweilige, fünftägige Reise durch Böhmen. Dort blieb ich vier volle Wochen, nahm 29 Moorbäder und kam durch Hof und Leipzig den 24. September zu den Meinigen zurück, die indessen auch alle aus Schlesien zurückgekommen waren.

Seit beinahe einem Jahre ist mir die rechte Hand geschwollen und schmerzhaft. Oft konnte ich wochenlang nicht schreiben. Die Bäder in Marienbad haben mir wohlgetan im ganzen und sollen sich, wie ich hoffe, für den Winter bewähren. Allein angegriffen haben sie mich dies Jahr außerordentlich, und ich fange erst seit einigen Tagen an, mich etwas besser zu fühlen. Adelheid und ihr Mann bleiben noch mit uns bis 1. November. Er hat nach den großen Revuen in Schlesien die Manöver hier mitgemacht und genießt nun eines

vierwöchentlichen Urlaubs. Dann kehren die Lieben nach dem dunklen Herrnstadt zurück. Mama Gabriele hat im September ihre kleine Adelheid entwöhnt, die den 16. Oktober ein Jahr alt wird, und erhält sich trotz ihrer 22 Jahre in einem Aussehen, das man nicht jugendlich, sondern kindlich nennen muß. Die Leute auf unseren Gütern in Schlesien schlugen die Hände überm Kopf zusammen (sie war das erste Mal mit uns da), sie als die Mutter der zwei kleinen Kinder betrachten zu sollen, und hätte sie damals Adelheid nicht noch gestillt, so hätten sie's nicht geglaubt. Denn sie kam ihnen immer wie ein 14jähriges Mädchen vor.

Der Tod von unserm teuren Schlabrendorf wird Sie, mein Alexander, auch tief ergriffen haben. Wenn man schon nicht mit ihm lebte, — denn schreiben tat er so gut wie nie — so war es doch so wohltätig, dieſen Geiſt, dieſes Gemüt lebend zu wiſſen. Ach, wohl lebt es noch. Aber unerreichbar für uns. Doch ich hoffe zu Gott, nicht unerreichbar für immer. Sein Tod hat mich tief erschüttert. Viel, viel wehmütige Empfindungen sind überhaupt die Zeit über mich ergangen. — O, mein Freund, wie süß, wie erheiternd ist es mir, Sie in dem Genuß und in der Fülle des heiligsten Glückes zu wissen. Meine Gedanken ruhen liebevoll in dem Kreis der Teuren, die Sie umgeben. Auch Ihr Bruder Paul war bei Ihnen. — Damals, als Sie mir schrieben, erwarteten Sie ihn noch. — Aber ich sehe es aus einem späteren Brief der Brun, den ich auch erst in diesen Tagen beantworten will.

Die Hand stört mich sehr im Schreiben, und in einigen Tagen werde ich's vielleicht für Wochen nicht mehr können. Mein Arzt, Geheimrat Rust in Berlin, will mir die Hand ganz in eine Salbe einschlagen, die ich unausgesetzt eine Zeitlang tragen soll und die mir wohl ziemlich alle Bewegung nehmen wird.

Das Bild Ihres häuslichen Lebens begleitet mich in meinem Innern. Bleibt denn Ihre geliebte Mutter nicht für immer in dieser freundlichen Umgebung? Kann sie es nicht möglich machen? Küssen Sie ihr die Hände und den Mund von mir und umarmen Ihre teure Frau und Kinder von mir. Die Meinigen grüßen Sie freundlich.

Sie haben, mein Teurer, im Juni Marienbader Kreuzbrunnen getrunken? Ich habe tausendmal daran gedacht, wenn ich an der kalten Quelle

ſtand und mir einen und wieder einen Becher ſchöpfen ließ. Das Waſſer an der Quelle hat etwas ungemein Belebendes; — aber es verliert ungeheuer durch die Verſendung. Wie iſt es Ihnen bekommen? Wie geht es mit Ihren Kopfſchmerzen? Möchten Sie mir doch etwas recht Erfreuliches über Ihre Geſundheit ſagen. Geſundheit bedingt ſo vieles im Leben.

Und nun Adieu für diesmal. Alles Gute, Liebe, alles Erfreuliche ſei mit Ihnen, wie meine treue Liebe und Andenken.

25. Berlin, den 19. November 1824.

Unſere letzten Briefe haben ſich gekreuzt, mein teureſter Freund. Seitdem ich den Ihrigen vom 2. Oktober empfing, ging es bei uns ſo bunt zu und ich war ſo oft unwohl, daß ich nicht zum Schreiben kam. Unſre Kinder aus Schleſien verließen uns den 1. November, und mein Mann ſah ſich veranlaßt, eine Reiſe ins Mansfeldſche zu machen.

Der unbeſchreiblich niedrige Stand des Getreides gefährdet alle Pächtereziſtenzen. Was wir beſitzen, beſitzen wir in liegendem Vermögen, und alles iſt verpachtet. Aber wir bekommen keine Pacht oder mit namenloſen Verzögerungen, und wir nehmen Geld auf, um unſre Bedürfniſſe zu beſtreiten und die zu befriedigen, die auf uns angewieſen ſind. So kommt's, daß man mehr an all dieſe Dinge denken muß, als es ſonſt unſre Art iſt. Die Zeit iſt darin nicht günſtig und gar keine Ausſicht, daß die Getreidepreiſe ſich heben könnten.

Humboldt erwarte ich im Anfang Dezember zurück. Er macht wahrſcheinlich von Burgörner aus eine Ausflucht nach Weimar. Der Tod des Freundes in Paris macht ihn doppelt zittern für die, die einem noch bleiben. Vorig Jahr ſah er Goethe, allein gerade zu Anfang der bedeutenden Krankheit, die er damals (durch) machte. Darf er hoffen, ihn jetzt wohler zu treffen, ſo geht er gewiß hin, und einige Tage nach Rudolſtadt zu unſrer teuren lieben Fürſtin.[1]) Ich wollte

[1]) Die Fürſtin von Rudolſtadt, Karoline Luiſe, die Tochter des Landgrafen Ludwig Wilhelm Chriſtian und einer darmſtädtiſchen Prinzeſſin 1771—1854, war eine Schweſter der hervorragenden und edlen Prinzeſſin Wilhelm von Preußen (Marianne). Sie war derſelben würdig; Humboldt nannte ſie eine Frau, „wie man ſie ſelten findet". Sie hieß die Landesmutter. Vergl. Allg. Deutſche Biographie.

mit, ich wollte den Aufenthalt in Burgörner und dann die kleinen Reisen mitmachen, allein, ich hatte so mancherlei Neckereien mit meiner Gesundheit, daß ich Humboldt gestört und ihm die Besorgnis erregt hätte, daß ich ernstlich krank werden könnte, und so habe ich es mich denn begeben.

Außer der rechten Hand, die lange stark geschwollen war — nunmehr aber doch in Besserung ist, hatte ich die Wochen her ein Leiden ganz neuer Art für mich. Mein rechtes Auge, oder vielmehr oberes Augenlid, war so geschwollen, daß ich es nicht so öffnen konnte wie das linke, und obgleich nur unbedeutender Schmerz bei diesem auch rheumatischen Zufall war, so glauben Sie nicht, wie es mich in jeder Beschäftigung gehindert hat, zumal mir immer wie ein schwarzes Spinngewebe vor dem Auge auf- und niederging. Ganz ist's sogar noch nicht besser, allein, es fängt doch an, und mein Arzt gibt Hoffnung, daß mir meine klaren Augen nicht sollen geschmälert werden. Dies Augenleiden griff mich wirklich moralisch an. Nur mit wahrer Arbeit habe ich mich in mir einigermaßen oben erhalten. Ich habe denn die Zeit her beinahe nichts getan als Kinderstrümpfchen gestrickt und meinen Gedanken und inneren Anschauungen freien Lauf gelassen. Nun aber will ich doch an einen Bekannten nach Paris schreiben, an Ölsner, den Sie ja wohl auch dort gekannt haben, denn unsres Schlabrendorfs Scheiden, so ohne alle und jede Notiz über seine letzten Tage, ist mir wie ein Abgrund, wie ein bodenloser für meine Phantasie. Was ich erfahre, werde ich Ihnen mitteilen. Mir ist, wie wenn eine Leuchte verloschen wäre, sein Herz und Geist war eine Flamme heiliger Liebe.[1])

Sie berühren Saiten in Ihrem Brief, die eigentlich nur das Kommen, das Aufblühen und das Verschwinden des Menschengeschlechts bezeichnen — eine Alltagsgeschichte — und doch ach! so schauderhafte Empfindungen erwecken können und erwecken. Das Losreißen der Kinder von uns — die Gründung ihres eignen Verhältnisses, und für sie wieder dieselben Sorgen, Freuden und Schmerzen. Wie man's

[1]) Hinsichtlich dieser und der Stelle in Nr. 24 über den Tod Schlabrendorfs vergl. man die Einleitung, auch bezüglich des Verhältnisses Rennenkampffs zu diesem merkwürdigen Manne, der in der Allg. Deutschen Biographie eine kurze Behandlung erfahren hat.

überlebt, fragen Sie? Darum, weil die Liebe größer ist, als die Lust am eignen Genuß, weil es für die Liebe keinen anderen Genuß gibt, als den, das Geliebte glücklich und befriedigt und erfüllt im innersten Gemüt zu sehen. Selig nenne ich die Mutter, die einen Sohn hat, der wie Sie der teuern Ihrigen das Alter verklärt — o möge sie bei Ihnen bleiben können, bis ihre heilige Liebe zurückströmt zu dem Urquell, aus dem sie floß. Küssen Sie ihr für mich Mund und Hand.

Sie haben schon ein paarmal in Ihren Briefen darauf hingedeutet, Sie würden die Erziehung Ihrer Kinder nicht vollenden, nicht erleben.

Einzig teurer lieber Freund, sagen Sie mir, warum ahnden Sie das? Ich habe Sie allerdings nicht gekannt wie eine Konstitution, die nichts erschüttern könnte, allein doch von einer guten, nur sehr nervösen. Nehmen Sie diese wehen Gedanken von mir — ich kann Sie nicht überleben, ich, die ich viel älter bin wie Sie.

Sie bauen also auch?[1]) Wir sind in Tegel fertig geworden, und unser Landhaus hat in seiner Art viel Liebliches und ist einfach und geschmackvoll. Es stehen schöne Sachen, einige Marmorfragmente und ausgezeichnete Gipse darin. Aber für die Wirtschaft, für die häusliche einer Familie mein ich, nicht die landwirtschaftliche, denn die ist in Tegel ganz separiert, an sich klein und mit der Wirtschaft eines Wirtshauses verbunden, was das beste Pertinenzstück an dem Gütchen ist, — aber für unser Haus und Familienwesen ist gar nicht gesorgt worden. Eine sehr schöne helle Küche hat das Haus bekommen, allein eine ganz miserable Speisekammer, ein Waschhaus gab es von jeher auf dem Hofe, alt, jedoch brauchbar, und ich bat und flehte um einen Trockenboden — in unserem Klima eine unerläßliche Sache — allein vergebens. Wir haben dafür ein plattes Zinkdach.

Ich habe mit wahrer Lust die Beschreibung Ihrer Einrichtung gelesen und wie Ihre Karoline alles so hübsch bequem haben wird, o könnte ich Sie doch einmal besuchen, Ihrer Einladung Folge geben! Welche süße Lust wäre es mir.

---

[1]) Das Haus „Unter den sieben Eichen", wie es Rennenkampff nannte. Vergl. über dieses Heim Einleitung, S. 55.

Ich muß, mein Teurer, doch nun abbrechen, um Humboldt noch zu schreiben, und mit dem Auge ist's heute nicht so gut wie gestern. Umarmen Sie Karoline, Mama und die Kindlein.

Den 20. Nov.

26. Berlin, den 28. Januar 1825.

Ihr Brief ist vom 3. Dez., mein teurer Freund, und wir sind Ende Januar. Weihnachten und der Beginn eines neuen Jahres liegen dazwischen.

Ich habe am Weihnachten viel Ihrer und Ihrer Lieben gedacht. Gewiß brannte auch bei Ihnen ein Weihnachtsbaum, geschmückt mit Früchten und Spielsachen. Ich Arme lag auf dem Sofa den ganzen Abend und konnte vor Mattigkeit und Pulsieren im ganzen Körper nicht reden noch gehen (um 4 Uhr Nachmittags hatte ich einen ängstlich starken Brustkrampf gehabt). Aber in mir gingen viel frohe Weihnachtszimmer vorüber, und meinen Kindern und Enkeln war aufgebaut, und ich sah viel fröhliche Gesichter.

Ich habe seit meinem letzten Brief viel gelitten. Die Hand ist in der Bewegung wieder frei geworden, obgleich etwas Geschwulst geblieben ist, — aber am Auge ging mein Leiden erst recht an. Das allgemein geschwollne Augenlid zog sich zusammen zu einem Geschwür wie ein Westenknopf etwa groß. Das Auge ward beinah davon zugedrückt, es brauchte 42 Tage, um zu reifen, endlich ging es unter heftigen Schmerzen auf — nicht genug, um sich zu entleeren, 6 Tage drauf wurde es mit der Lanzette geöffnet, seitdem haben nun die Schmerzen aufgehört, aber meine Nerven sind durch das lange Leiden so erschüttert, daß ich mich ungemein angegriffen fühle.

Dazu, den 5. Februar.

Seit jenem Tage kam ich nicht wieder zum Schreiben. Damals trat eine Verwandte ins Zimmer, die gewöhnlich auf dem Lande wohnt, und die ich daher nicht abweisen lassen konnte. Seitdem kam dies und das, nur zu viel Unwohlsein und Leiden am Auge. Die Wunde ist heil, aber seit das Auge jenen Zufall hatte, gehen mir beinah unaufhörlich leichte dunkle Gespinste davor auf und nieder. Zu sehen ist nichts. Der Augapfel sieht ebenso klar aus wie der andere, vielleicht ist's auch meine Ungewohntheit aller und jeder Augenübel — aber dieses

stört mich sehr, ich kann gar mich nicht beschäftigen wie sonst, ich werde jeden Augenblick daran erinnert. Ach, lieber Freund, es ist überhaupt nicht mehr wie sonst. Meine Gesundheit hat recht arge Stöße erlitten. Doch genug davon. Ich spreche eigentlich nicht gern darüber, das Unwohlsein verdirbt einem so viele Zeit, soll man nun auch noch die wenige übrige mit Klagen darüber ausfüllen? Meine Antwort ist daher auch gewöhnlich immer, wenn man mich fragt, wie ich mich befinde? gut — wenn's auch schon nicht ist.

Ihr letzter Brief ist so unaussprechlich lieb und gut und gibt mir ein immer klarer werdend Bild Ihres Innern und Äußern, — warum Sie glauben, daß ich ihn grillenhaft nennen könnte, begreife ich nicht. — Das vorschreitende Leben hat mich überhaupt darin nicht verarmt, daß ich mich weniger in andre Individualitäten hinein denken und fühlen könnte, im Gegenteile, und wie muß ich eine lieben, die wie die Ihrige nur strenger gegen sich — milder, liebender, expansiver gegen andre geworden ist.

Wenn ich eine Gelegenheit finde, so sende ich Ihnen den Riß den Hauses in Tegel, wo auch einiges der innern Einrichtung angegeben ist. Wenn Sie aber von dort aus einen Reisenden wissen, so lassen Sie es bei mir abfordern. Es wird Sie interessieren.

Haben Sie die Histoire de la Campagne etc. de Napoléon de C. Ségur über die russische Kampagne von 1812 gelesen? Suchen Sie sich sie zu verschaffen. Weniges ausgenommen, wo der Stil zu schwülstig und darum leer ist, ist es vortrefflich geschrieben. Was mich am meisten interessiert hat, sind eigentlich die Blicke in das Innere eines Menschen, der, was man auch sagen mag, ein außerordentlicher war. Vielleicht nicht ein Großer, im höchsten Sinn des Wortes gewiß nicht, aber ein Außerordentlicher. Seine Strafe war dem eigentlichen Verbrechen, was er an der Menschheit beging, angemessen, in seinem Busen mußte eine Hölle sein. Lesen Sie ja das Buch. Er begriff nur das irdisch Große — das Ewige hatte keinen Weg zu ihm. So kommt's mir vor.

Wir haben auch nie über die Scottschen Romane gesprochen, und doch haben Sie gewiß mehrere gelesen. Ihr Wert scheint mir recht verschieden, aber einige wie die Schwärmer oder Puritaner, Robin, der Astrolog, sehr schön. Haben Sie wohl den Lotsen von Cooper und

Bracebridge-Hall von Irwing gelesen? Sonst empfehle ich diese zu Abendlektüren.

Ich muß nun schon wegen meines Auges aufhören, lieber Alexander, gedenken Sie mein am 10. Meine ganze Seele ist bei Ihnen und mit den geliebten Ihrigen in Liebe und treuen Wünschen. Küssen Sie Mama die Hände und Karoline und den Kindern den Mund von

Ihrer K. H.

27. Tegel, den 20. Mai 1825.

Ich weiß nicht, was Sie von mir denken werden. Seit dem Februar schrieb ich nicht und erhielt von Ihnen den 2. März und den 1. April zwei so liebe Briefe! Ich schreibe Ihnen heut auch bloß, um Ihnen zu sagen, daß ich nicht schreiben kann. Sie sehen es meiner Schrift wohl an? einen so heftigen Anfall von Gicht hatte ich noch nie, ein Knie so geschwollen, daß ich nur Stufe um Stufe gehen kann, und beide Hände und Arme so schmerzlich geschwollen, besonders die rechte. Im März war ich wohler, ich glaubte aber, Sie seien abwesend von Oldenburg, und da wartete ich, und als der zweite Brief kam, begann mein neues Leiden. Nur das, wie krank und unbeholfen ich bin und werde, ich habe all Ihre und Karolinens Freude und Trauer mit erlebt und bitte Sie, lassen Sie mich nicht ohne Nachricht. Sowie meine Hand entschwollen ist, schreibe ich ordentlich. Es geht seit ein paar Tagen doch etwas besser — ich soll in diesen Tagen zur Ader lassen, und man verspricht sich viel davon.

Meine Schwiegertochter und Sohn mit einem engelschönen Knaben sind seit dem 3. Mai mit uns.

Doch ich kann nicht mehr. Umarmen Sie Ihre Mutter und Karoline von Ihrer K.

Meine Karoline und Humboldt grüßen.

28. Tegel, den 10. Oktober 1825.

Mein lieber teurer Freund. Schelten Sie nicht mit mir, daß ich so lange nicht schrieb; denn ich mache mir selbst die bittersten Vorwürfe darüber. Ach könnten Gedanken Gestalt gewinnen, wie reich, wie reich, wie innig hätten Sie sich umgeben gesehen! Möchten Sie doch die Nähe meines Herzens gefühlt und nie daran gezweifelt haben. Ich habe auch die Hoffnung tief in der Seele, daß das so ist.

Ich war zwei Monate in Burgörner, wo alle meine Kinder und Schwiegerkinder mit uns hingingen oder doch hinkamen. Außerdem eine nahe Verwandte von mir mit ihren Kindern, so daß wir, ohne die zahlreiche und uns häufig besuchende Nachbarschaft täglich an unserm Tisch fünfzehn Personen waren, und durch die Menge Leute der Hausstand sehr bedeutend. Seit dem 5. bin ich wieder hier. Mein Sohn mit seiner liebenswürdigen Frau und dem holdesten Kinde haben uns verlassen und sind nach Schlesien zurückgekehrt, und diese Trennung ist uns allen sehr schmerzhaft gewesen. Mit Mathilde läßt es sich so innig und süß leben, und der Knabe ist ein wahrer Engel und berechtigt bei seiner festen Gesundheit zu den schönsten Hoffnungen. Er hat die schönste Vereinigung von Verstand und tiefer Gemütlichkeit. Gott lasse ihn gedeihen. Theodor ist manchmal so bizarr, daß einen doch Sorge anwandeln kann, wie er ihn erziehen wird. Doch hoffe ich, eine gute Natur arbeitet sich heraus, und oft erzieht auch der Kontrast. Nicht wahr? Theodor hat Verstand und mehr Weichheit, als er es merken lassen will. Sein größter Fehler ist sein Beschäftigen mit Kleinigkeiten — das leitet und gibt zu unzähligen kleinen Torheiten Veranlassung, und das Leben mit ihm ist nicht ganz leicht. Mathilde nimmt sich in jedem Verhältnis als Frau, als Mutter, als eingeheiratete Tochter einer andern Familie unübertrefflich, mit einem Maß, mit einer Zartheit, mit einer Haltung, die nichts zu wünschen übrig läßt. — Sie ist seit ihrem Wochenbett .... nicht mehr so schön, so blendend schön, wie sie war, ihr Teint hat gelitten, aber wie lieblich nimmt sie das, wie einfach spricht und scherzt sie darüber, und wie strahlt in dem doch noch immer schönen und seelenvollen Gesicht doppelt seitdem die Schönheit ihres schönen, reinen, himmlischen Gemütes. Ich möchte, Sie und die Geliebten Ihres Hauses kennten diese geliebte Mathilde.

Gabriele wird mich im Februar k. J., so Gott will, zum dritten Male zur Großmutter machen .... Die Kinder sind recht niedlich, aber lange nicht so schön, wie der kleine Wilhelm. Was mich aber weit mehr frappiert, ist, daß sie gar nicht die tiefe Liebe der Mutter und nicht die fröhliche Heiterkeit des Vaters zu haben scheinen. Sie erinnern beide mich gar nicht an Gabrielen, wie Gabriele so klein war. Doch wer weiß, wie das sich ausbildet.

Adelheid und Hedemann bleiben noch bis Anfang November mit uns. Ich muß den Herbst lieben, der mir immer die teure ferne Tochter bringt. Sie leben glücklich in der Lage, in die das Schicksal sie gebracht hat. Sie sind beide geehrt und geliebt und anerkannt. Kinder scheint Adelheid nicht zu bekommen. Wer hätte es gedacht, wenn man ihre holde Jugend und Fülle und Gesundheit sah? Rührend ist die innige Liebe, mit der er und sie die Kinder der Geschwister lieben.

Karoline ist vor wie nach meine treue liebe Begleiterin, ach, jetzt schon müßt ich eigentlich sagen meine Pflegerin. Ihr Leben ist eine stete Sorge und liebevolles Bemühen um mich und um die Geschwister.

Herrmann kommt nur Sonnabend abend her, bleibt bis Sonntag und ist recht gut und fleißig in seiner höheren Schule. Wir hatten einen jungen Mann aus Pommern gebürtig bei ihm, der ihn im Mai d. J. verließ, weil sein Engagement nur auf drei Jahre ging und in geselliger Hinsicht in bezug auf den Knaben, der doch ungefähr sieben Monate des Jahres mit dem Lehrer allein bleibt, manches zu wünschen übrig blieb. Humboldt traf daher eine andere Wahl, die auch recht gut ausgefallen ist, allein, jener junge Mann (er hieß Almus) ertrank zweiundzwanzig Tage, nachdem er unser Haus verlassen hatte, hier im See beim Baden, und dies alles war noch mit Umständen begleitet, die uns den Verdacht geben, daß es vielleicht nicht ohne Absicht geschah. Uns hat es sehr erschüttert. Dieser junge Mann lebte drei Jahr mit uns — ich kann wohl sagen, wie ein Geheimnis ging er unter uns umher. Ich habe nie in meinem Leben eine solche Schweigsamkeit gesehen. Außer dem notwendigen Sprechen beim Unterricht (der äußerst sinnig und zweckmäßig war) mußte man ihm die Worte abzwingen. Und doch sah man in seinen Zügen, in seinen Augen, wie viel in seinem Innern vorging. So wie ein Geheimnis ist er uns auch entschwunden.

Die letzten Wochen in Burgörner sind mir in sehr trauriger Stimmung vergangen. Sie haben wohl schon durch Ihre Verbindungen mit Weimar den Tod des jungen Wolzogen, des einzigen Sohnes meiner armen Freundin, erfahren? Sie lebte seit ungefähr zehn Monaten mit ihm auf einem Gute bei Arnstedt. Adolph hatte im November v. J. eine hitzige schreckliche Krankheit bestanden, in der er von einem Arzt,

der nicht ohne Ruf ist und Hausarzt seines Onkels, des Generals v. Wolzogen in Frankfurt a. M. ist, falsch behandelt worden .... Der arme Adolph Wolzogen hatte wohl in früher Jugend, in der Kampagne, nachher durch Regimentskameraden verleitet, sich unmäßiges Trinken angewöhnt, — manche andre Verirrungen brausender Jugend und heftigen Temperaments, von beinah kolossaler Körpergröße und Stärke unterstützt, kamen dazu. Vieles mag seine Mutter nicht erfahren haben, vieles verhüllte sie sich mit dem Schleier entschuldigender Liebe. Aber in dieser Krankheit kam alles zur Sprache. Sie faßte den Entschluß, mit ihm auf das einsame Gut zu gehen. Die Krankheit ward der Wendepunkt seines Lebens. Die unendliche Liebe und grenzenlose Aufopferung der Mutter wird von Adolph empfunden und gewürdigt, als viel nichtige Freuden des Lebens von ihm abfielen. In seiner langsamen und schwierigen Genesung ward er ein anderer Mensch. Sittliche und höhere Bedürfnisse des Herzens und des Geistes, Verlangen nach Wissenschaft und Erkenntnis, Glaube und Liebe und Sehnsucht nach dem, was Leben und Tod heiligt, erschlossen sich in ihm. Seine Mutter ward seine Pflegerin und Führerin — ach so glücklich, so selig war sie! Jetzt erst schien ihr der Sohn ganz anzugehören — sie dachte sich freundliche und beglückende Lebenspläne für ihn aus — da ward er abgerufen, und die Mutter, der er alles war — steht nun allein.

Die Art ist ergreifend. Er liebte die Jagd und sie war ihm selbst als mäßige, heilsame Leibesbewegung bei seiner Anlage zum Starkwerden anempfohlen. Den 9. September geht er mit einem jungen Jäger auf die Jagd, reicht diesem das Gewehr durch den Zaun des Gartens ohnweit des Hauses. Der Hahn streift an, und er empfängt einen Schuß von fünf kleinen Schrotkörnern, mit denen er nach einem Volk Rebhühner ging. Die Mutter hört den Schuß und einen Schrei. Man glaubte ihn anfangs gefahrlos verletzt, obgleich die Blutung stark war. Beim Sondieren fand sich die Lungenhaut verletzt. Die Nacht ging unter Schmerzen hin, doch war er stark und hieß die Schrotkörner herausnehmen, allein, am Morgen nahm die Kurzatmigkeit so zu — (wahrscheinlich traf ein Schrotkorn ein großes Gefäß) und es ergoß sich Blut in die Lunge, daß er verschied. Es war sein 30. Geburtstag.

Diese Details schrieb Karoline v. Wolzogen mir selbst den 14. Das Leben schien ihr für sich geschlossen, und wer könnte da trösten wollen! Lebt sie, so wird ihr Trost grade durch das alles werden, was sie mit Adolph in den letzten Monaten belebte — bricht ihre unter namenlosen Fatiguen und Aufopferungen sich aufrecht haltende Gesundheit jetzt zusammen? — ach der Tod wird ihr willkommen sein, der sie aus der Öde des Lebens heraus nimmt! — aber wie weh mir um die geliebte einsame Freundin ist, das werden Sie empfinden.

Den 13.

Erst heut komme ich wieder zum Schreiben. Ich war ein paar Tage wieder recht unwohl, obgleich im ganzen meine Gesundheit seit dem Gebrauch von Bädern, die ich den ganzen Julius über mit vielem Seesalz nahm, besser ist. — Ein unverbürgtes Gerücht sagt mir, daß Frau v. Wolzogen nach Bonn gegangen sei, (wohin) ihre Schwester, Frau v. Schiller, die sich seit beinahe einem Jahre bei ihren verheirateten Söhnen aufhält, vor einigen Wochen gegangen sei, um sich daselbst von dem berühmten Professor Walther eine Operation an den Augen machen zu lassen.

Ich danke Ihnen tausendmal für die deutliche Beschreibung, die Sie mir von dem Malen der Zimmer mit Ölfarbe machen, wie sie in Livland gebräuchlich ist. Vielleicht im nächsten Jahre lassen wir hier einen Versuch der Art mit einem Zimmer machen. Die bessern Zimmer hier im Hause, der Salon, das Eßzimmer, eins der daran stoßenden Kabinette, der Saal mit Gipsen und die 2 daran stoßenden Turm-Kabinetts sind parkettiert. Allein nur mit Parketts von Kienenholz. Die Würfel dazu sind klein, dick und sehr sorgsam gefügt und gelegt. Das zuerst gelegte Parkett ist nunmehr beinah vier Jahr alt und hält sich vortrefflich. Man behauptet, Kienenholz sei weniger dem Aufreißen unterworfen als Eichen. Es ist auch nicht so teuer. Die andren Zimmer sind bloß gedielt.

Sie werden in der Front des alten Hauses drei Zimmer angedeutet finden. Das mittlere dieser Zimmer ist Karolinens Zimmer. Es hängt in der Tiefe des Zimmers durch eine verbindende Tür mit dem Salon zusammen. Wenn Sie sich in dies Zimmer hineindenken, mit dem Gesicht nach den Fenstern zugewendet, die nach Sonnenaufgang gehen, so bewohnt Gabriele die Zimmer links und das Turm-Kabinett nach

Norden, was daran stößt. Ich hingegen das Zimmer rechts, von dem ich aber eine Fensterbreite abgegeben habe, um eine kleine Treppe für den inneren Dienst zu gewinnen und eine immediate Connexion mit der Kammerfrau. Dies Zimmer ist mein Schlafzimmer, das der Jungfer grade drunter, und das Kabinett neben meinem Schlafzimmer ist ausschließlich mein, liegt mit dem einen großen Fenster, das es hat, nach Mittag, hat schöne Umgebung prachtvoller Bäume und die Aussicht nach dem See und stößt immediate an den Saal mit den Antiken und Gipsen, der wieder mit dem Salon zusammenhängt. Ich glaube, es wird noch ein Blatt in Schinkels Heften kommen, wo die innere Anordnung des Saales angegeben wird, und ist das so, werde ich es senden. Im Salon, der dunkelblau ist, steht in einer Nische die kleine Nymphe, deren Sie sich wohl noch aus Rom erinnern. Rauch restaurierte den Kopf. Sie trägt ein Gefäß auf der linken Schulter, Wasser zu schöpfen, und hebt mit der rechten Hand das Gewand, einen Fels herunterschreitend. Im Salon stehen die zwei schönen Gruppen, die man in Villa Ludovisi Arria und Pätus und Orest und Electra nennt. — Villa Ludovisi!! Ach, wie könnt' ich je den Namen nennen, ohne daß alle Zauber, die Erinnerung zu geben vermag, mich umfingen.

Heut ist für unseren Norden ein so kostbarer heitrer warmer Tag. Wie mag das Albanergebirg strahlen im Glanz reinerer Lüfte und wie die Ebne, die sich zwischen diesen Bergen und der Kette der Apenninen hinzieht, wo zuletzt Palestrina erblickt wird? Nie konnt' ich wieder als mit Mühe, mit Selbstbeherrschung den Blick abwenden von dieser seligen Ferne.

Die jüngste Tochter der Mad. Buti, die mit ihrer Familie in dem Flügel des Palazzo Tomati wohnte, wo Rauch Zimmer hatte, ist jetzt in Berlin mit dem jungen Mann, den sie geheiratet hat — einem Stettiner Namens Lengerich. Ein geschickter guter Mensch. Wir hatten sie zehn Tage bei uns und schwelgten im Anhören dieses römischen singenden Akzents. Die Kindererinnerungen meiner und der Butischen Kinder — ach dahin, dahin möcht ich noch einmal ziehn.

Haben Sie die Sterne gesehen? ich meine die Konstellation der eben zusammen erscheinenden Planeten, Jupiter, Venus, Mars und den großen Stern aus dem Löwen, den Regulus? Welche Stille war in den heiteren Nächten, die wir mit Ausnahme von drei oder vier Nächten seit einem

Monat gehabt haben, welche heilige Stille! Im Aufgang diese prachtvollen Sterne, die Sichel des Mondes darunter, alles sich neigend nach dem Mittag, und im Mittag über den hellen Himmel hingelagert das leuchtende Sternbild des Stieres mit dem Aldebaran und den Plejaden und dem Saturn, der sich jetzt am Kopf des Stieres befindet, und dem Orion in seiner Pracht mit all den leuchtenden Sternen, dem Sirius, dem Maja (?), die ihm folgen. Ich bin wie berauscht gewesen von dem Anblick — ich meine, ich hätte nie einen prachtvolleren Anblick gesehen und habe eine Empfindung dabei gehabt, wie noch nie in meinem Leben. Oft habe ich gedacht, ein Atom des unendlichen Quells alles Lebens würde Gottes Wille bald mich einen einer der zahllosen Sonnen, die da oben sich bewegen nach unerforschlich ewigen Gesetzen. Mir war oft, oft in den einsam halbdurchwachten Nächten, denn die Sterne lassen mir keine Ruhe, fühlbar, als zöge eine äußere Gewalt an meinem innersten Dasein.

Ich kann's nicht ausdrücken — vielleicht verstehen Sie's doch. Süß ist die Hoffnung solchen Verstehens.[1])

---

[1]) An dieser Stelle erinnere man sich des Briefes von Wilhelm v. Humboldt an eine Freundin vom 17. Oktober 1825, wo es heißt: „Gewiß haben Sie in den letzten September- und ersten Oktobertagen auch die Schönheit des östlichen Sternenhimmels bemerkt? Drei Planeten und ein Stern erster Größe standen nahe beisammen, Mars und Jupiter im Löwen, die Venus später als Morgenstern nahe dem Sirius. . . . Am schönsten war es zwischen drei und vier Uhr morgens zu sehen. Ich bin mit meiner Frau fast alle Morgen aufgestanden, und wir haben lange am Fenster verweilt und haben uns jedesmal nur mit Mühe von dem schönen Anblick losreißen können. Ich habe von meiner Jugend an sehr viel auf die Sterne und das Beschauen des gestirnten Himmels gehalten. Meine Frau teilte, wie die meisten, so auch diese meine Neigung mit mir, und so habe ich mein ganzes Leben hindurch, zuzeiten mehr, zuzeiten weniger in sternhellen Nächten zugebracht. Selten ist aber ein Jahr und eine Jahreszeit so günstig dazu gewesen, als dieser wunderbar schöne, helle und reine Herbst." Er betrachtet sie weniger hinsichtlich der Unendlichkeit des Raumes, noch weniger mit Hinsicht auf das Leben jenseits. Aber daß sie so außer und über allem Irdischen sind, zieht ihn an. Alles Kleinliche versinkt, und der Gedanke bewegt, daß alle Menschen aller Zeiten dieses Schauspiel gesehen und alle späteren Menschen ebenso. „Gewiß ist es aber auch ein wahrhaft erhabenes Schauspiel, wenn in der Stille der Nacht, bei ganz reinem Himmel, die Gestirne, gleichsam wie ein Weltenchor, herauf- und herabsteigen und gewissermaßen das Dasein in zwei Teile zerfällt. Der eine Teil, wie dem Irdischen angehörend, in völliger Stille der Nacht verstummt, und nur der andere heraufkommend in aller Erhabenheit, Pracht

Ich küsse Ihrer Mutter Hand und Mund und umarme Ihre teure Karoline. Wie segne ich Ihrer Mutter Entschluß, bei Ihnen zu bleiben. Gedenken Sie liebend der liebenden Freundin.

Die Kinder drücke ich ans Herz. Wilhelmchen liebte mich sehr. Die Kinder meiner guten Gabriele machen sich bis jetzt wenig aus mir.....

29. Berlin, den 12. November 1825.

.....Ich hoffe, Sie haben meinen Brief aus Tegel bekommen. Den 27. Oktober sind wir in die Stadt gezogen, ach! und den 2. November haben schon Hedemanns uns verlassen. Mit ihr, mit meiner heiteren Adelheid geht immer die meiste Laune und Scherz und Frohsinn hinweg.

---

und Herrlichkeit." Von diesem Gesichtspunkte aus habe der gestirnte Himmel gewiß auch einen moralischen Einfluß.

Die Stimmung ist natürlich bei Humboldt eine dauernde geblieben wie auch bei seiner Gemahlin. In dem Briefe vom 8. November 1825 zitiert Humboldt das schöne Wort Goethes: „Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihres Lichtes", was Humboldt an dieser Stelle auf die Kunstwelt und die Schönheit in ihr anwendet.

Bemerkenswert aber ist psychologisch der Unterschied Karolinens in ihrem Verhältnis zur Sternenwelt bei aller Gleichheit der Stärke der Neigung für die Betrachtung dieser Wunder. Gerade das Gefühl des Jenseitigen ist ihr das Gemäßeste in dem Anblick der Sterne, während Wilhelm davon eher sich fernhält. Man dürfte hier an die Beziehung Makariens in den Wanderjahren Goethes erinnern, um diesen tiefen innerlichen Vorgang besser zu ahnen. Überhaupt aber sei hier auf die große Szene voll des tiefsten Gehaltes hingewiesen in den Wanderjahren, wo Wilhelm vom Astronomen auf seine Warte geführt wird und der Eindruck des Sternenhimmels ihn mit ganzer Gewalt ergreift. Wie groß wird gerade auch hier die ungeheure Forderung aufgefaßt, die eigene Existenz in diese Erlebnisse und Sichten einzuordnen. Da aber diese Anmerkung nicht zum Exkurs anschwellen soll, so sei nur noch zur Anregung erinnert an das große Wort Kants von den zwei größten Wundern, dem moralischen Sittengesetz in der Brust des Menschen und der Sternenwelt über ihm, und daran, daß jetzt durch das Buch von Troels-Lund: „Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten", 1899 (deutsch bei Teubner), die geistige Auffassung der modernen Einsicht in die Welt der Gestirne den Zeitgenossen wieder besonders nahegelegt worden ist. Übrigens kenne ich dieses Buch noch nicht aus eigner Lektüre, dagegen las ich das an dieses Werk anknüpfende Buch von M. Schneidewin: „Die Unendlichkeit der Welt", 1900, gegen das ich freilich sehr starke Einwände habe. Ich selbst habe versucht, in dem Aufsatze: Geschichtswissenschaft, geschichtliche Bildung und moderne Weltanschauung, Beilage zur Allgemeinen Nr. 166, 167 (1900) den modernen kosmischen Horizont in seiner Bedeutung für unser Bewußtsein deutlich zu machen.

Umarmen Sie Ihre geliebte Frau, die holden Kinder, Ihre teure Mutter von Ihrer heut recht leidenden Freundin H.

Schreiben Sie bald.

30. Berlin, den 15. Februar 1826.

Nach einem schweren, schweren Krankenlager ergreife ich, erst halb genesen, die Feder, Ihnen, geliebter Freund, ein Wort des treuesten Andenkens zu sagen. Den 10. konnte ich noch nicht schreiben, aber meine Gedanken waren unter dem Kreis Ihrer Geliebten und meine Seele bei Gott im Gebet für Sie.

Liebster Alexander, Ihr letzter Brief vom 30. November traf mich schon recht krank, meine Gichtleiden fingen schon mit dem Anfang November an, allein ich hoffte, sie zu bekämpfen, aber es ward von Tag zu Tag schlimmer mit mir, und Anfang Januar brach es ganz zusammen. Einen ähnlichen Anfall hatte ich nie, von solchen Schmerzen noch keine Idee, ich verlor wochenlang den Gebrauch meiner Hände und Füße — geschlafen habe ich in drei Monaten erst seit acht Tagen, wo der Schlaf sich wiederfindet; aller Appetit ist nicht allein verschwunden, ich leide auch an einer solchen Schwäche des Magens, daß ich kaum etwas zu mir nehmen kann. Ich lerne seit einigen Tagen am Arm meiner Tochter und mit einem Stock wieder gehen; so groß ist meine Schwäche, seitdem die wütenden Schmerzen gewichen sind. Das alles wird Ihnen ein Bild meiner Lage geben. Meine gute Tochter Bülow kommt noch in diesem Monat nieder, aber ich darf nicht hoffen, so weit zu sein, der Lieben beizustehen. Wie sehne ich mich nach dem Frühjahr und warmen Lüften. Ich bin bis in das Tiefste meines Lebens matt und verlange nach milder Erquickung. Aber eine große Gnade hat mir der Himmel erzeigt. Ich bin nie ungeduldig geworden, ach, das ist eine besondere Wohltat.

Humboldt war auch ein paar Wochen an einem neuen Anfall seines Magenhustens, der ihn vor drei Jahren so hart mitnahm, krank, doch nicht bettlägrig und ist gottlob besser. Karolinchen war unausgesetzt wohl und hat mich mit der treusten Liebe und Sorgfalt gepflegt.

Und Sie muß ich mir, teurer Alexander, auch unter mancher häuslichen Plage in das neue Haus eingezogen denken. Möchte es

doch ja nicht zu früh gewesen sein. Ich habe seit vorigem Frühjahr eine große Scheu vor neuen Wänden, wo ich in Tegel auch glaube, mich zu viel in einem gewissen neuen Kabinett aufgehalten und dadurch einen zwar kurzen, aber doch sehr starken Gichtanfall erregt zu haben. Ich sehne mich sehr zu hören, wie es Ihnen, der geliebten Mutter, Ihrer Karoline und den Kindern geht. O, ich bitte, so schlecht dieser Brief ist, sagen Sie mir doch bald ein Wort. Ich schreibe noch so beschwerlich — ich bin in allem so matt und langsam geworden. Haben Sie Mitleid mit mir. Mein Herz ist voll der treuesten Liebe und alles Segens. Ich küsse Ihrer Mutter teure Hand und umarme Karoline mit den Kindern. — Die wunderbaren Ereignisse im Norden werden auch Ihnen viel Stoff zum Denken geben. Leben Sie wohl. Humboldt und Karoline grüßen sehr. Bald mehr von Ihrer kranken, matten Freundin K.

31. Berlin, den 9. März 1826.

Ich habe Ihren lieben Brief mit tausend Freuden empfangen, mein teuerster Freund, und danke innig. Ich denke und fühle mich noch immer so in Ihrem Freundesherzen, daß ich mir fast einbilde, Sie ängstigen sich, wenn ich nicht bald wieder schreibe, und so bekommen Sie denn schon wieder einige Zeilen. Gottlob, daß ich Ihnen mit Wahrheit sagen kann: es geht besser mit mir, die Schmerzen sind gewichen, nur die unsägliche Schwäche bleibt noch zu überwinden. Von dieser — jedoch ohne Fieber — und von meiner Blässe machen Sie sich schwerlich einen Begriff. Ich gebe es vorzüglich auf den beinahe gänzlichen Mangel an Schlaf, der mich seit Monaten plagt; ehe ich nicht die freie Luft genießen kann, ist da kaum Besserung zu hoffen. Den 5. bin ich zum erstenmal im zugeschlossenen Wagen ausgefahren, und den 7. habe ich meine liebe Gabriele besucht, die zwei schlimme hohe Treppen in ihrer Wohnung hat. Diese war den 27. Februar mit einem dritten Töchterchen, einem starken und kräftigen Kinde, glücklich entbunden worden, und Mutter und Tochter sehnten sich sehr, sich zu sehen. Sie ist wohl, und wir hoffen, nichts soll den ruhigen Verlauf ihrer Wochen stören.

Sie schelten ordentlich mit mir, teurer Freund, daß ich mich nicht ordentlich in acht nehme, und ich nehme Ihr Schelten mit einer süßen

Dankbarkeit hin. Wahr ist es, ich habe mich bisher noch nie recht in acht genommen ..... Schwefelbäder hält mein Arzt, der berühmte Ruft, für meine Gicht unanwendbar, hingegen die Kur des cadet de Vaux (?) recht sehr, wagt aber nicht, wegen meiner großen Neigung zu Brustkrampf, sie mich brauchen zu lassen. Guajac, Aconit und Bäder sind die Mittel, die ich genommen und zum Teil noch nehme, und für den Sommer ist wieder die Rede von Marienbad — ich möchte eigentlich ein Seebad, denn ich fühle meine Nerven so furchtbar erschüttert, daß ich sozusagen nach einem Mittel verlange, was immediat aus der Werkstätte der allbelebenden Natur ist. Bis sie mich in ihren Schoß aufnimmt und leise deckt, möcht ich ihr Leben in dem mächtigen Pulsschlag ihrer Wellen fühlen, aber ich zweifle, daß dieser Wunsch erfüllt wird. . . . . .

Auch Sie, liebster Freund, sind ja doch auch im ganzen recht leidend diesen Winter gewesen. Ich wünsche Ihnen, wenn schon ein Übel sein muß, ein ausgesprochenes Podagra, nur um alles keinen Gesichtschmerz.

An meiner Geduld ärgern Sie sich nicht. Was hätte ich denn davon, wenn ich mich und andere mit meinen Launen und Ungeduld plagte? Das unterschreibe ich gern mit Ihnen, daß Gesundheit eins der größten Güter des Lebens ist. Ach, in den langen schlaflosen Nächten denke ich mit Wonne an dies Gut, das ich ja auch besessen. Süßer, lieber Freund, viel ist mir aufgegangen auch in dieser trüben Zeit. Wird mir der Himmel geben, Sie noch einmal wiederzusehen? Ihre Karoline — zu deren sorgenvollem Zustand ich Ihnen und ihr Glück wünsche — und Ihre Mutter zu sehen? Beide und die Kinder umarme ich.

Meine Hände sind viel besser, doch ermüden sie noch leicht. Nehmen Sie mit diesen Zeilen heute so vorlieb. (Ohne Unterschrift.)

.... Welchen Schatz an Liebe und Treue hat Karoline, dies teure Kind, in diesen schmerzvollen Wochen offenbart und so still, beinah verheimlichend. . . . . .

32. Wildbad Gastein, den 31. August 1826.

Ich bin, mein teurer Freund, den 22. Juli von Tegel abgereist, in einem Zustand, der mir nicht erlaubte, zu schreiben. Meine Hände

waren so verschwollen, daß ich keine Feder halten konnte, kaum, daß ich noch im Zimmer einige Schritte wanken konnte. Die Treppen wurde ich getragen, — ach, mein Freund, und ein Gefühl von Krankſein, daß ich's nicht zu sagen und zu beschreiben vermag.

Ich war erst bestimmt, ein Schlammbad zu brauchen, allein meine Lebenskräfte sanken im Juni so zusammen, daß mein Arzt sich durchaus für Gastein bestimmte. Adelheid und ihr Mann kamen den 30. Juni nach Tegel, und Adelheid entschloß sich sogleich, mich zu begleiten. Sie und Karoline haben mich auf der ziemlich langen Reise gepflegt, gehegt. Mein Doktor kam mir einige Tage später mit seiner Frau nach, statt daß er ein ander Bad für sich gebrauchen wollte.

Ich bin, ich will nicht sagen, ganz geheilt, aber ich bin sehr von meinen Schmerzen erleichtert, und der hiesige sehr erfahrne Badearzt verspricht bei der auffallend guten Wirkung, die die Bäder auf mich gehabt haben, noch eine günstige Nachwirkung. Künftige Woche denken wir unsere Rückreise anzutreten.

Humboldt mußte in Tegel bleiben. Mein Sohn und seine Frau und noch andre Besuche waren dort. Ach, mit schwerem Herzen hat er mich entlassen. Meine Leute waren alle um den Wagen versammelt, jeder wollte mir noch einmal die Hand reichen, keiner glaubte wohl, mich wiederzusehen. Gabriele und Mathilde und Hedemann waren in einem trostlosen Zustande.

Ach, Alexander, wie weh tut es, wenn man die Liebsten so betrüben muß. Aber welche Beweise an Liebe und Zuneigung habe ich in dieser Schmerzenszeit gesammelt. Nun sehne ich mich recht, von Ihrer teuren Karoline zu hören, daß sie glücklich entbunden ist. Den 16. September hoffe ich wieder bei den Meinen in Tegel zu sein.

Der Weg hierher ist von Gera aus ununterbrochen schön und wird immer schöner. Ich weiß nicht, ob Sie auf Ihren Reisen in Salzburg waren? Ich glaube, die Umgegend ist die schönste in Deutschland. Ich war jetzt zum drittenmal in meinem Leben da, und krank und schwach, wie ich auch war, übernahm die Schönheit der Natur mich wieder so, daß sich mir die Augen mit Tränen freudiger Wehmut füllten. Ist's doch, als wäre ein Abglanz des Himmels auf die Erde herabgesunken, solche stille Größe, solche Feier atmet die Natur.

Von Salzburg aus fuhren wir in 1½ Tagen hierher in ein wilderes Gebirgsland, immer näher rücken die ungeheuren Felsenmassen über einen zusammen, so daß sie einen (am) heiteren Tage in Dämmerung lassen, immer höher steigt der Weg, und in der Tiefe brausen die Wasser. Wo sich irgend ein Tal öffnet, eine Wiese Weide verspricht, da sieht man auch Wohnungen der Menschen, so gelangt man endlich nach dem Durchgang durch zwei schauerliche Pässe in diese Bergschlucht — ein Tal kann man's nicht nennen. Die Ache, das Gebirgswasser hier, stürzt neben den zwei einzig recht bewohnbaren Häusern in wildem Toben von Fall zu Fall herab.

Mir greift dies ewige Geräusch die Nerven so an, daß es mich um allen Schlaf brachte. Das Badewasser aber ist himmlisch klar und mild, mild wie kein andres. Seine Bestandteile sind eigentlich noch gar nicht erkannt und erklärt, allein es löst die Schmerzen und hebt die gesunkenen Lebenskräfte. Man sieht und hört von den wunderbarsten Wirkungen.

Nun leben Sie wohl, liebster teurester Freund. Grüßen Sie mir die geliebte Mutter und Frau. Gott segne Sie alle und die Kinder, und lassen Sie bald mich von Ihnen und Ihren neuen Sorgen hören. Adelheid und Karoline grüßen Sie. Welche Liebe erfahre ich von beiden! Wie viel Herzensfreude ist mir auch in schrecklichsten Leiden geworden!

33. Tegel, den 9. Okt. 1826.

Ich bin seit dem 24. September wieder hier bei den Meinen, teurester Freund, ich fand zwei liebe Briefe von Ihnen, die die schnellste Beantwortung verdient hätten, aber meine Zeit war so besetzt, daß ich es nicht vermochte. Seit acht Tagen ist Alexander, mein Schwager, aus Paris zu uns gekommen, und halb Berlin strömt her, um ihn zu sehen. Sie haben, hoff' ich, ein Briefchen von mir aus Gastein erhalten . . . . . damit hab ich mich all' diese Tage beschwichtigt und mir gesagt, daß Sie wüßten, wie es mir gegangen ist.

Den 9. September verließen wir das Wildbad Gastein. Wir blieben einen Tag in Salzburg, um das schöne Eigen — ein wahrhaft paradiesisches Landhaus des Fürsten Schwarzenberg, zu sehen, drei Tage in München, wo ich viel Schönes sah und wiedersah . . . . . in Gera

hatte ich mir mit der armen Wolzogen ein Rendezvous gegeben. Sie kam von Jena aus hin, mit der jüngsten, nun vater- und mutterlosen Waise, Emilie Schiller, und wir hatten einen süßen, trüben, tränenvollen Tag zusammen. Der gehaltene Schmerz hat etwas unendlich Ernstes und Großes, und nie habe ich einen gehalteneren gesehen, als den meiner armen Freundin. Er ist gleichsam das Element geworden, in dem ihr Leben sich bewegt, doch ist es noch ein Leben, denn alles Tiefe und Innige des Herzens, alles Hohe des Geistes, jede Beförderung an Erkenntnis und Wissenschaft bewegt sich noch darin.

Ich habe das mit wahrer Ehrfurcht betrachtet. Dabei hat ihre Gesundheit sich trotz der furchtbaren Stürme, die sie ausgehalten, erhalten, ich fand sie wenig oder nicht verändert seit 1819, wo ich sie zuletzt sah. Sie wird, glaube ich, das hohe Alter ihrer Mutter erreichen, o wie muß ich Gott danken, daß ihr das innere Leben erhalten ward! Sie sagte mir auch, ich sollte Sie von ihr grüßen.

Hier sah ich die Herz, die ein gleiches tut. Meine Gesundheit hat sich durch Gastein einigermaßen erholt, die Meinen finden, daß ich ganz mein Gesicht und meine Mienen wieder hätte, ich selbst finde mich viel besser, jedoch nicht so, daß ich mich durchaus kuriert glauben könnte, und es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß ich noch einmal werde hingehn müssen. Meine Hände sind ganz entschwollen und die Schmerzen in den Füßen, an denen ich so furchtbar gelitten, auf einen sehr bedeutenden Grad vermindert. Nur eine große Schwäche kann ich nicht überwinden, und alles, auch die Freude, auch ein interessantes Gespräch greift mich mehr an, als es sein sollte.

Künftige Woche geht hier alles auseinander, die liebe Adelheid mit ihrem Mann nach Schlesien, Theodor, seine Frau und das Engelskind Wilhelm nach Ottmachau, wir und Gabriele mit ihren 3 kleinen Mädchen in die Stadt. Die älteste ist liebreicher und herzlicher geworden, die zweite war es schon von Natur mehr, die dritte ist ein rundes dickes Kindchen von bald acht Monaten. Bülow ist seit beinah sechs Wochen auf einer Dienstreise, und Gabriele und die Kinder fand ich in Trauer um seinen Vater, einen liebenswürdigen Greis von einundachtzig Jahren, der während Bülows Abwesenheit sanft entschlafen ist. Ich hatte in

Gastein und auf der Reise gar keine Briefe gehabt, seit dem 14. August wußte ich nicht, wie es um die Meinigen stand.

Es war eine große Freude, wie wir' uns hier wiederfanden. Ich war in der Avenue aus dem Wagen gestiegen (man erwartete mich nur unbestimmt, vielleicht erst zwei Tage später), ich ließ den Wagen langsam nachfahren und den Postillon blasen. Da sah ich, wie sie alle herausgestürzt kamen, groß und klein, und auch meine Leute, und alles rief: „Die Mutter kommt!" und alle liefen mir mit Freude und Tränen entgegen. Ein seliger Moment!

Nun aber genug von mir. Glück wünschen muß ich Ihnen geliebter, teurer Freund, und das ganze Herz strömt mir über davon, zu der glücklichen Entbindung Ihrer teuren Frau und der Geburt eines Söhnchens. Gott segne Mutter und Kind, ich weiß gar nichts Besseres zu wünschen. Aber ganz habe ich's mit empfunden mit Ihnen, daß Sie nicht gegenwärtig sein konnten in dem bangen und entscheidenden Moment.[1]) Welch eine Beruhigung und Trost war Dir da die Gegenwart der liebsten Mutter. Umarmen Sie diese für mich, sagen Sie Ihrer Karoline das Freundlichste von mir . . . . . Humboldt und all die Meinigen grüßen Sie.

Also sahen Sie die Brun? und ich erkannte selbige an der Schilderung. — Dennoch hätt' ich sie sehr gern auch wiedergesehen. Kein Mensch ändert sich eigentlich, das hab ich längst weg; kann man nicht heraus aus der umgebenden Hülle, Schale, wie soll ich's nennen? Mit ihr, wenn ich sie je wiedersähe, käme eine Flut von Erinnerungen über mich, — sie kommen mir auch so — und doch — ach man ist und bleibt ein Kind, ich hätte die Brun für mein Leben gern wiedergesehen.

Mit Ihrer Gesundheit bin ich aber gar nicht zufrieden. Diese ewigen Kopfschmerzen, diese unaufhörlichen Neckereien von Rheumatismen. Wenn ich geduldig bin und ergeben, so steht's mir an, man muß mit Leben und Gesundheit abzuschließen wissen, und ich bin ja viel älter wie Sie; — aber Sie, Sie müssen sich doch recht verständig und sorgsam behandeln, um dies alles los zu werden. Haben Sie denn einen guten Arzt in Oldenburg? Ich weiß recht gut, daß ein Arzt

[1]) Vergl. in der Einleitung die Briefstelle, wo Rennenkampff von den Empfindungen spricht, mit denen er die Nachricht der Geburt des Sohnes Fritz in Wiesbaden empfing. S. 64.

nicht Wunder tun kann, allein der richtige Blick im Arzt über den Kranken ist wirklich etwas Großes. Wenn Rust z. B. jetzt bloß auf meine rheumatischen gichtischen großen Beschwerden gesehen hätte, ich weiß nicht, wie es geworden wäre. Andre werden Dir sagen, wie krank ich war, eigentlich hielten sie mich für aufgegeben, und es war ein schneller und genievoller Entschluß von Rust, mich ein Bad gebrauchen zu lassen, was für Gicht nicht eben so berühmt ist, für die Erweckung gesunkener Lebenskräfte aber einzig scheint. Neuer Besuch, der eben gekommen, hindert mich fortzufahren. Teurer Freund, nehmen Sie mit diesen Zeilen heut so vorlieb. Ewig Ihre K. H.

34. Berlin, den 18. Nov. 1826.

Ich habe Ihnen, mein teurer Freund, im Anfang September oder in den letzten Tagen des August von Gastein aus geschrieben und nach meiner Zurückkunft von Tegel aus im Oktober, aber wie liebe Briefe ich auch damals in Tegel von Ihnen fand, so sehn' ich mich nach einem frischeren Brief, denn damals waren Sie noch nicht zu den teuren Ihrigen zurückgekehrt, hatten Ihre Mutter, ihre geliebte Karoline, die Kinder und das jüngst geborene Knäbchen noch nicht an Ihr Herz gedrückt. Ach, der Himmel möge Sie alle, alle in dem erfreulichsten Wohlsein haben finden lassen!! Sagen Sie es mir bald!!

Wir sind seit dem November wieder in die Stadt gezogen. Alexander, mein Schwager, ist hier, und wir genossen ihn zu wenig auf dem Lande, denn alle Welt will ihn haben. Erstaunenswürdig ist die Kraft, mit der er das verschiedenartigste Treiben der großen Welt und der Gelehrten aushält.

Meine Gesundheit erhält sich leidlich, nur daß ich nicht zu Kräften in den Füßen kommen kann, so daß ich beinah auf jede Bewegung jetzt im Winter Verzicht leisten muß.

Ich suche eine Gelegenheit, Ihnen eine Abhandlung Humboldts über ein indisches Gedicht zu schicken, was teilweise Übersetzung des Gedichts mit enthält, von dem ich mir sage, daß es Sie tief ansprechen muß. Eine Großheit, Klarheit und Einfachheit ist in diesen Ansichten jener jugendlichen Welt, daß ich ganz davon ergriffen bin.[1]) Die

[1]) Gemeint ist wohl gewiß die Abhandlung über die Bhagavad-Gita, Bonn 1826 in August Wilhelm Schlegels Indischer Bibliothek, Bd. 2, erschienen, in den Werken wieder abgedruckt.

frühere Abhandlung kann ich leider nicht mehr schaffen, es hängt dies mit einer langweiligen Einrichtung bei der Akademie zusammen, nach deren Statuten eine Abhandlung, die in den Jahrbüchern der Akademie aufgenommen ist, nicht nachher einzeln gedruckt werden darf. Aber der Brun will ich's noch einmal schreiben, sie Ihnen zu schicken, der ich sie in Abschrift sandte. Bülow war in Kopenhagen, die Brun wurde zurückerwartet, er aber sah nur die Pauli. Sagen Sie Ihren Geliebten das Innigste von mir.

Humboldt und Karoline grüßen. Ewig die Ihrige.

(Ohne Unterschrift.)

35. Berlin, den 6. Februar 1827.

Wahrlich nicht, um ein Paroli auf Ihr langes Schweigen zu machen, teuerster Freund, habe auch ich länger geschwiegen, ich weiß eigentlich keine Ursache davon anzugeben, als allein die, daß ich überall weniger tue, weniger beschaffen kann, als ehemals. Wenn ich auch nicht immer wohl war, so war ich doch im ganzen sehr leidlich für den ernstmeinenden Winter, den wir haben; die Gicht verhält sich mit Schmerzen sehr ruhig und scheint zufrieden, mich an Kräften ungefähr auf Null heruntergebracht zu haben. Diese große Schwäche in den Knien abgerechnet und hier und da ein recht kranker Tag durch den bösen Brustkrampf, geht es ziemlich, und wenn ich meinen vorjährigen Zustand bedenke, muß ich sagen gut.

Mein Arzt sagt, ich müsse noch einmal nach Gastein, und mein Mann will mich diesesmal begleiten. Wohl richtig ist es, daß die Wirkung dieses Bades in vorigem Jahre etwas Wundervolles für mich gehabt hat. Ach apropos, ich lernte dort eine Familie v. Ranzau kennen .....

Alles, was Sie mir, geliebter Freund, von den Ihrigen schreiben, ist so schön und erfreulich, daß man nur wünschen kann, daß es ferner so fortgehe. Und warum sollt' es nicht? Ihre Frau ist jung und gesund, die Kinder werden in lieblicher Entwicklung vorschreiten, und eine reiche Ernte segenverheißender Früchte blüht Ihnen entgegen. Auch meiner Gabriele Kinder fangen an, sich auf erfreuliche Weise zu entwickeln. Die Älteste scheint ungemein viel Anlagen und ein wirklich ungeheures Gedächtnis zu haben, die zweite ein gar sanftes und zartes Kindchen, die Kleine ist bloß nur noch dick und gesund. Mit der älteren,

die im Januar fünf Jahre alt geworden, hat man einigen Elementar-Unterricht begonnen. Ich halte es für sehr früh.

Ich habe noch keine Gelegenheit gefunden, Ihnen, mein Teurer, die Abhandlung Humboldts zu schicken. Bei der Brun habe ich die ihr damals in einer Abschrift mitgeteilte „Über das Studium der Geschichte" in Erinnerung gebracht. Ich kann sie nicht ersetzen. Die Brun schreibt mir, sie glaube, sie einem Reisenden mitgegeben zu haben. Ich fürchte, sie hat sie verloren, was mir recht leid tut. Die arme Frau scheint aber immer noch gewaltig zu leiden. Auch Guste, Ihre Schwägerin, soll ja so sehr krank gewesen sein und all' ihre schönen Haare eingebüßt haben.

Ich bemerke eben eine Frage in Ihrem Briefe, ob ich meine, daß eine elementar geographische Kenntnis der Erdoberfläche vor aller geschichtlichen nicht vorangehn müsse? Ich meine ja. Es ist dies ein Bild, was sich dem Kinde einprägt, und ich würde gleich am liebsten einen Globus dazu nehmen, und was nachher dem Menschen darauf begegnet, das mein ich, ist das Zweite.

Die Herz kommt heute abend zu mir, sie bleibt recht gesund und tätig, obgleich nicht mehr jung. Sie grüßt Sie und Ihre Mutter, die ich mit Liebe umarme, immer recht herzlich. Ich habe Autenrieths Schrift, die Sie mir empfehlen, mit großem Interesse gelesen. — Alexander kommt im Mai hierher zurück und bleibt dann hier bis auf ein oder zwei Monate, die er noch in Paris wegen der Herausgabe seiner Werke jährlich, wenigstens in den nächsten Jahren bleiben muß.

Die große Entwicklung der Menschheit, die wir erleben und die unter großen Widersprüchen und scheinbarer Verwirrung sich mehr und mehr gestaltet, beschäftigt Sie gewiß im Ganzen? Nicht wahr? Mit Pfuel, dem General, den Sie ja auch kennen, kann man viel darüber sprechen. Seine Ansichten haben immer etwas Großes, Weltgeschichtliches.[1])

[1]) Adolf v. Pfuel, preußischer General der Infanterie, 1779—1866, aus sehr alter brandenburgischer Familie, infolge der Kapitulation, die Blücher 1806 in Lübeck abschließen mußte, gefangen, 1809 auf der Seite des großen Kampfes, den damals Österreich führte, in Prag in nahem Verkehr mit dem Freiherrn vom Stein, dann im russischen Dienste 1812, wobei er sich mannigfache Verdienste erwarb, ebenso in den großen Befreiungskämpfen; in der Friedenszeit war er zuerst Lehrer an der Kriegsschule, dann bekam er nacheinander verschiedene Kommandostellen, namentlich wurde er der beliebte Gouverneur von Neuenburg. 1848 war er eine Zeitlang

Zum 10. Februar empfangen Sie, geliebter Freund, meine innigsten Glückwünsche. Ich möchte Ihnen wie mir zurufen:

„Getrost — das Leben schreitet
zum ew'gen Leben hin."

Gott segne Sie in dem Liebsten, was Sie haben. Mein Herz ist bei Ihnen. Meine Karoline grüßt Sie und Humboldt. Umarmen Sie die Ihrigen von Ihrer K. H.

36. Berlin, den 27. März 1827.

Wie es gekommen, daß ich auf Ihren lieben Brief vom 17. v. M. so spät antworte, frage ich mich selbst, mein teurer Freund. Vielleicht haben Sie die Antwort in öffentlichen Blättern gelesen — vielleicht aber auch sie übersehen. Bülow ist zum diesseitigen Gesandten in England ernannt worden, der Tod des Fürsten Hatzfeldt in Wien gab die Veranlassung zu einem Wechsel in den Gesandtenstellen, schon lange war in Bülows Dienstverhältnissen eine Veränderung der Art vorauszusehen, und sie konnte ihm nicht entstehen, wenn er sie irgend selbst betrieb. Bisher nun ließ er es so ziemlich flau hingehen, aber bei den diesmal eintretenden Verhältnissen regte sich seine Liebe und Bekanntschaft zu und mit England, und so entschied sich denn auch sein Ruf dahin auf eine unglaubliche schnelle Art. Liebster Freund, mein Mann und ich, wir konnten nichts dagegen tun; wie könnten wir einen in seiner Laufbahn hindern wollen? Er dient gern und gut, er ist jung, von heitrer Lebensansicht und muß, was man so nennt, seinen Weg machen.

Die, die am Ziele stehen oder nahe daran, können und dürfen jene nicht hemmen und aufhalten — ach lieber Alexander, diese Veränderung, diese Trennung von meiner geliebten Tochter ist aber für mich das Bitterste, was mir in der Lebensepoche, in der ich stehe, begegnen konnte. Gleichsam abgestreift von duftender Blüte erscheint mir die Zukunft.

Minister, nahm aber seinen Abschied; im Ruhestande lebend, hatte er noch lebendige Teilnahme für die Entwicklung des modernen Italien. Besonderes Verdienst hat er sich um die Entwicklung der Militär-Schwimmanstalten, aber überhaupt um das Emporkommen solcher Anstalten erworben; er war ein bedeutender Militärschriftsteller und eine Persönlichkeit von umfassender Bildung und eigenartig. Übrigens habe ich seine Persönlichkeit noch nicht eingehender studieren können. Das Obige nach dem Artikel in der Allg. Deutschen Biographie.

Dazu zerreißt mich der tiefe Schmerz meiner lieben Karoline, und Gabrielens eigener, und ich muß mir noch Gewalt antun, ihnen nicht zu zeigen, wie tief ich leide. Gabriele ist so ganz mit ihrem innigen stillen Sinn auf die Ruhe, den Frieden und die Freuden einer häuslichen Existenz gerichtet, sie liebt schon hier nicht den trouble der großen Gesellschaften; wie entfernt ist sie daher von jener ihr durch Sprache und Sitten nun noch viel fremderen Welt. Sie liebt nicht, ihre Kinder fremder Pflege anzuvertrauen, und doch wird sie es nun müssen. — Sie wird wohl einmal wiederkommen — aber wird sie da ihre Mutter noch finden? Den Gedanken spricht sie nicht aus, aber ich sehe ihre Sorge abgespiegelt in den süßen tiefen Augen. Sie ist ein Wesen von wunderbarer Tiefe. Seitdem das alles sich so gefügt hat, sehe ich sie blaß und mager werden, und doch gibt sie sich so viel Mühe, daß Bülow ihren Kummer nicht ganz merken soll.

Bülow sollte erst im Herbst auf seinen Posten gehen, nun aber wünscht sein Minister, daß er schon jetzt abgehe, weil eben in England ein Geschäft abgemacht wird, bei dem es ihm lieber ist, daß der angehende Gesandte es besorge, als der abgehende. So reist er denn schon Sonnabend ab. Sie und die Kinder gehen mit uns nach Tegel, er hofft in drei Monaten wiederzukommen, um seine Erbschaftsangelegenheit mit seinen Geschwistern auseinander zu setzen. Wird er dann im Herbst Gabriele mitnehmen? Wird das zu besorgende Geschäft in England ihn länger jetzt dort aufhalten usw.? — alles das liegt im Zweifel. Aber daß ich noch einmal nach dem Wildbade Gastein muß, das scheint außer Zweifel, und ach, das raubt mir nun von der vielleicht nur noch so knapp zugemessenen Zeit mit meiner lieben Gabriele wohl noch sechs bis sieben Wochen!

Wie kommen Sie auf die Frage, ob mein Mann wieder ins Ministerium tritt? Vielleicht, weil es Ihnen zugekommen, daß im Spätherbst der König und zweimal der Kronprinz mit seiner Gemahlin und einige andere Personen der K. Familie geruhten, bei uns in Tegel zu speisen? Oder weil Alexanders Ziehen nach Berlin Sie auf den Gedanken einer Veränderung in Humboldts Lage gebracht hat? Letzteres aber hat gar keinen Bezug auf Humboldts Verhältnisse und ersteres auch nicht. Der König, darf ich sagen, hat immer sehr gnädige Gesinnungen gegen Humboldt geäußert, seine Entlassung

im Jahre 1820 oder vielmehr Suspension seiner Dienstverhältnisse (denn das waren die Ausdrücke, deren sich die Kabinettsordre bediente) hing mit ganz persönlichen Verhältnissen mit dem Fürsten Hardenberg zusammen.

Humboldt hätte sich seitdem Mouvements um Wiederanstellung geben können, allein er ist ganz entfernt davon. Damals 1820 sah ich seine Entlassung mit Schmerz, weil ich mein Vaterland liebe und niemand mehr wie ich den **reinen Willen** kennen konnte, den er hat, ihm zu dienen und alles wahrhaft Gute und Große zu befördern.

Aber, so rüstig Humboldt auch noch ist, kann ich mir doch nicht verhehlen, daß seine Gesundheit doch seit drei Jahren mehr Rücksichten bedarf, und daß besonders seine Augen auf eine sehr beunruhigende Weise abgenommen haben. Er wird im Juni d. J. sechzig Jahre alt. Ein Zurücktreten ins Ministerium und wenn er einen solchen Ruf annähme, ein Vorstehen den Geschäften, wie er ihnen vorsteht, würde er nicht mehr drei Jahre aushalten, nämlich wegen der Augen. Denken Sie, ob ich es wünschen kann!

Humboldt ist wirklich ein seltner und vortrefflicher Mensch. Große, ernste und so milde Gerechtigkeit macht einen Hauptzug in seinem Wesen, dann diese Entfernung von allem Effektmachenden, mit einem Wort, von aller Eitelkeit; so weit irgend ein Mensch frei von ihr sein kann, ist er es.

Mit Alexander ist es schon anders. Seine Eitelkeit ist liebenswürdig, wohltuend, hilfreich, brillant, aber sie bleibt nie aus. Er wird hier gar nichts, bekleidet keine Stelle. Der König ist sehr gnädig gegen ihn gesinnt und wird ihn wohl viel in den Stunden, die er der Gesellschaft schenkt, um sich haben — sonst wird Alexander seinen Studien leben. Wie man zuletzt an allem ermüdet, worin nicht Liebe ist, so ist Alexander endlich auch an dem Ganzen des Pariser Lebens ermüdet, er hofft einige Muße mehr hier zu gewinnen, wird aber, der Herausgabe seiner Werke wegen, die ersten Jahre einige Monate in Paris sein müssen. Er kommt im Mai, und wir haben bereits eine Wohnung für ihn genommen.

Sie wollen mich wohl aufziehen, mein teurer Freund, wenn Sie mich auffordern, Ihnen „von der großen Entwicklung der Menschheit" zu reden, „die wir erleben". — Zwar war es vielleicht ein unrichtiger

Ausdruck, wenn ich mit einer Art Gewicht schrieb, „die wir erleben", denn freilich erlebte sie ein jeder. Denn was ist alle Weltgeschichte anders als Entwicklung der Menschheit. Aber ein Menschenleben fällt in eine Zeit, wo eben eine reichere Saat aufgeht oder eine reichere geerntet wird. Beides geht immer zusammen, und da dünkt mich doch, hätten wir ungeheure Dinge erlebt, wir, die leben und eine klare Erinnerung der letzten vierzig Jahre haben. Die haben Sie nun wohl nicht, da Sie mehrere Jahre jünger sind wie ich, aber Sie gehen, dünkt mich, einer eben, wo nicht noch tatenreichern Zeit entgegen. Bedenken Sie nur, was alles geschehen ist seit dem letzten Frieden von Paris, und was sich in Amerika begeben und begeben wird.

Wie süß muß Ihr Leben sein, wie behaglich und traulich in dem Kreise der Geliebten. Wie fühle ich's, die ich so still fröhlich in einem ähnlichen bin. Ja Pfuel war oft bei mir, zuzeiten täglich, oft ganz allein mit den Meinen, zuweilen in größeren Gesellschaften, immer liebenswürdig, teilnehmend, bewegt von dem Individuellen und von dem Allgemeinen. Er grüßt Sie aufs freundlichste und ist nun schon wieder seit vierzehn Tagen nach seiner jetzigen Garnison — Magdeburg, wo er weniger gesellige Anklänge findet.

Mein hiesiger Salon ist auch grün, so ein gewisses mattes Grün, auf dem Bilder sich gut ausnehmen. Er hat drei Fenster nach der Straße und liegt gegen Mittag, grade dem Säulenturm der französischen Kirche auf dem Gensdarmenmarkt gegenüber. Sie erinnern sich vielleicht. Das Haus hat sechs und sechs Fenster Front und mitten einen Balkon. Die Eingangstür meines Salons ist dem Sofa gegenüber; zwischen der Eingangstür und dem Ofen hängt eine schöne Kopie des herrlichen Bildes von Rafael aus seiner früheren Zeit, die Krönung der Maria. Sie müssen es in Paris anno 1809 gesehen haben. Die Franzosen hatten es aus Perugia mitgenommen, und 1815 ist es zurückgegeben worden. Unten steht der leere Sarkophag, aus dem Rosen und Lilien sprießen. Die Apostel stehen um das Grab, Thomas in der Mitte ungefähr, hebt den zurückgebliebenen Gürtel der Jungfrau aus dem Grabe und blickt nach oben. Jakobus, der jüngere, und Johannes, der Evangelist, stehen an den äußeren Seiten am meisten im Vordergrund und sehen wie entzückt nach oben, die anderen Apostel sind verschieden gruppiert. Petrus mit den Schlüsseln, Paulus

mit dem Schwert, alles vortreffliche Köpfe. Oben wird die demütige Mutter gekrönt, und schöne Engel feiern ihre Herrlichkeit mit himmlischer Musik. Die Kopie ist sehr schön geraten von einem Mecklenburger namens Eggers.

Die schönen Bilder von Schick, die Porträts meiner Töchter aus den Jahren 1807 und 1809 und zwischen ihnen ein vortrefflich Bild von Professor Wach von meiner Schwiegertochter, hängen auf der Wand den Fenstern gegenüber. Über dem Sofa hängen einige alte Bilder und einige Kopien, die ich das letztemal habe machen lassen, daß ich in Rom und Florenz war. Unter letzteren zeichnet sich ganz besonders die Erscheinung des Propheten Ezechiel aus, die von Rafael im Palast Pitti hängt und die Sie auch in Paris werden gesehen haben. Sie ist von Professor Wach und ein wahres Meisterwerk. Der vorige Großherzog von Toskana ließ, nachdem er diese Kopie gesehen hatte, das Original mit eisernen Klammern in der Mauer befestigen aus Besorgnis, es könne ihm entwendet werden, nämlich, äußerte er, man könne ihm die Kopie hinhängen und das Original mitnehmen.

Den 29.

Sie haben mir ein sehr liebes Buch geschickt, für das ich Ihnen herzlich danke, teurer Alexander. Ich habe es mit ganz besonderer Freude und Interesse gelesen, da ich Sie so oft, Ihre eigentümliche Ansicht wiedergefunden, mich auch mehrerer kleiner Züge erinnert, die Sie mir mündlich erzählt hatten, — daraus entspinnen sich denn andre Erinnerungen, und man versinkt in eine Welt von Gedanken.

Die Erzählungen des Livländischen Lebens haben mir ganz besonders gefallen, aber wer ist denn der Fritz Holm? — Ich kann mich gar keiner solchen Gestalt erinnern. Sie lachen mich vielleicht aus, aber ich denke, das Kapitel muß zum Motto haben „Dichtung und Wahrheit?“ Es kommt mir auch zuweilen vor, daß Sie ihm manches beilegen, was Ihnen selbst begegnet ist.

Die Reise nach dem großen Emissär ist sehr, sehr schön, anmutig, originell und leicht beschrieben — wie wunderbar trifft einen manchmal ein Wort, ein Name. So mir mit dem Kanonikus Sabbi in Tivoli. Wir wohnten 1805 in dem Hause seiner Mutter. Man mußte sich entsetzlich vor dem Schwätzer hüten, den man gar nicht wieder aus dem Zimmer los werden konnte. Humboldt fing, nachdem er dies er-

probt hatte, meist seine Konversation nach einigen Minuten mit ihm immer so an „Dunque Signor Canonico vediamo cosi“. Und mit diesen Worten verband er ein Manöver, was immer nach der Ausgangstür zu leitete.

Niemeiers Deportationsbuch ist mir nie zu Augen gekommen.[1]) Der gute Mann ist jetzt hier, um, ich weiß nicht was, sich auszuwirken — künftigen Monat ist sein 50jähriges Dienstjubiläum. — Er war immer kleinlich. Ich kenne ihn seit meiner frühesten Kindheit und kann's nicht vergessen, wie beleidigt er einmal war, wie ich, ein ganz grünes Ding von zwölf oder dreizehn Jahren, begeistert von einem Gedicht Schillers sprach, das zu meiner Kenntnis gekommen war. Er kam alljährig zu uns nach Burgörner, und wir kamen auch wohl im Sommer einmal nach Halle. Da traf sich's denn einmal, daß des seligen Wolfs — des Philologen — Frau Kirschkuchen auf Niemeiers Homer gebacken hatte. Wolf hatte ihr das Buch als Makulatur überlassen. Und der Kirschkuchen wurde am Tisch herumgegeben, an dem er saß. Da schnitt er ein bitteres Gesicht.

Schlabrendorf, unser lieber, armer alter Schlabrendorf, ist in einer kleinen Anstalt, wo man Kranke aufnimmt, gestorben. Das ist wahr, Ölsner, der treu an Schlabrendorf bis zuletzt hing, ließ Spurzheim rufen, wie er ganz hinfällig ward und beinah ohne Besinnung. Spurzheim fand ihn ohne Bedienung und Pflege, wie sie unerläßlich war, er ließ ihn nach einer solchen Anstalt bringen, ließ ihn baden und in reine Wäsche kleiden und in ein gutes Bett legen. Schlabrendorf aber ertrug den Reiz des Bades in dem Zustande äußerster Schwäche nicht mehr, und man glaubt, daß sein Tod dadurch noch etwas schneller erfolgt sei.

Ein Testament fand sich nicht — die Kinder seiner Geschwister wollten die sehr bedeutende Erbschaft — zirka eine halbe Million — in Anspruch nehmen, — da entdeckte sich nach einiger Zeit ein Testament, was er vor einigen vierzig Jahren in einer kleinen Stadt in Westfalen — mich dünkt Bentheim — gemacht und niedergelegt hatte. Nach diesem soll sein

---

[1]) Gemeint ist wohl das Buch: „Beobachtungen auf einer Deportationsreise nach Frankreich 1807 nebst Erinnerungen an denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen in den letzten fünfzig Jahren“ von Dr. August Hermann Niemeyer. I. Hälfte, Halle 1824.

Vermögen zu wohltätigen Zwecken verwendet werden. So viel ich weiß, schwebt noch ein Prozeß über der Erbschaftsangelegenheit. Ach, wie beherzige ich das Wort, was Sie über diesen einzigen Menschen sagen. Doch hier will ich abbrechen. Heute ist der Brief gar zu lang geworden. Verzeihen Sie es mir. Ich umarme Ihre verehrte Mutter und Karolinen. Gott lasse es Ihnen allen wohlergehen.

(Ohne Unterschrift.)

37. Tegel, 25. Juni 1827.

Ich weiß nicht, wie ich zwei so liebe Briefe wie die Ihrigen, teuerster Freund, so lange unbeantwortet lassen konnte. Ich kann Ihnen nur das sagen, daß ich mich dennoch unbeschreiblich mit Ihnen beschäftigte. Das Bild Ihrer schönen beglückenden Häuslichkeit schwebte mir ewig vor der Seele und — füllen Sie selbst den Gedankenstrich.

Den ganzen April und bis zum 3. Mai war Stein bei uns in Berlin. Er ward viel in Anspruch genommen, von Hohen und Niedern, doch sahen wir ihn viel. Wir fuhren auch mit ihm, mit Pfuel und Therese hierher und verlebten hier einen schönen Tag mit ihm. Die Reise nach Italien, die er noch in so späten Jahren gemacht hat, hat in dem lieben trefflichen Alten noch so viel Lust und Liebe und Genuß an der Kunst entwickelt.

Das nette Haus, in dem kein Winkel ist, in dem jeder, auch der kleinste Raum verständig benutzt ist, interessierte ihn, auch außer den wenigen aber gewählten Kunstsachen, die Humboldt hier aufgestellt hat.

Welchen schönen beruhigenden Eindruck gewährt einem doch Stein, welche Ruhe, welche Milde und Klarheit hat das Alter in ihm entwickelt, und immer bei festbestehender Stärke.

Wir sprachen von Ihnen, und er trug mir die besten Grüße für Sie auf und ebenso Pfuel.

Eine große Freude macht ihm die Verlobung Thereſens mit ihrem Vetter, dem Grafen Kielmannsegg in Hannover. Es soll ein liebenswürdiger und vielfach gebildeter junger Mann sein. Gewiß weiß ich's nicht, aber ich vermute, daß, wenigstens in einiger Zeit, dies junge Paar zu ihm ziehen wird. Wie sehr liebt er diese Tochter! seine Augen — ach leider muß ich eigentlich sagen, sein Auge (denn das eine, das rechte, ist ihm ganz geschlossen) leuchtet vor innerer Liebe

und Bewegung, wenn er sie ansieht. Er ist jetzt in Nassau, und die ältere Tochter sollte dorthin zu einem Besuche kommen.

Im ganzen war Stein mit Berlin zufrieden. Ich weiß nicht eigentlich warum, aber es hat mich doch gefreut, daß er mehr Ernst und ein merkliches Vorschreiten andeutete gefunden zu haben. Möge Gott ihn noch lang erhalten.

Mit Humboldt ist er auf einem gar hübschen Fuß. Sie necken sich zwar, oder es sieht so aus, aber das sind nur so die Flittern des Gesprächs, und im Scherz fühlt man immer und immer den milden und doch unbestechlichen Ernst beider Gemüter. Doch ich muß davon aufhören zu schreiben, denn es führte mich für einen Brief zu weit.

Mein teurester Alexander, ich hoffe, Ihre geliebte, von mir so innig verehrte Mutter ist längst ganz hergestellt? Aber bei dem hohen Wasser, was durch den vielen Schnee überall gestanden hat, bin ich doch einigermaßen in Sorgen, daß Wechselfieber auch in Ihrer Familie eingerissen sein könnten. Hier hatten wir unter unsren Hausgenossen allein fünf, die davon befallen waren, zum Glück einen nach dem andern, denn es betraf grade die unentbehrlichsten Personen in einer großen Haushaltung. Ich ließ mir eine Vorschrift von einem Arzt aus Berlin kommen und habe bei allen fünf die Anwendung der Mittel mit dem besten Erfolg geleitet. Möchte doch nichts dergleichen bei Ihnen vorgefallen sein! Ich habe in meinem Leben kein Wechselfieber gehabt und kann überhaupt nicht genug sagen, wie leidlich wohl ich nach dem furchtbar kranken Jahr 1826 war und bin. Einige starke Gichtschmerzen hatte ich dieser Tage, wo ein ungewöhnlicher Sturm aus Nordwest tobt, aber im ganzen ging es gut. Nur die Schwäche meiner Kniee (Nachhall der vorigen Krankheit) ist mir noch geblieben.

Wir reisen den 12. d. M. nach Gastein ab. Mein Arzt und Humboldt wollen es mir nicht erlassen. Humboldt und die treue Karoline begleiten mich. Ach wie lieb wäre es von Ihnen, wenn Sie mir noch einen Brief bis zum 12. zukommen ließen, und wären es auch nur wenige Zeilen. Gabriele geht indes mit ihren Kindern zu ihrer Schwester nach Schlesien und trifft dort mit der schwesterlich geliebten Mathilde zusammen. Bülow ist seit dem 30. März weg, und seitdem war viel Verlust und Unglück in seiner Familie. Das alles, — die Vorahndung der Trennung von uns hat meine geliebte

Gabriele so angegriffen, daß sie ganz blaß und mager davon geworden ist. Im September treffen wir, so Gott will, alle aus verschiedenen Direktionen wieder hier zusammen, auch Bülow wird wohl mit einem kurzen Urlaub herüberkommen. Gott gebe, daß er dann mir nicht meine süße Gabriele entführt. Einige Hoffnung habe ich, daß es bis zum Frühjahr ausgesetzt bleibt.

Haben Sie die neue Ausgabe, die letzte, die herauskommen wird, von Goethens Werken zu Gesicht bekommen, soweit sie erschienen ist? Was sagen Sie zu dem antik gehaltenen Stück der Helena?[1]) Sie kennen unstreitig die Legende, daß Faust, der alles von seinem dunklen Freunde, dem Mephistopheles, begehren durfte, den Besitz der Helena begehrt. Mir ist viel Widerwärtiges in dem traumartig gebildeten Stück. Mephistopheles kann nie eine poetische Person werden, in welcher Gestaltung er sich auch verhülle, aber einige ungemein schöne Stellen sind doch in dieser wunderbaren Dichtung. Die Beschreibung des gothischen Schlosses des Faust und der Eindruck, den der Reim auf die schönste der Frauen macht, sind sehr lieblich.

Werden Sie erraten, wer der Sohn, der holde Knabe ist, der eine goldne Frucht dieser Liebe ist? Goethe hat sich einen — einen Dichter — dabei bestimmt gedacht. Sinnen Sie einmal, ob er Ihnen nicht einfällt. Schon ist er hinübergegangen in das dunkle Land, in das Jenseits, zu dem hier keine Brücke führt, aber gelesen haben Sie unstreitig viel von ihm, und wahr ist's wohl: Schönheit und das dunkle Grauen der Nacht vereinten sich in ihm und machten ihn zu einem tief geheimnisvollen Wesen.

Vollkommen, schön, tief, wahr, unbeschreiblich ergreifend, eben weil sie wahr und aus der wahrsten Empfindung in der Wirklichkeit geflossen ist, werden Sie die Elegie finden. Er las sie Humboldt vor vier Jahren vor, wo erst zwei Monate vorüber waren, seit er sie gemacht hatte, wo er an der Erinnerung des Gegenstandes vor Sehnsucht beinah starb. Da muß man denn wohl zu ihm selbst sagen, was er den Tasso sagen läßt: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide." Er war

[1]) Unter diesem Titel war 1827 dieses Fragment von Goethes II. Teil des Faust erschienen. Äußerungen von Wilhelm v. Humboldt bei Löper, Goethes Werke (Hempel), S. 13, XIX.

damals zweiundsiebzig Jahre alt! Das sind' ich eben göttlich, daß die Flamme nicht wie der Glanz der Jugend verlischt.

Einen unerwarteten Besuch haben wir hier ein paarmal im Mai gehabt. Denken Sie sich, Karl Brun aus Kopenhagen. Seit er damals Auguste in Rom holte, hatte ich ihn nicht wiedergesehen; es hat mir aber Freude gemacht. Er ist Ehemann, vielfältig Papa, was weiß ich. Alles das ist lieb und gut, was mich aber am meisten amüsiert hat, sind die dänischen Inflexionen der Stimme, die unbegreiflichen Ähnlichkeiten — neben viel Unähnlichkeiten, mit seiner Mutter. Guste muß jetzt in Sophienholm sein, aber allein.

Er war so gut, mir zu sagen, ich hätte mich kaum verändert seit achtzehn Jahren. Ich weiß das besser. Dabei fällt mir ein Spaß ein. Ich saß vor zwei Jahren in Burgörner einmal bei einem jungen Mann, den ich kurz nach meiner Heirat hatte kennen lernen und seitdem nicht wiedergesehen. Er schien sehr erfreut, er ist ein intimer Freund meines Schwagers Alexander, und unter andrem kam er auch damit heraus: „Ich sitze hier wie im Traum, daß es dreißig Jahre und drüber sind, wo ich Sie hier sah, und Sie sehen noch so aus wie damals." Ich konnte das Lachen nicht unterdrücken und sagte ihm: Sehen Sie, wenn das wahr wäre, so wäre es auch vor dreißig Jahren mit der Hübschheit nicht so weit her gewesen, als man es damals sagte. Es tat mir aber doch leid, daß ich so in meiner Lustigkeit geantwortet hatte, denn der liebe gute Mensch — er heißt Freinsleben (?), ein Sachse und jetzt hoher Offiziant beim Bergwesen in Freiberg — wurde ganz perplex und ist solch eine gute Seele. Verzeihung für die dummen Possen. Von Gastein aus kann man kaum mit Sicherheit schreiben. Eine unselige Posteneinrichtung. Ich umarme Karoline und die Kinder und küsse Mama die teuren Hände. Ich bitte um eine Zeile.

Auf der Seite mit der Adresse stehen noch folgende Worte:

Haben Sie die Geschichte von Venedig von Daru gelesen?[1])

[1]) Daru's Geschichte von Venedig ist jetzt als Buch, das bedenkliche Fälschungen und Entstellungen, besonders auch hinsichtlich der staatlichen Inquisition der Republik enthält, berüchtigt. Vergl. Zwiedenek-Südenhorst: „Venedig als Weltmacht und Weltstadt (Monographien zur Weltgeschichte)", S. 145. Daru war Napoleons Gesandter in Berlin nach dem Frieden von Tilsit, als welcher er dessen Befehle zur Mißhandlung Preußens grausam ausführte.

Stein empfahl es mir, es ist ein merkwürdig Buch durch die Schilderungen der großen Charaktere einer großen, obgleich oft rohen, furchtbar rohen Vorzeit.

Ich habe mit frommen Wünschen des 21. Juni gedacht. Ach, wüßten Sie wie.[1])

38. Tegel, den 14. Sept. 1827.

Ich bin seit dem 3. wieder hier, mein teuerster Freund, und es mahnte mich jede Stunde, Ihnen zu schreiben. Wir machten eine glückliche Hin- und Herreise, und ich gebrauchte Gastein zum zweiten Male mit nicht minderem Erfolge. Nur daß er nicht so sichtbar ist wie voriges Jahr, wo ich wirklich sterbend hinging. Von den Meinigen und überhaupt hatte ich nur einmal Briefe, diese lauteten gut, und ich kam voll Hoffnung zurück, meine Töchter Adelheid und Gabriele (Gabriele war, indes wir nach Gastein gegangen waren, zu ihrer Schwester nach Schlesien gereist) schon hier zu finden. Ach und bei meiner Ankunft mußte ich erfahren, daß schon sechs Tage, nachdem sie in Herrnstadt angelangt, die mittelste von Gabrielens Töchtern krank befallen war. Der Keuchhusten hatte sich nach einigen Tagen mehr und mehr ausgebildet, die ältere und die jüngere hatten ihn auch bekommen. Meine Schwiegertochter war mit ihrem einzigen Söhnchen eiligst abgereist, um das Kind keiner Ansteckung auszusetzen, und Gabrielens drei Kinder hatten nun aufs ernstlichste mit diesem Übel gekämpft. Doch die zweite und dritte der kleinen Mädchen hatten keine erschreckenden Zufälle dabei gehabt. Aber die älteste, bei der es wohl scheint, daß ein entzündlicher Zustand der Lungen hinzugekommen, war ohne Hoffnung der Genesung aufs Krankenbett geworfen. Meine Töchter sagen mir, daß ihr Atemholen wie das Kochen einer Teemaschine anzuhören war.

Nun, sie ist durchgekommen, und seit gestern sind die Kinder und die Enkelinnen wieder hier, aber wie verändert! Man kennt die sonst so blühenden Kinder kaum mehr, so blaß und mager sind sie geworden. Die Coqueluche ist auch noch nicht vorbei, besonders des Abends und des Nachts husten sie noch viel, allein alles ist doch ge-

[1]) Vielleicht ist das der Hochzeitstag Rennenkampffs gewesen.

mildert, und wenn nichts Neues hervorkommt, so darf man in einem Monat etwa darauf rechnen, daß alles gut sein wird. Denn diese fatale Krankheit, wenn es der echte Keuchhusten ist, wie es leider hier der Fall war, dauert neunzig bis hundert Tage, obgleich immer abnehmend. — Bis die Kinder kamen, bis ich die Mama Gabriele wiedergesehen, deren zarte Gesundheit mich bei dieser Fatigue mit den Kindern zittern machte, konnte ich mich nicht sammeln zum Schreiben. Ich hatte wie ein Fieber der Unruhe und Besorgnis.

Bülow kam eben mit einem Urlaub von London, um seine Familienangelegenheiten zu regulieren, fand einen Brief seiner Frau mit der Nachricht der höchsten Gefahr der ältesten Tochter. Er reiste nun Tag und Nacht zu ihnen und hat sie uns nun in einem zugemachten Wagen zurückgebracht. Sie hatte in einer Chaise die Hinreise gemacht.

Auf unsrer Reise waren wir im Juli fünf Tage in München. Was das Architektonische betrifft, so kann man sagen, es ist eine Stadt im Werden — denn ganze Straßen und Plätze entstehen auf einmal. Für die Kunst, insofern eine verständige Anordnung und Aufstellung großer und mannigfacher Sammlungen von Kunstwerken Unberechenbares wirken und in andern Großes erregen kann, muß man beistimmend sagen: „es gestaltet sich dort eine neue Welt". Der König war nicht da, er hat manche Stimmen im In- und Auslande gegen sich, allein wenn man auch nicht allem beipflichtet, gestehen muß man doch, er gibt einen hohen kostbaren Stoff seiner Nation und seinem Zeitalter hin, und es kann nicht ausbleiben, daß für die fernste Zukunft viel Großes vorbereitet wird.

Für die Wissenschaften, für die Gründung der Universität geschieht verhältnismäßig nicht so viel wie für die Kunst, doch ist zu hoffen, daß er auch das nicht außer acht lassen wird. Wenn er nur fünfzehn bis zwanzig Jahre regiert, so wird man erstaunen, was alles dort entstehen wird.

In Bayreuth war ich auf unsrer Reise hin und zurück und sogar das letzte Mal einen ganzen Tag. Die guten Ranzaus waren so erfreut, uns wiederzusehen und mich um so viel wohler. Den 21. September heiratet Klara Ranzau. Die jungen Castell habe ich auch gesehen. — Humboldt hat auch in Gastein gebadet und hat sich außer-

ordentlich dort in der Stille und Einsamkeit einer großartigen Natur gefallen.

Der Erzherzog Johann war wieder dort und unser nächster Zimmernachbar. Humboldt hat ihn oft gesprochen, ich doch einigemal, und man muß es gestehen, er besitzt in einem Grade, den ich noch nie bei einem Fürsten sah, eine tief menschliche Bildung und eine seltne Fülle eigner origineller Ideen und Ansichten. Von seinen Wissenschaften rede ich nicht. Es ist eine bekannte Sache, daß er im Fach der Naturwissenschaften wahrhaft gelehrt ist, aber seine Ansichten über Sprachen und ihr Eingreifen in den Charakter und Eigentümlichkeit der Völker haben mich in einem Fürsten wahrhaft frappiert.

Ich hoffe, mein teurester Freund, daß Sie ganz, ganz wohl sind, und bitte herzlich, daß Sie es mir recht bald sagen. Ihrer verehrten Mutter, der geliebten Frau meine innigsten, herzlichsten Grüße. Den teuren süßen Kindern einen Kuß. Gott bewahre die Lieben vor Keuchhusten.

Ich sende Ihnen ein paar kleine in Gastein entstandene Gedichte. Sie machen Ihnen wohl einen Augenblick Freude. Humboldt grüßt Sie, auch meine Töchter, vorzüglich Karoline. Ihre K. H.

Die weiße Alpenrose bringen die Jäger und Hüter bloß dem Mädchen, das sie lieben, von den höchsten Bergen zurück.

Der Fall der Ache bei Gastein und Lend.

Freudig wie der Held zum Siegen
Bricht er aus der Felsenschlucht;
Nimmer will die Kraft versiegen,
Schäumend seine Wogen fliegen
In des Tales tiefe Bucht.

Dort empfängt ihn stiller Frieden,
Nicht zurück mehr schlägt die Flut:
Doch schon ist der Glanz geschieden,
Der Momente nur hienieden
Krönt der Jugend rasche Glut.

Sag', wo ist der Kranz geblieben,
Der sich mit der Woge Schaum

Sohn des Lichtes, ſchien zu lieben?
Mußt' auch er denn ſchon verſtieben?
War es nur ſein Jugendtraum?

Schmucklos fließt er über Matten,
Nimmt des Tales Quellen auf,
Stürzt, ſich mit dem Strom zu gatten,
Durch der öden Felſen Schatten,
Und vollendet iſt ſein Lauf.

Die weiße Alpenroſe, Edelweiß genannt.

Wo die Felſen höher ſteigen,
Schroffer in das dunkle Blau,
Keine Blümlein mehr ſich neigen,
Perlend von des Himmels Tau,
Wo an ſchauervollen Gründen
Alles Leben ſcheint zu ſchwinden,

Einſam da auf ödem Pfade
Klimmt der Jäger kühn empor:
Von dem menſchlichen Geſtade
Schlägt kein Laut mehr an ſein Ohr,
Wolken ziehn zu ſeinen Füßen,
Dort ſieht er die Blume ſprießen.

Jene Blume — ew'ger Weihe,
Kecken Mutes Unterpfand,
Bild der Reinheit und der Treue,
Blüht ſie an des Abgrunds Rand,
Doch der Teuren Haupt zu ſchmücken,
Waget er, ſie abzupflücken.

Kehrt zurück mit ſtillem Hoffen
Zu dem heimatlichen Tal;
Dort iſt ihm der Himmel offen
In der lieben Augen Strahl.
Alles wird die Blume ſagen,
Seine Lieb' und ſeine Klagen.

39. Tegel, den 15. Okt. 1827.

Seit dem Anfang September bin ich zurück, mein teurer Freund, und schrieb Ihnen, sowie ich über das Leben meiner kleinen Enkelinnen beruhigt war, ich glaube, es war den 10. oder 12. September. Aber seitdem habe ich keine Kunde von Ihnen, geliebter Freund, und fange doch an, mich sehr zu ängstigen, daß irgend ein Unfall, eine Krankheit in Ihrer Familie schuld an diesem ungewöhnlichen Stillschweigen sei. O, ziehen Sie mich aus dieser Sorge und möchten Sie mir von Ihrer verehrten Mutter, von Ihrer geliebten Karoline und den süßen Kindern die besten und erfreulichsten Nachrichten geben können.

Für mich hat Gastein sich ein zweites Mal wunderbar bewährt. Meine Töchter Gabriele und Adelheid kamen mit Bülow, der nach Schlesien gereist war, sowie er den Zustand seiner Kinder erfahren hatte, in der Mitte September hierher zurück, und die Kinder haben sich seitdem so außerordentlich erholt, daß sie wahrscheinlich mit ihren Eltern in diesen Tagen nach Mecklenburg reisen werden, wohin Familienangelegenheiten ihn rufen. Adelheid ist schon wieder nach Hause, kommt aber um Weihnachten herum noch einmal zu uns. Bülow wird wohl um Neujahr wieder zurück auf seinen Posten gehen müssen und Gabriele ihm im Frühjahr mit den Kindern folgen. Teuerster Freund, was diese Trennung für mich sein wird, vermag ich Ihnen nicht zu sagen.

Sahen Sie nicht Graf Flemming bei uns 1817 in Frankfurt? Der so lange als Legationssekretär bei Humboldt war? Der ist nun auch schon hinüber. Er reiste von Neapel im September zu seinem Bruder, der Präsident in Westfalen ist, bekam dort ein Nervenfieber und starb in den ersten Tagen Oktober. Wir haben oft so viel über den Tod zusammen gesprochen, es lag bei großer Lebenslust eine so tiefe Wehmut in ihm, daß es sich gar hübsch mit ihm über Dinge sprechen ließ, über die man gewöhnlich nur mit sich selbst spricht.

Ach, überhaupt dieses Jahr 1827 hat viel, viel Menschen hinweggerafft, mit denen ich (und) die mir nahe sind, in Verbindung standen.

Küssen Sie Ihrer teuren Mutter für mich die Hand und Karolinen den Mund. Gott segne Sie mit der Gesundheit und dem fröhlichen Gedeihen Ihrer Kinder. Ich bitte um ein liebes Wort.

Karoline H.

40. Berlin, den 5. Dez. 1827.

Ich komme so spät dazu, Ihnen für Ihren lieben, lieben Brief vom 22. Oktober zu danken, und doch hat er mir so unendliche Freude gemacht, und in Gedanken habe ich immer gedankt und bin liebend mit Ihnen und den teuren Ihrigen beschäftigt gewesen. Wir kamen erst im Anfang November in die Stadt, und der Abgang eines Kammerdieners meines Mannes, der zehn Jahre im Hause war, und der in Dienste eines unserer Prinzen gekommen ist, was ihm eine lebenslängliche Versorgung verspricht, machte, daß mir manche häusliche Besorgungen zufielen, die sonst immer durch seine Hände gegangen waren. Dazu kamen manche andre Umstände, die zu langweilig zum Erzählen wären, vielleicht liegt's auch an mir, daß ich nicht mehr so rasch mit allem fertig werde wie sonst, genug, ich konnte wenig zum Schreiben kommen, obgleich ich alle Tage bei Licht aufstehe, was ich nie früher getan habe. Meine Gesundheit hält sich gut — wie sollt ich je genug für eine solche Wohltat Gott danken können — ich betrachte mich oft selbst wie ein Wunder, wenn ich meinen Zustand gegen den vor zwei Jahren betrachte. Gasteins schmerzlösende Quellen haben Unglaubliches an mir getan.

Die Kinder sind durch das furchtbare Übel des Hustens, alle, hoffe ich — durch, aber — sie husten noch in vermindertem Grade, aber sie husten, und Rust meint, ganz würde er sich durch den ganzen Winter hindurch nicht verlieren. Die älteste der drei kleinen Mädchen, Gabriele nach ihrer Mutter genannt, trinkt seit zwei Monaten Isländisch Moos als Nachkur, bei den beiden andren hat die Brust in dem Grade nicht gelitten. Die Kinder bleiben nun mit der Mutter noch bis zum 1. April, Bülow geht in diesen Tagen nach England zurück. Liebster Alexander, welche Trennung für mich! Ich mache mir jetzt weis, daß ich sie hinbringen will, daß ich London sehen will, meines geliebten Kindes Haus, wo sie bleibt, — ich bin vielleicht kindisch, aber ich kann mich über diese Trennung nicht fassen; und könnte ich's, so zerrisse mich immer aufs neue Karolinens Schmerz, die sich in den Gedanken dieser Trennung gar nicht finden kann. Etwa nach dem 1. Februar kommt Adelheid, um sich noch die letzten Wochen mit ihrer Schwester zu erfreuen. Ich will von etwas andrem schreiben, sonst füllte mein Brief sich nur mit Klagen.

Ich hoffe, Sie haben neue Briefe von Ihrem Bruder Paul, und nun darf man ja wohl mit Gewißheit dem Frieden mit den Persern entgegensehen. Wie furchtbar muß ein solcher Krieg sein! Tauris ist ja nun gefallen, und hier sagt man, Abbas Mirza unterhandle den Frieden. Ein Schreckschuß für Konstantinopel! Hat dieser große Sieg auf dem furchtbaren Element Sie nicht begeistert? Wohin wird er führen? wird er einem mißhandelten und freilich gesunkenen Volke die erste Stufe zur Wiedererlangung verlorner Menschenrechte werden?[1])

Den 11.

Teuerster Freund, so geht es, und um nur den Brief diesmal fort zu bringen, werde ich mich beeilen und schließen. Bülow ist die Nacht vom 9. und 10. fort, ach und hat die liebe kleine Gabriele mit banger Sorge und das zweite der kleinen Mädchen, Adelheid genannt, verlassen müssen. Der Zustand der Kleinen war einige Tage ganz beunruhigend, ohne jedoch einen ganz bestimmten Charakter zu haben. Seit gestern neigt es sich zum Bessern, aber die Phantasie ist durch manche traurige Vorfälle in der Stadt bei Bekannten erschreckt. Masern und Scharlach wüten hier und raffen viel Kinder hinweg.

Wie möchte ich, Sie hörten mit uns Alexanders Vorlesungen! Die Umrisse eines kolossalen Gegenstandes weiß er mit wahrhaft großartiger Einfachheit zu umschreiben und grade dadurch ein Bild dem innern Sinn zu geben. Bei den ersten Vorlesungen, deren ungefähr zehn stattfanden, sind nur Studenten und einige wenige andere ältere Männer, bei den zweiten, von denen er erst eine Stunde gab, etwa unter 800 Zuhörern 400 Frauen. Er spricht frei, nicht unvorbereitet, aber ex tempore, und ist gerade in dem Grade öffentlich auf-

[1]) Der erste Teil dieser Stelle bezieht sich auf den siegreichen Krieg, den seit 1826 Rußland mit Persien wegen der Grenzen und der Beherrschung der Persien gegenüber lehnspflichtigen Völker führte. Abbas Mirza war der persische Kronprinz, Tauris die zweite Stadt des Reiches, die Paskiewitsch nach der Überschreitung des Araxes und der Einnahme von Eriwan, mit Siegesgepränge besetzen konnte. Von da begann er den Marsch auf Teheran, die Hauptstadt. Der erschreckte Schah bequemte sich nun zu einem Frieden (10./22. Februar 1828), der für das siegreiche Rußland den Araxes als Grenze feststellte. Vergl. Rambaud: Geschichte Rußlands, deutsche Ausgabe S. 709. — Der im zweiten Teile der Stelle berührte Sieg auf dem „furchtbaren Element" ist offenbar der Sieg in der großen Seeschlacht bei Navarin (20. Oktober 1827), der die Grundlage schuf für die Befreiung der Griechen.

zutreten befangen, wie es sich aus wahrer innerer Bescheidenheit erklärt, und er einem ordentlich lieber noch dadurch wird.[1])

Doch ich muß schließen. Ich umarme Ihre Mutter und Ihre Frau und Kinder. Gott gebe Ihnen bald, bald Nachricht von Paul. Gedenken Sie liebend meiner und sagen es mir bald, wären es auch nur wenige Zeilen. Karoline grüßt. (Ohne Unterschrift.)

41. Berlin, den 28. Januar 1828.

Sie haben mir eine unendlich große Freude mit Ihren Zeilen vom 14. d. M. gemacht, mein teurer Freund. Der Auszug aus dem Brief Ihres Bruders Paul hat uns alle lebhaft beschäftigt und mich vor allem die Hoffnung, daß Sie und die liebe, liebe Mama die unendliche Freude haben werden, den Langerwarteten nach solchem Feldzug nun bald in Ihre Arme zu schließen. Welch seliger Moment wird das sein! Und Sie haben also die Hoffnung, ihn jahrelang sich näher und oft ganz nah leben zu wissen. Das muß ja für Ihre Mutter Sonnenlicht in der Abendzeit des Lebens sein.

Innig freue ich mich Ihrer Freude. Es ist die Freude, die elektrisch verwandte Seelen trifft. Ich hätte Ihnen schon seit mehreren Tagen geschrieben, aber ich hatte ein häuslich störendes, recht beunruhigendes Ereignis.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schrieb, daß Schillers jüngste Tochter Emilie, die Sie vielleicht als Kind oder halberwachsenes Mädchen in Weimar sahen, mit der Generalin v. Helvig, geborenen v. Imhoff (derselben, die das wunderschöne Gedicht die Frithjof-Sage aus dem Schwedischen auf eine so ganz vortreffliche Weise übersetzt hat, ich hoffe doch, Sie kennen es? Sonst lassen Sie sie sich beim Buchhändler holen und schenken es Ihrer Frau) seit November hierher gekommen ist? Verzeihen Sie die lange Periode, ich erschrecke mich selbst davor, habe aber nicht die Zeit, sie umzuschreiben, und bitte um Ihre

[1]) Diese Vorlesungen dürften, ähnlich wie ich oben die Anschauungen Wilhelm v. Humboldts besonders in seiner Abhandlung „über die Aufgabe des Geschichtschreibers" das Größte unserer klassischen Literaturepoche über den Gegenstand nennen konnte, das Höchste geheißen werden, was unser klassisches Zeitalter der Literatur in der Naturanschauung erreichen konnte. Hier waren schon die Grundlinien des Lebenswerkes Alexander v. Humboldts, des Kosmos nämlich. Näheres über diese Vorlesungen in der Biographie Alexander v. Humboldts von Bruhns.

liebevolle Nachsicht. Nun also, diese Emilie ist seit dem Tode ihrer Mutter bei ihrer Tante Frau v. Wolzogen. Frau v. Wolzogen war den Herbst in Dresden, um Emilien den Genuß des schönen Dresdens zu geben. Es fand sich dort die Gelegenheit, sie Frau v. Helvig auf einige Monate mit nach Berlin zu geben, und so kam sie her. Sie ist besonders innig mit meiner Karoline und beinah täglich bei uns, wenn sie nicht mit Frau v. Helvig in die Welt geht.

So holte ich sie auch vor elf oder zwölf Tagen ab; sie sollte zu Mittag mit uns essen und abends bleiben. Ich fand sie sehr übel aussehen, als sie in den Wagen stieg, und sie sagte mir, daß sie glaube, sich den Abend vorher bei dem Minister Graf v. Lottum erkältet zu haben, wo ein Ball war. Kaum hier angekommen, nahm ihr Übelbefinden in einer sehr beunruhigenden Art zu, und sie ward so krank, daß unser sehr geschickter und erfahrener Arzt Geheimrat Rust, in dessen Hause wir wohnen, in Zeit von sieben Stunden fünfmal kam, nach ihr zu sehen. Er mußte, den fürchterlichen Zufällen von Erbrechen und Krämpfen nach zu urteilen, eine Vergiftung oder eine Magenentzündung fürchten. Wir legten sie in Karolinens Zimmer und Bett, und ich vermag Ihnen nicht zu sagen, welche Angst wir ausgestanden. Denn wenngleich die große Gefahr bis nachts vorüber war, so litt sie doch noch sehr heftige Schmerzen in den nächsten Tagen und konnte vor Erschöpfung viele Tage kein Glied rühren. Gottlob, es geht nun wieder vollkommen gut. Es war aber ein schreckliches Intermezzo und hat mich körperlich und geistig angegriffen.

Emilie ist ein sehr liebenswürdiges Mädchen. Sie hat die weiche, melodische Stimme ihrer Tante, erinnert in den Zügen des Mundes, in der schlanken Gestalt und durch das dunkle Haar an ihre Mutter, wie die Mutter zwanzig Jahr alt war, durch die Stirn und Augen und ein gewisses, unsagbares Etwas an ihren Vater. Sie hat eine große Bestimmtheit in ihrem Wesen, die der Mutter ganz abging, und dennoch die vollkommenste Weiblichkeit.[1])

[1]) Amalie v. Imhoff, in deren Begleitung die Tochter Schillers in Berlin war, ist die bekannte Dichterin und Übersetzerin der Frithjofsage. Liliencron (in der Allg. Deutschen Biographie) sagt, den dauerndsten Namen habe sie sich durch ihre Übertragung der Frithjofsage gemacht, die sich als klassisches Übersetzungswerk eingebürgert hat. 1879 erschien von ihr eine 8. Auflage. 1776—1831 umfaßt die Lebenszeit dieser bedeutenden Frau, die mit Gneisenau nahe befreundet war. Sie war mit dem

In den letzten Tagen des Dezember habe ich einen lieben Brief von Ihnen bekommen, als Antwort auf den meinigen. — Ach, Sie können mir, mein Teurer, über die mir nur zu bald bevorstehende Trennung von meiner süßen Gabriele und den Kindern nichts sagen, was ich mir nicht selbst sagte. Es kann auch niemand ergebener sein, das, was das Leben bringt, zu tragen, wie ich. Aber deshalb kann ich mir nicht den Schmerz abhandeln lassen, den mir diese Wendung des Schicksals meiner Kinder und des meinen nimmt (macht). Wenn einem der Schmerz nicht bliebe, was wohl bliebe einem oft? Fragen Sie Ihre geliebte Mutter, wie ich das meinte, — sie wird das wissen. Den 2. Februar erwarten wir Adelheid mit ihrem Mann, um die letzten Wochen vor einer jahrelangen Trennung mit Gabrielen zuzubringen.

Sie wird wiederkommen, so hoffe ich zu Gott. Alles liegt ja in der Hand ewiger Liebe, und sollte sie mich auch nicht mehr finden, sie wird mich nicht vergessen. Meine Töchter sind sehr lieb, teurer Alexander. Wunderbar hat Gott sie ausgestattet mit der Liebe, die des Daseins höchster Reichtum ist.

Die Vorlesungen meines Schwagers geben in großen Umrissen ein Bild des ganzen großen Naturgemäldes, der Beziehungen unseres Weltkörpers und Planetensystemes, soweit wir sie kennen, zu dem unermeßlichen Raum, den wir über uns erblicken. Die Resultate der Forschungen des angestrengtesten Fleißes und der Beobachtungen, die Wahrnehmungen und Ahndungen des Geistes jahrhundertelang werden berührt, klar dargelegt, wenn es solche sind, die sich darlegen lassen.

Wir haben ihm sehr zugeredet, die Vorlesungen drucken zu lassen; denn, obgleich er sich natürlich darauf präpariert, Notizen von Namen und Jahreszahlen schriftlich notiert, so extemporiert er doch eigentlich den Vortrag. Er hat es versprochen und auch wirklich begonnen zu

zuletzt General gewordenen v. Helvig verheiratet. — Emilie Schiller, das jüngste Kind Schillers, das am meisten auch vom Geiste des Vaters geerbt zu haben scheint. Sie lebte seit dem Juli 1828 verheiratet mit dem Freiherrn v. Gleichen-Rußwurm, und ihr Schloß Greifenstein wurde seitdem ein Mittelpunkt der Schillerforschung. Sie hat in ihrer Art ähnliches für das Andenken Schillers geleistet wie Karoline v. Wolzogen für ihren großen Freund mit ihrem „Leben Schillers“. Zusammen mit Urlichs gab sie das ausnehmend wertvolle Buch (3 Bde.) heraus: Charlotte v. Schiller und ihre Freunde 1860—65. Vergl. Mosapp: Charlotte v. Schiller.

diktieren. Aber vor dem Spätherbst könnte ich Ihnen doch keine Hoffnung machen auf Gedrucktsehen und Haben des Buchs.

Wegen eines Buchs über Geognosie habe ich Alexander selbst gefragt. Er meint, ein so eigentlich wie umfassendes, erschöpfendes gebe es nicht, obgleich er sehr das Werk des Herrn v. Buch über Norwegen und Lappland empfiehlt.

Und nun muß ich schließen. Gedenken Sie meiner am 10. Februar, die mit allen Gedanken der Liebe und des Segens bei Ihnen bin und sein werde Ihre Karoline.

42. London, den 12. Juli 1828.

Von Berlin bin ich seit mehr wie drei Monaten weggereist, immer in der Erwartung, einen Brief von meinem lieben teuren Freund zu empfangen. Aber ich bekam ihn nicht, und die letzten Tage war es so unruhig, daß ich nicht zum Schreiben kam.

Den 15. April kamen wir nach Paris und sind grade einen Monat dageblieben, einen Monat, von dem ich kaum ein Bild zusammenfassen könnte, wie ein Leben der Erinnerung, der Wehmut und auch wieder der Freude beim Wiedersehen lieber Freunde. Viel Familienunruhen, weil meine älteste Enkelin schon mit dem dreitägigen Fieber herkam und es dort kaum los wurde. Unendliche Besorgungen, weil Gabriele da all ihre notwendigen Toilettenarrangements für die hier äußerst exigeanten gesellschaftlichen Verhältnisse machen mußte. Wir wohnten rue de Richelieu im Hôtel du Nord, was nahe beim Ausgang auf die Boulevards ist.

Alle Tage fuhr ich beim Hôtel des deux Siciles vorüber, sah die Tür, die Fenster, wo mein lieber, alter Freund so viele Jahre ein- und ausgegangen, hinausgeblickt hatte. Ach, er geht nicht mehr ein und aus! Er ist nicht da gestorben. Ölsner lebt noch, obgleich in einem Zustand der Hinfälligkeit, daß ich nicht glaube, daß er noch lang leben wird. Ich war mit Humboldt zweimal bei ihm. Er war meines Schlabrendorf vieljähriger Freund und hat mir viel noch von ihm erzählt. Manches schriftlich, — ich teile es Ihnen einmal mit, wenn es Sie interessiert.

In Paris vernahm ich den schmerzlichen Verlust, den Ihr Prinz gemacht hat. Er frappierte mich um so mehr, als ich gar nicht gehört,

daß diese junge Frau krank sei, und ich dachte Sie und Karoline in der schmerzlichen Lage trösten zu sollen, wo kein Trost ist.

Den 19. Mai segelten wir von Calais in elf Stunden nach London. Bülow war uns bis Calais entgegengekommen und führte uns nun in sein nettes, freundliches Haus. Übermorgen sind wir acht Wochen hier und gedenken den 19. London zu verlassen.

Gabriele hatte einen stürmischen Anfang. Die Kleine hatte das Fieber wieder bekommen und lag hier drei Wochen steif und fest im Bett. Dazu die Gesellschaften, die entsetzlich fatiguant sind. Den langen Tag über will man doch etwas tun, etwas sehen. Schon ziemlich erschöpft kommt man um 7, um $^1/_2$8 oder 8 endlich zum Mittagessen und um 11 macht man eine neue Toilette und geht um 12 in Gesellschaft.

Bülow lag es an, seine Frau überall zu zeigen. Auf Humboldt drang die Flut der alten Bekanntschaften und der Gelehrten. Ich fühlte bald, daß ich all das nicht mitmachen konnte, und habe mich vom Essen außer dem Hause und von den berühmten Routs ganz dispensiert.

Die Vormittage habe ich benutzt, mit meiner lieben Tochter zu sein und viel Schönes in und um London zu sehen. Der Kunstschätze sind zahllose hier, und ich habe in der Art großen Genuß gehabt. Von der Gesellschaft habe ich bei einigen großen déjeuners, Art fêten, die hier sehr Mode sind, so viel gesehen, um zu wissen, daß sie wie überall ist, d. h. langweilig. Ich habe aber viel bedeutende Personen bei Besuchen und hier im Hause kennen gelernt und will Ihnen einmal mehr über das sprechen, wie es mir hier vorgekommen ist.

Ach, heut nur diese Worte und Bitte, mir nach Gastein bei Salzburg zu schreiben; wo wir den 16. oder 18. August zu sein hoffen und drei Wochen bleiben. Mein ganzes Gemüt ist von der nahenden Stunde des Abschieds erschüttert, — Gottes Wille geschehe, nicht meiner! Ich muß mir oft diese einfachen, ernsten Worte sagen, um einige Fassung zu erhalten. Wie soll ich noch weiter leben ohne meine Gabriele und die holden Kinder. O, mein Gott, mein Gott!

Den 13.

Ich mußte gestern abbrechen, es fiel wie eine Zentnerlast auf mich, die mich erdrückte. — Ich will tun, was ich kann, Humboldt und

meine gute, treue, engeltreue Karoline nicht durch meinen Schmerz zu Boden zu drücken — aber ich weiß es doch, wie schwer und bitter dies alles ist.

Von England sollte ich Ihnen etwas sagen, aber kaum kann ich es heut. So viel, mit so teilnehmender Liebe mußt' ich die ganze Zeit her an Sie, an Ihre geliebte Mutter denken. Warum weiß ich so gar nicht, was aus Ihrem Bruder Paul bei diesem neuen Kriege geworden? All meine Wünsche umgeben das Mutterherz.

Ich sah hier auch viel eine tiefbesorgte Frau, die Portugiesische Botschafterin. Solch südliche Physiognomie sah ich lange nicht. Der Marquis schiffte sich mit seinem ältesten 16jährigen Sohn nach Oporto ein, wie sie, die Frau, drei Tage lang in Wochen war mit ihrem elften Kinde. Sie ist dreißig Jahre alt und heiratete im 12. — Sie liebt ihren Mann und ihre Kinder, wie eine Südländerin liebt. All ihre Verwandten, Schwestern, Schwäger, alle Verwandten des Marquis und sein ganzes Vermögen in Portugal sind durch die schreckliche Lage des Landes kompromittiert, eingesperrt, flüchtig. Wie mannigfach gestalten sich die Schmerzen und Qualen der menschlichen Brust!

Leben Sie wohl! Umarmen Sie Ihre Mutter und Frau von mir. Gott gebe mir von Ihnen allen und Ihren süßen Kindern gute Nachrichten in Gastein. Ende September, so ich lebe, hoffen wir wieder in Berlin oder vielleicht in Tegel zu sein. Gustav hat Ihnen doch meine Grüße geschrieben? . . . . (Ohne Unterschrift.)

43. Gastein, den 31. Aug. 1828.

O, mein teurer Freund, wie hat Ihr Brief mich gerührt, erfreut und erschüttert! Der Brief ist wie das Leben. So wechselnd, so reich, so überselig, ach und wieder so schauervoll.

Ich danke Ihnen, daß Sie meinen Namen Ihrem lieben Kindchen beigelegt haben. Möchte ein geheimnisvolles Walten ihr mein Liebesvermögen in das zarte Herzchen hauchen, himmlisch rein, wie es aus jener Quelle strömt und nie getrübt durch irdische Verirrungen wie bei mir. — Es ist das Beste, was ich ihr wünschen kann. Nehmen Sie indes meine Tränen zum Dank für Ihre Liebe und Ihr süßes Andenken und umarmen auch Ihre Karoline und Ihre Mutter von Ihrer armen Lina.

Ich bin mit Humboldt und meiner treuen Karoline seit dem 16. August hier und empfing Ihren Brief vom 8. nach einigen Tagen Aufenthalts.

Gastein ist sehr traurig und trübe dieses Jahr. Düstre Nebel umhüllen die Gipfel der Alpen, und die Täler sind schauerlich.

Ich bin vieler neuer Schmerzen kundiger hergekommen. Den 18. Juli abends, gegen Mitternacht, trennten wir uns, Gabriele und ich. Wir schliefen auf dem Dampfschiff, das den 19. früh 4 Uhr absegelte, weil Bülow mehr als eine Stunde vom Tower entfernt wohnt, wo man sich einschifft, und wir also das Haus sotto sopra gebracht haben würden. Ach, Alexander — es war mir, als berste mir das Herz in der Brust. Sie hatte uns mit Bülow auf das Schiff begleitet, hatte mein und Karolinens schlechtes Bett für die Nacht mit ihren kleinen Händchen in Ordnung gebracht. Eine letzte Umarmung, dann stieg sie die Schiffstreppe hinab. Noch einmal hörten wir ihre süße Stimme von der Themse herauf „Lebewohl" sagen, — dann ein Ruderschlag des Kahns, der sie zurückführte, wo ihr Wagen hielt, — und dann nichts mehr. — O, Gott, Trennung ist doch Tod!

Den 1. Sept.

Sie werden diesen Brief von Berlin gestempelt bekommen. Bekannte reisen heute dahin ab und sind nicht lange unterwegens. Wir selbst kommen wohl erst gegen Ende des Monats zurück in das öde Tegel. Lassen Sie mich bald ein Wort hören. Hier komme ich mir immer wie herausgewürfelt aus der bekannten Welt vor.

Bei so trübem Himmel hat dieses Tal etwas unbeschreiblich Schauerliches. Der Erzherzog Johann, der dieses Mal früher als wir hier war, baut sich hier ein eignes Haus. Für das außerordentlich arme Volk muß man sich sehr solcher Arbeit freuen, die immer ein paar 1000 Gulden unter die ärmste Klasse bringt. Sie glauben kaum, wie arm die Leute hier sind.

Ein Bekannter von uns, Leopold v. Buch, den wir hier fanden, erzählte mir noch, wie er kürzlich bei seinen Streifereien im Gebirge auf dem Gamskarl auf eine so glatte Stelle gekommen, feuchtes Gras, wo es sehr abschüssig war, daß er durchaus nicht gewußt, wie herunter zu kommen, wenn er nicht einen Bauer bemerkt, der gemäht. Er rief ihn an, ließ sich helfen und gab dem Bauer ein 20 Kr.-Stück.

Dieser geriet in eine solche Ekstase, daß er sprachlos um Buch herumlief und nur immer jauchzte und nach dem Himmel blickte. Buch glaubte, er sei wahnsinnig geworden, endlich sagte er: „So was hab ich in 14 Jahren nicht gesehen!“ Buch ließ sich nun noch weiter geleiten, um Gelegenheit zu haben, ihm noch zwei Zwanziger zu schenken. Der Bauer fiel vor ihm nieder und brach in einen Strom von Freudentränen aus. — Meine Anekdote ist vielleicht ohne das, was eigentlich eine Anekdote haben soll, aber Sie werden sie doch verstehen. — Ich habe den Gamskarl genannt. Karl heißt hier Gipfel, höchste Spitze, — ein schöner, über 7000 Fuß hoher Berg, aus meinem Fenster vom Fuß hinauf, der im Tal der Ache steht, bis oben hinauf grün anzusehen. Wenn lang die Sonne im Westen untergegangen, steht er noch vergoldet im lichten Schein. Aber jetzt ist er beinah immer in Wolken und Nebel gehüllt.

Von London weiß ich nun schon seit dem 8. August nichts. Vierundzwanzig lange Tage! Ich habe da auch eine kleine Enkelin, die Karoline heißt.

Künftigen Februar, den 27., wird sie drei Jahr. Wenn sie mich, wenn sie meine Karoline traurig sah: „Weine nicht, liebe Großmutter, weine nicht, liebe Tante!“ sagte sie unaufgefordert. Ein süßes, aber ein Angst erregend Kind, zu klug für ihr Alter. Wenn eine von uns sie aufforderte, englisch zu reden (mit der englischen Bonne sprach sie schon recht niedlich), „Du bist nicht englisch,“ sagte sie, „Du bist deutsch.“

Ich denke an Ihrer Mutter Freude und Kummer. — Wie drängt sich das Leben, und was haben Sie in dem stillen Oldenburg alles erlebt. Die Geschichte der Fürstin von A (? oder O) ist schauerlich ernst, mehr noch. Und immer muß ich mich fragen: Wie bricht das Herz nicht bei solchem Jammer? Aber man stirbt nicht aus Schmerz, man stirbt, weil ein unsichtbar kleines Gefäßchen im Kopfe reißt, weil ein fremder Körper 1 oder 2 Sekunden in der Luftröhre steckt; — aber der moralische Schmerz, der tötet nicht.

Geht es denn nun besser mit Ihren Rheumatismen? Tun Sie denn etwas dafür oder tun Sie nichts?

Wir haben einen vierundzwanzigjährigen Jäger bei uns, der eine etwas eng gebaute Brust hat. Der läßt sich's einfallen, hier heimlich vier Bäder zu nehmen, und gestern bekommt er das entsetzliche Hüft-

weh, was man das freiwillige Hinken nennt. Dies Bad ist tödlich, wer irgend nicht ganz gesunde Lungen hat; aber für Rheumatismen bei gesunder Brust einzig, und drei große Chemiker haben es untersucht, Berzelius in Stockholm, Struve in Dresden und Mitscherlich in Berlin, und finden so wenig Bestandteile in diesem von der Natur rein destillierten Wasser, daß sie sagen, es sei so unbedeutend, kaum zu wägen. Wie wir nun den Jäger und uns hier fortbringen werden (denn wir haben nur einen männlichen Bedienten und eine Jungfer), das weiß Gott.

Leben Sie wohl, teuerster Freund. Ich muß abbrechen. Gedenken Sie unsrer, Humboldt und Karoline grüßen.

44. Berlin, den 24. Januar 1829.

Ihr Herz hat es Ihnen wohl schon längst gesagt, daß ich sehr krank sein mußte, um Ihnen so lange nicht zu schreiben. In Gastein empfing ich einen Brief von Ihnen, mein teurer Freund, hier einen zweiten mit Ihrem Buche. In Gastein verlebte ich eine traurige Zeit. Wetter und meine Stimmung waren beide traurig. Krank kam ich schon hin, ich wurde dort kränker. Auf unsrer Rückreise sprach ich mit meinem Arzt, dem Geheimrat Rust in Bamberg, der unsern Kronprinzen nach Rom begleitete.

So kam ich Ende September nach Berlin, zog mit den Meinen nach Tegel und wurde immer kränker. Wir zogen wieder in die Stadt, und ich unterwarf mich der Kur eines neuen Arztes, Dr. Diefenbach, der mich mit ungemeiner Sorgfalt und Einsicht behandelte. Allein, wer kann gegen das, was sein soll!

Ende Dezember ward ich von einer Unterleibsentzündung befallen und dem Tode nahe. Gott hat mich noch einmal ins Leben gerufen, doch ist's ein mattes Leben und eine kaum merkbare Genesung. Die Kälte verzögert auch alles, und vor Ende Februar will niemand rechte Fortschritte derselben erwarten. Die Folgen der Entzündung, der großen Blutentleerung, die die dringende Gefahr notwendig machte, sind entsetzlich.

Rust kam den 22. Dezember zurück, legte sich selbst den 1. Januar, so daß ich nur durch das Medium von Dr. Diefenbach von ihm be-

handelt werde. Doch darf ich ohne Übertreibung sagen, habe ich wohl die zwei gescheitesten Ärzte von Berlin.

Humboldt wollte bei mir wachen und ward durch Verkältung recht krank. Adelheid kam, mich zu pflegen; sie und Karoline opfern sich für mich auf.

Ach, überhaupt, mein Freund, was habe ich in dieser schweren Prüfung für Liebe, für Sorgfalt und Aufopferung erfahren, bis in die Klasse der Diener und der Leute, die gewöhnlich für unser Haus arbeiten. Könnte ich's Ihnen so erzählen, die Augen würden Ihnen feucht werden, wie mir. Ich danke Gott dafür.

Ich habe auch in den kränksten Tagen, wo ich mich nahe dem Ziele glauben mußte, heitre Stunden inmitten eines großen Leidens gehabt. Das Gefühl allerbarmender Liebe, die uns zu sich zieht, und eines wundervollen Vertrauens zu dem, der uns väterlich auch im Leiden behandelt, ist oft recht tröstend und beruhigend mit mir gewesen.

Ich muß schließen, ich bin erschöpft. Gott segne Sie und Karoline, die Kinder und die geliebte Mutter. Den 10. Februar werde ich mit tausend Segenswünschen Ihrer gedenken. Künftigen Monat werde ich melden, wie es mir geht.

Gedenken Sie der treuen Freundin H.

Humboldt ist gottlob besser. Gabrielen ist nur, was nicht zu verbergen war, berichtet worden. Das liebe Kind ängstigt sich tot. Sie ist wohl.

Karoline v. Humboldt sollte sich in der Tat nicht mehr von der schweren Krankheit, von der dieser letzte Brief an Alexander v. Rennenkampff Kunde gibt, erholen. Am Morgen des 26. März 1829 ist sie gestorben.

Immer wird man mit neuer Bewegung die Berichte ihrer Angehörigen lesen über ihre letzten Tage und Stunden und ihr Hinscheiden.

In dem Buche über Gabriele v. Bülow, aber auch in dem Nachlasse von Karoline v. Wolzogen findet man die ergreifenden Tatsachen. In dem erstgenannten Werke sind auch noch die letzten Briefe Karolinens an die Tochter Gabriele mitgeteilt, ebenso auch die Verse, die sie wenige Tage vor ihrem Tode an diese richtete.

Denkwürdig sind dann besonders die Äußerungen ihrer Lieben und ihrer Freunde über ihren Tod. Man kann diese Zeugnisse der Liebe, die die große Frau erweckte, nicht hoch genug werten. Welcker schrieb an Humboldt, ihm würde es sehr wohltuend sein, die Teilnahme der verschiedensten Art und Abstufung und in recht vielen Menschen das Gefühl und die Anerkennung jener seltenen Eigenschaften wahrzunehmen, welche gewöhnlich durch den Verlust in allen Menschen, wenn auch nicht gesteigert, doch eher und stärker laut werden.

Uns Nachlebenden ist es schon in ziemlichem Maße und mehr als den Zeitgenossen möglich, dieses wohltuende Gefühl inmitten der Empfindungen über diesen Tod zu befriedigen, und nicht unpassend möchte es sein, an einige dieser Äußerungen gerade beim letzten der Briefe an Alexander v. Rennenkampff zu erinnern.

Der große Staatsmann Freiherr vom Stein, dem Humboldt schrieb, daß er so ganz das schöne, wohltätige, seltene Wesen seiner Frau erkannt und sie wahrhaft geschätzt und geliebt habe, antwortete am 4. April 1829: „Wer wird es denn wagen, mein verehrter Freund, Sie über den Verlust einer durch Geist, Bildung und Charakter so ausgezeichneten Gemahlin, einer treuen Gefährtin des Lebens, zu trösten und zu beruhigen. Dies vermag nur die lindernde Kraft der Zeit, der ruhige Hinblick auf die Heimat, für die wir bestimmt sind, und zu der uns Leiden und Schmerzen immer mehr vorbereiten, indem sie die Bande, die uns an das Irdische fesseln, allmählich lösen.“ [1])

Niebuhr aber versicherte, daß er mit gerührten Augen das Bild der Frau v. Humboldt betrachte, die in Treue und Redlichkeit der Freundschaft nur wenig gleiche gehabt habe.[2]) Welcker nannte es das Traurigste, „die Welt um einen der wenigen, die den menschlichsten Sinn mit einem reichen Geiste vereinigten, ärmer zu wissen“. Nach dem

[1]) Vergl. Stein, Bd. 6. II. Abt. S. 698.

[2]) Vergl. „Nord und Süd“, April 1903: Gebhardt: Aus Wilhelm v. Humboldts Nachlaß.

Tode Wilhelm v. Humboldts schrieb er der treuen ältesten Tochter Karoline, daß ihre Eltern die menschlichsten gewesen, die man finden konnte. „Bei so viel Güte, Treue und Zuverlässigkeit diese unvergleichliche Bildung des Geistes.“[1]) Karoline v. Wolzogen bemerkte in dem Brief vom 15. Oktober 1829: „Wie feierte ich in den Oktobertagen in stiller Trauer des lebendigsten Andenkens, wo ich unsere Li zuletzt gesehen! Ihr seelenvolles Auge, in dem ich immer mein eigenes Wesen so tröstend aufgenommen fand, steht immer vor mir. Der Li und meines Adolfs Augen waren die schönsten, die ich je sah; mir ist oft, als schaute sie mich aus dem unendlichen Blau des Äthers an.“[2])

Wie wirkte vollends der Verlust in den Seelen ihrer Kinder und endlich des Gemahls. Die Zeugnisse dafür sind seelisch erhaben und geheimnisvoll, wie nur irgend etwas aus dem Bereiche der Menschen. Als Verklärte lebte die Mutter und Gemahlin unter den Ihrigen fort, wie das zum Ausdruck gelangt in den Briefen und auch in den Sonetten Wilhelm v. Humboldts.

Gabriele antwortete dem Vater auf die Mitteilung der furchtbaren Nachricht: „Ja, lieber, lieber Vater, Deine Worte, daß die liebe Mutter, die mir gewiß jetzt näher steht und mehr von mir und uns allen weiß, als hier in dieser hilflosen Endlichkeit, nicht will, daß uns der Schmerz zu sehr niederdrücke, wurden und werden mir in meinem immer erneuten Gebet zur trostreichen Gewißheit, und wenn ich zum Himmel blicke, so ist mir, als sähen mich die lieben Augen von dort an und sagten mir, daß sie dort für mich betet.“

Adelheid aber äußerte einmal: „Es ist nicht allein das Unaussprechliche im Umgang zwischen Eltern und Kindern, was man durch diese Trennung verliert, ... man verliert in ihnen einen Teil des inneren eigenen Lebens, das sie beide auf so einfache Weise fürs Schöne und Erhabene im Leben anzuregen wissen.“[3])

Schließlich noch ein paar Stellen aus Briefen Wilhelm v. Humboldts. In der ersten heißt es: Dauernde Dankbarkeit hefte sich bis auf den letzten Atemzug an sie; „denn aller Friede, jede geheime und süße Empfindung, jedes erfreuende und erhebende Rück- und Vorwärts-

[1]) Vergl. Welckers Äußerungen bei Kekulé: Welcker, S. 228 und 234.
[2]) „Nord und Süd“, Mai 1903. — [3]) G. B., S. 235 und 284.

denken kommt mir noch immer von ihr und wird mir bis zum Grabe von ihr kommen." Und in der anderen Stelle heißt es nach einem wundervollen Rückblicke auf die Wirkungen, die Karoline auf ihn geübt: „Wenn sie uns Unendliches durch ihren Tod entrissen hat, so hat sie uns auch Unendliches gelassen; denn man kann, auch die Süßigkeit der Erinnerung gar nicht gerechnet, selbst in Ideen ewig in ihr leben und erschöpft ihr einziges Wesen nicht." Aus solchen Äußerungen leuchtet der unvergängliche Sinn uns entgegen, den Goethe in das große Wort vom „Ewig-Weiblichen" gelegt hat.

Anhang.

Karoline v. Humboldt an die Brüder Riepenhausen.[1])

45. Wien, den 24. Mai 1811.

Zwar nicht durch Herrn v. Rebnitz, (?) der, wie ich höre, sich eines besseren besonnen und nach Ihrem einzigen Rom zurückgekehrt ist, aber durch Herrn v. Rennenkampff habe ich die gütigen Zeilen bekommen, die Sie mir geschrieben, mein lieber Herr Riepenhausen. Ich danke Ihnen herzlich für Ihr freundliches Andenken und schicke Ihnen diesen Brief durch einen Fremden, der auch mit dem Vorsatz, mehrere Monate in Rom zu bleiben, zu Ihnen kommt. Herr v. Oertzen, Überbringer dieses Briefes, bedurfte bei Ihnen weiter keiner Empfehlung, da er auch Ihre Familie persönlich kennt, allein, es macht mir selbst Freude, mich Ihrem Andenken zurückzurufen und Sie zu bitten, Herrn v. Oertzen in den Kreis Ihrer näheren Bekannten mit einzuführen. Herr v. B. hat Sie bereits schon wieder verlassen, worüber ich mich nicht genug wundern kann. Wo hat er das Herz hergenommen, von Rom nach sechs Wochen und von Neapel nach zehn Tagen wieder abzureisen? Ach, ich weiß immer noch nicht, wie ich nach so vielen Jahren es gekonnt habe, und ich hoffe und wünsche nichts sehnlicher, als bald wieder dahin zurückzukehren.

Die Nachricht der bedenklichen Krankheit des guten Schick geht mir unbeschreiblich nahe. Wenn doch jemand mir gesagt hätte, ob er ernstlich denkt, Rom auf einige Zeit zu verlassen und mit oder ohne seine Familie? Veit und Loder sind nun auch längst angekommen.

[1]) Nr. 45 ist an Franz Riepenhausen adressiert, bei Nr. 46, 47 ist die Adresse nicht mehr erhalten, bei Nr. 48, 49 und 50 lautet die Adresse an die Brüder Riepenhausen, trotz der Anrede (vergl. 49). Das motiviert die Wahl der Überschrift oben.

Die Mutter des ersteren wartet schon sehnsuchtsvoll auf Briefe von ihrem Sohne.

Ich fürchte, Ihr freundlicher Zirkel hat bei der Ankunft dieses Briefes sehr durch die Abreise Werners und Schlossers gelitten? Grüßen Sie beide, wenn sie noch bei Ihnen sind, herzlich von mir, so auch Ihren Bruder, Thorwaldsen, Schick ebenfalls, falls er in Rom ist, Eberlein und alle, die sich gütigst meiner erinnern.

Rauch geht es sehr gut in Berlin, er arbeitet mit Erfolg und ist allgemein gern gesehen, wie er es als Mensch und als Künstler so sehr verdient. Nur zieht der Magnet bei ihm nicht nach Norden, sondern nach Süden. Ich hoffe, im Herbst kommt er zu Ihnen zurück.

Schreiben Sie mir, ich bitte, in einem Moment Muße, was es Neues bei Ihnen gibt. Ich meine, wie Sie wohl denken können, Neues von Bildern, Zeichnungen und Bildhauerei, sowohl bei Ihnen selbst als andern, auch ob merkwürdige Statuen ausgegraben sind.

Leben Sie wohl und glücklich in Ihrem schönen Lande und vergessen Sie nicht die, die einzig in jener Erinnerung leben. Meine Kinder grüßen Sie, Adelheid und Gabriele sprechen jetzt deutsch, wie Italienerinnen deutsch reden, und alle sind recht wohl und bedeutend gewachsen. Leben Sie wohl. Ihre ergebene Dienerin

Karoline v. Humboldt, geb. v. Dacheröden.

46. Wien, den 2. Sept. 1811.

Mit sehr vielem Vergnügen habe ich Ihre werten Zeilen vom 26. Juli empfangen. Gegenwärtigen Brief sende ich Ihnen durch Herrn Ravage, Architekten aus Berlin, der mit seiner Frau in der Absicht nach Rom geht, einige Jahre dort zu bleiben, eine Aussicht und ein Glück, um das ich ihn beneide. Ich empfehle ihn Ihrer und Ihrer Freunde gütigen Aufnahme. Seine Frau hat eine schöne Stimme, die, wenn sie sie erst besser gebildet haben wird, recht vorzüglich werden kann. — Alles, was Rom betrifft, ist mir unendlich wichtig, ich lese immer vorzugsweise diesen Artikel in den österreichischen Blättern, aber selten liest man etwas, was einen freut. Alles, was Sickler, Schick, Klinkowström usw. mir erzählt haben, dient auch nicht dazu, einen aufzuheitern. Klinkowström scheint sich hier etablieren zu wollen, Sickler geht in diesen Tagen nach Gotha, Meißner hat sich

nahe bei dem großen Hospital einlogiert. Das ist ein Genuß, ein Trost in Wien, in diesem doch eigentlich auch wüsten und flachen Leben, daß man so viele sieht, die zu der ewigen Stadt wallen und von ihr zurückkommen, und wenn sie einen auch sonst nicht angehen, so gehen sie einen darum doch etwas an. . . . .

Hartmann ist noch hier. Rauch ist nun fertig mit seinem Modell, von dem alle, die es gesehen haben, sagen, es sei sehr schön, er macht nun noch zwei Büsten, und im Laufe des Monats hoffe ich, ihn hier zu sehen, er wird wohl mit Welcker bei mir zusammentreffen, denn der gute treue Welcker kommt in den Michaelisferien her, uns zu besuchen. — Wie ein Kind freue ich mich auf diese frohen Tage, wir werden wohl von nichts anderm wie von Rom sprechen. — Rauch wird wohl nur sehr kurz bei uns bleiben, um so schnell wie möglich wieder in der Heimat zu sein — ach und dann kommt der trübe Winter, der doch sehr erstarrend in Deutschland ist. Im Norden sind die Aussichten sehr beunruhigend und dunkel, und wenn Sie diesen Brief empfangen, wer weiß, wie es dann dort aussieht.

Von Schick höre ich wieder gar nichts und denke mit größter Sorge und Bangigkeit an ihn. Ach, wenn er nicht genest, wie trostlos ist es, daß ein solcher Künstler mit einem solchen reinen Kunstbestreben sich nie einer sorgenfreien Existenz zu erfreuen gehabt hat. Ich muß es billigen, daß er Rom verläßt, um seine Frau und Kinder nicht aufs Geratewohl in der Welt zu lassen, allein für seine Gesundheit kann ich mir leider nicht Hoffnung machen, daß die deutsche Luft ihm zuträglicher sein sollte. Ich höre, er hat schon eine Spur von Leberverstopfungen in Paris gefühlt. (Es folgen Nachrichten über die Familie Brun.)

Nun leben Sie wohl, wenn Sie mir schreiben, was mich immer ungemein freuen wird, so bitten Sie Madame Buti, Ihre Nachbarin, um einige Zeilen und Nachrichten von dem Befinden der Laura. Sagen Sie ihr auch, daß es Jagemann in Weimar recht gut gehen soll. . . . . Grüßen Sie besonders Schlosser, Werner. (Werde ich einen dieser beiden sehen, wenn sie Rom verlassen?) Grüßen Sie die Schicksche Familie, falls sie noch in Rom sind, Thorwaldsen innigst, von dem ich hoffe, er ist wieder gesund; auch Rauch leidet etwas an Fieber, Koch, den ich bitte, mir, wenn Gelegenheit ist, die Fortsetzung

von seinen radierten Blättern zu schicken. Ich habe bis Nr. 20. Ich habe zwei Exemplare und durch Rauch wird er bezahlt werden. Grüßen Sie Ihren Bruder, schreiben Sie mir von Ihren eigenen Arbeiten, das Geld für das Leben Karls des Großen wird Rauch Ihnen bringen. Und somit Gott befohlen. Meine Kinder grüßen Sie. Es kann Ihnen nie so wohl gehen, als ich es Ihnen herzlich wünsche. Ihre ergebene Karoline v. Humboldt.

47. Berlin, den 17. Nov. 1814.

Ihren lieben Brief vom 12. September, mein bester Riepenhausen, habe ich sehr spät empfangen, weil er mich vergebens in Wien aufgesucht hat, und in der Unruhe einer Reise mit einer zahlreichen Familie und durch manche andere widerwärtige Umstände komme ich erst heute dazu, Ihnen zu antworten. Allein, ich habe Ihre Angelegenheit wenigstens deshalb nicht aus den Augen gelassen und sie meinem Mann aufs dringendste empfohlen, der auch Ihrer und Ihres Bruders wegen mit dem Grafen v. Münster gesprochen hat. Allein alles, was innere Angelegenheiten eines Landes betrifft, bleibt in der jetzigen Lage der Dinge durchaus bis nach dem Kongreß aufgeschoben. Mein Mann wird Sie und Ihre Angelegenheit dem Grafen nochmals ans Herz legen, ehe sie sich trennen, Sie können dieserhalb auf Humboldts Gewissenhaftigkeit zählen, er hat mir versprochen, es zu tun, und wird Ihrer so gedenken, wie Sie es verdienen. Mein Rat ist, daß Sie um dieselbe Zeit, wo Sie den Grafen zurück nach Hannover vermuten können, ihm dann schreiben und sich ihm so ins Gedächtnis rufen, ich hoffe, daß es so gehen wird und Sie Bestellungen oder eine Pension bekommen sollen, um länger in Rom zu leben und zu studieren.

Ich hoffe, in der Zeit meines hiesigen Aufenthaltes das Monument unserer geliebten unvergeßlichen Königin ankommen zu sehen und auch Ihre Blätter darüber zu Gesicht zu bekommen, auf die ich sehr begierig bin.

Was Sie mir über Graßens Tod sagen, hat mich, so leid er mir tut, doch beruhigt.[1]) In Bern, wo ich drei Sommermonate zubrachte, hatte man gesagt, und es war von Rom aus durch einen gewissen Tscherner hingeschrieben worden, Graß sei ermordet worden, und er,

[1]) Einige Briefe von Graß in dem Werke über Charlotte v. Schiller.

Tscherner, habe ihn mit zwanzig Dolchstichen in seinem Bett ermordet liegen sehen. — Wie kam er denn aber zu den Wunden, von denen auch Sie schreiben? durch den Fall auf der Treppe? oder hatte die Krankheit sich vielleicht in äußeren Verletzungen gezeigt, wie es Fälle der Art gibt, allein freilich sehr selten. Indem ich dies schreibe, bekomme ich einen Brief von Rom, wo man mir auch von Graßens Tod schreibt und mir bestätigt, daß er nur an Krankheit gestorben.

Ich bitte Sie, der Witwe für das Andenken zu danken, was sie mir überschicken will, ich bleibe drei bis vier Monate hier, vielleicht findet in dieser Zeit sich durch einen Reisenden eine Gelegenheit; wahrscheinlich ist es eine Zeichnung, die sich gut eingewickelt doch leicht transportieren läßt. — Sie sagen auch von einem Bilde von mir — allein, kaum begreife ich das, denn nie habe ich Graß gesessen oder auch nur bemerkt, daß er mich zeichnete. Thorwaldsen und Ihrem lieben Bruder, lieber Riepenhausen, die herzlichsten Grüße.

Meine Gesundheit hat sich leidlich erholt. Mein größter Wunsch und Sehnsucht bleibt aber, nur noch einmal, auf ein Jahr wenigstens, nach Rom zurückzukehren. Mit großem Dank werde ich die Zeichnung von Ihnen, aus Ihrem Fenster die Aussicht auf Rom, annehmen, was könnten Sie mir Lieberes schenken, es war ja auch einmal meine Aussicht. . . . . Meine Kinder grüßen Sie und sehnen sich mit mir nach Rom. Theodor ist nun ein rüstiger Husar, Hermann ein sehr starker Junge. Mein Mann bleibt in Wien, bis die Geschäfte dort beendigt sind. Wahrscheinlich müssen wir im Jahre 1815 nach Paris. — Auf meiner Herreise blieb ich sechs Tage in Heidelberg, um die Gemäldesammlung zu sehen, die die Gebrüder Boisserée in Köln und der umliegenden Gegend zusammengebracht haben, alles altdeutsche Sachen, meist vor Albrecht Dürers Zeiten.

Schöneres kann man in der Art nicht sehen, die Zeichnung scharf und bestimmt wie in der altflorentinischen Schule und die Gewänder weniger steif als in der Zeit Albrecht Dürers.

Eins von diesen Bildern (allein es sind deren drei Zimmer voll) stellt den heiligen Christoph, den riesengroßen Mann vor, wie er das Christuskind durch den Strom trägt. Es ist nur ein kleines Bild, allein es wird ein großes durch die Behandlung. Den Strom hat der Maler in den Vorgrund und in die Tiefe des Bildes hin

perſpektiviſch genommen. Sein linkes Ufer fließt an einer Bergkette hin, die denn auch natürlicherweiſe ſich perſpektiviſch in die Ferne hinzieht, im Hintergrunde verkündigen lichte Wolken, von unten herauf golden beleuchtet, die Nähe der aufgehenden Sonne, die Nacht entflieht nach dem Vorgrund des Bildes zu, in dieſem Vorgrund ſchreitet der mächtige Heilige im brauſenden Waſſer, die Wellen brechen ſich im rötlichen Schimmer, der von ſeinem purpurnen Mantel drinnen wiederſtrahlt, er ſtützt ſich auf ſeinen Stab, man ſieht, wie er mit Mühe gegen das Waſſer ſich ſtemmt und wie ſchwer er an dem Kinde trägt, welches ihm kräftig und doch ſchwebend auf den Schultern ſitzt und ſich mit dem linken Händchen in ſeinen Haaren feſthält, indem es zugleich die rechte Hand und beſonders die zwei Finger wie zur Bekräftigung aufhebt.

Man ſieht, daß das Kind ſagt: „Chriſtophorus, du trägſt den Herrn der Welt.“ Die Klarheit des ewigen Lebens geht dem Geprüften nun auf, das fühlt man, dies iſt das letztemal, daß er mit den Wellen kämpft — ich kann Ihnen nicht ſagen, welch ein geheimnisvoller und doch klarer Sinn in dem Bilde ausgeſprochen iſt, man bleibt bezaubert davor ſtehen.

Zur Rechten ſieht man die Einſiedlerhütte, in der der Heilige lebte und von wo aus er den Wandrer nach der Legende über den reißenden Strom trug.

Eins der allermerkwürdigſten Bilder in der Sammlung iſt der Tod der Jungfrau, zu der ſich nach der Verheißung des Herrn alle Jünger einfanden, von nah und von fern. Sie iſt eben verſchieden, es fliegt wie ein letzter Anhauch des Lebens über die erbleichenden Lippen. Stirn und geſchloſſene Augen ſind vollkommen ruhig, in den Zügen des Mundes iſt noch eine leiſe Ahnung irdiſcher Schmerzen; der heilige Johannes nimmt ihr eben die brennende Kerze aus der rechten Hand, ein andrer bringt das geweihte Waſſer, ein andrer Rauchwerk, zwei treten ſoeben in die Tür. Aber alle ſind nur mit der eben Verklärten beſchäftigt, man ſieht, ihren letzten Blick aufgefaßt zu haben, iſt ihnen das einzig Wichtige; bewundernswürdig iſt die Kunſt des Malers, der das erblichene Geſicht der göttlichen Mutter, in einen weißen Schleier gehüllt, auf einem weißen Kiſſen ruhend, aber in einer hochroten Umgebung, durch Bettvorhänge und Bettdecke ſo herrlich herausgehoben

hat, daß man weiter nichts ansehen kann. Sehr kunstverständig schien es mir, daß er durch die zwei Kerzen, die zur rechten Seite, die die Sterbende eben losläßt, und eine zur rechten, die ein Jünger hält, das Köpfchen wie in einen Rahmen gestellt hat.

Ich möchte, Sie könnten das Bild sehen, ich habe viele Stunden davor gesessen und konnte nicht wieder weg.[1]) Leben Sie wohl, mein bester Riepenhausen, meine Adresse für hier ist Friedrichsstraße und Linden Nr. 26, eine Treppe hoch.

Ihre ergebene K. v. Humboldt.

48. Ai bagni di Nocera, Palazzo nuovo, den 9. Juli 1818.

Sie haben mir, mein teurer Riepenhausen, durch Ihre freundlichen Zeilen die größte Freude gemacht, und ich sage Ihnen recht herzlichen Dank dafür. Dem Baron habe ich geschrieben und bitte Sie um die Besorgung nach Albano, da Sie gewiß wissen werden, wo er wohnt. Ich habe ihm geschrieben, daß ich hoffe, er werde erlauben, daß Senf das große Bild, das einzige, was im Salon hängt, in sein Studium nehme. Sollte es noch zum Einpacken dieses großen Bildes (für das der neue Kasten gemacht worden ist, der im Vorzimmer stand) kommen, ehe ich wieder in Rom sein kann, so habe ich Wilhelm Schadow gesagt, möge er sich von Ihnen, mein Teurer, die Kupferstiche, die Kohlrausch gehören, und meine ordinären, die in der Mappe versiegelt liegen, geben lassen und sie in das Innere des Zylinders packen lassen. Meine besseren Kupferstiche, die in Ihrer großen Mappe liegen, mögen bleiben, bis ich wiederkomme. Denn noch immer hoffe ich, zwar nicht auf lange, aber doch noch auf sechs Wochen, mein geliebtes Rom und meine Freunde wiederzusehen.

Hier ist eine sehr rauhe Berggegend, mehr eine rauhe deutsche als italienische Natur, gar keine Pupazzi und gar keine Pupazzari. (?) Aber

[1]) Beide hier so anziehend charakterisierten Bilder sind jetzt bekanntlich in der alten Pinakothek in München. Interessant ist auch die Beschreibung zu vergleichen mit der von Amalie v. Imhoff von dem Bild des Todes der Maria in Fr. Schlegels Museum. Ein kleines Versehen ist in der von Karoline v. Humboldt zu berichtigen, daß nämlich die Hervorhebung des Kopfes der Maria nicht durch zwei Kerzen geschieht. Vielmehr ist nur eine Kerze da, die Johannes hält, während auf der andern Seite Petrus das Sterbekreuz hält, wodurch denn eine Art von Rahmen für Maria allerdings zustande kommt.

der Weg von Bavano (Bevagna) an bis Foligno gehört mit zu dem reizendsten, was man sehen kann. Die Üppigkeit der Vegetation übertraf in diesem Augenblick die von Albano, und ich könnte sie nur der allerschönsten neapolitanischen vergleichen. Die Luft ist wohl hier das Beste, keine Spur von Scirocco. Luft und Wasser sind gut.

Ach, aber der Mensch lebt nicht von Luft und Wasser allein. Mit meinem Fuß geht es leidlich. Karoline ist wohl, Gabriele blühend, Ruscheweyh die Freundlichkeit und die Zuvorkommenheit selbst. Alles grüßt Sie und Ihren Bruder aufs freundlichste.

Für die Sorgfalt, die Sie auf meine etwa ankommenden Briefe und das Paket, das ich durch Lord Benghars (oder Bunghars?) erwarte, verwenden wollen, bin ich Ihnen innigst verbunden. Das Paket bitte ich Sie an sich zu behalten, bis ich komme oder darüber disponiere. Wie lange bleibt der Baron in Albano? Hat er Thereſen mitgenommen? — Es ist mir eine Beruhigung, daß der Leichnam des armen Fohr sich gefunden. Wenn doch nur neue Schritte geschähen, um den Begräbnisplatz von der Weide zu trennen und einzufassen. Wieviel Schönes, wieviel Talent ist in dies Grab versenkt worden.[1])

Wir erwarten Lund, Wach und Lengerich. Möge die tiefe Stille und Bergeinsamkeit, in der wir leben, die Freunde nicht abhalten, uns aufzusuchen. Die sollen uns von der Rede an Fohrs Grab erzählen. Ich kann es so nicht recht verstehen. — Sie könnten durch Käſtner, den ich grüße, Herrn v. Ompteda wissen lassen, daß Sie das Paket für mich von Lord Bunghars (?) in Empfang nehmen wollen. Denn Lord Bunghars (?) kommt vielleicht an, ohne daß Sie es erfahren, und hört, daß ich nicht mehr in Rom bin. Ich bitte um die Besorgung des Zettelchens an Reinhart. Gedenken Sie freundlich Ihrer ergebenen Dienerin und Freundin Karol. v. Humboldt.

49. Bagni di Nocera, 24. Juli 1818.

Mein lieber Riepenhausen. Ich habe alle Briefe meines Mannes, die Sie so gütig gewesen sind, mir zu schicken, richtig empfangen und

[1]) Fohr aus Heidelberg, 1795 geboren, war beim Baden im Tiber ertrunken. Er galt als einer der hoffnungsvollsten Künstler. Frau v. Humboldt brachte von ihm in ihren Besitz „Hagen und die Meerweiber". Eine Charakteristik seines Wesens bei Foerster, Geschichte der deutschen Kunst, 1, 230.

danke Ihnen recht herzlich für Ihre Sorgfalt. Mit der Mittwochspost, nämlich den 29. Juli, können Sie mir noch schicken, was etwa für mich angekommen, das bekomme ich dann den 31. hier. Nur bitte ich recht sehr, geben Sie es nicht zu spät auf die Post, sonst bleibt es liegen, wie es mir letztens mit einem Brief von jemand anders aus Rom gegangen ist, und den darauffolgenden Posttag bin ich nicht mehr hier, denn ich denke den 2. abzureisen, den 6. oder 7. hoffe ich wieder bei Ihnen in Rom zu sein und drüben bei der Buti abzusteigen. Wenn die Hitze unausstehlich ist, gehe ich auch nach Albano oder Lariccia. Ich habe auch ein Zettelchen von Ihnen einem früheren Briefe beigelegt gefunden, worinnen Sie mich wegen der Saiten (?) für Herrn Kohlrausch fragen. Wenn es nicht voluminös ist, nehme ich es selbst mit, wenn ich im Oktober abreise, sonst packen wir's zu andren abgehenden Effekten. — Herr v. Ramdohr kommt nach Rom oder ist vielleicht schon da? Dies freut mich ungemein, wundert mich aber in Hinsicht der Luft, die doch drückender im August in Rom als in Neapel ist. Grüßen Sie ihn schriftlich oder mündlich recht herzlich von mir.

Mit meinem Fuß geht es ganz gut. Ich habe nun schon neunzehn Bäder und mehrere Douchen genommen, die ungemein stärkend sind. Karoline, Gabriele und Ruscheweyh grüßen und alle sind wohl. Wach, Lund, Lengerich und Rambouz waren den 16. bei uns, einen ganzen Tag und Nacht, die konnten sich auch nicht genug über die rauhe traurige Gegend wundern — uns war ihr Besuch eine unendliche Erquickung. Von hier gingen sie auf Assisi und nahmen Ruscheweyh mit. Sie hatten viel Schönes in Spoleto, Orvieto, in Trevi und S. Martino gesehen und brachten schöne Durchzeichnungen mit. Ruscheweyh ist mit schönen Kunsterinnerungen bereichert den 22. von Perugia wiedergekommen, wo jene nach Arezzo und Florenz zu gingen.

Thorwaldsens Zustand macht mich recht besorgt, umsomehr er zu keinem Menschen rechtes Zutrauen hat, und Schubarts Nähe ist auch nicht geeignet, einen zu erheitern. Was für Nachrichten haben Sie von unserm lieben Stakelberg? Der hat Ursache, sich sehr in acht zu nehmen. Nur gut, daß Sinn bei ihm ist. Tausend Grüße Ihrem lieben Bruder, dem Baron schreibe ich mit nächster Post. Leben Sie wohl. Gedenken Sie in Freundschaft Ihrer ergebenen

K. v. Humboldt.

50. Mailand, den 10. Juni 1819.

Hier, wo ich Ihrem künftigen Gesandten, dem Herrn Baron v. Rheden, begegnet bin, kann ich nicht unterlassen, ihm einige Zeilen an Sie und Ihren Herrn Bruder mitzugeben und Ihnen beiden meinen Dank für die vielen Beweise von Freundschaft zu sagen, die Sie mir während meines unvergeßlichen Aufenthaltes in Rom gegeben haben. Ich habe Gelegenheit genommen, Sie auf das wärmste Herrn v. Rheden zu empfehlen, und seine Güte und sein Einfluß bei dem Grafen v. Münster führen Sie vielleicht zu dem gewünschten Ziele, einer Arbeit für Ihr Vaterland. Ich habe die Bekanntschaft des Herrn v. Rheden und seiner Familie erst hier gemacht, allein ich zweifle nicht, daß Rom diesen schätzbaren Menschen gefallen wird und sie gewiß bald einen ausgezeichneten Kreis um sich bilden werden, was ich allen meinen lieben Freunden und Bekannten auf das herzlichste wünsche.

Wir haben bis hierher die glücklichste Reise gemacht, nur hat meine Gesundheit mich leider oft gestört. Ich glaube, Sie kennen beide Mailand nicht. Es verdient unendlich, gesehen zu werden. Die vorige Regierung hat eine merkwürdige Sammlung ausgehobener Fresko-Gemälde von Luini, Bramante, Marco d'Oggiono, Gaudenzio Ferrari und anderen mehr zusammenbringen lassen, die in ihrer Art etwas sehr merkwürdiges ist.

Dann der Rafael, das Sposalizio in der Brera und viele alte und herrliche Bilder, unter anderm eine sehr schöne Verkündigung von dem Vater Rafaels. Das Sposalizio ist eine der schönsten und heiligsten Jugendblüten von Rafaels unsterblichem Talent.

Longhi wird kaum unter einem Jahre sein Blatt herausgeben, und die Subskription ist längst geschlossen.

Florenz habe ich diesmal in Hinsicht auf Kunstwerke mehr genossen denn je. Ich habe alles gefunden, was Sie, was Stakelberg durchgezeichnet hat, und am letzten Tage durch eine besondere Vergünstigung ein Fresko in dem Kloster St. Maria Magdalena von P. Perugino gesehen, was alle Fresken, die ich noch von ihm gesehen habe, übertrifft.

Es stellt in drei geschiedenen Bogen, Christus am Kreuz im mittleren, Maria und Magdalena zu seinen Füßen vor. In den beiden Seitenbogen Maria, die Mutter Gottes, stehend, Bernardino knieend

und in dem andren der Apostel Johannes stehend und der heilige Benedetto knieend.

Die Komposition ist, wie Sie sehen, sehr einfach, aber wie fein sind die Bilder ausgeführt und erhalten, wie man selten alte Fresken sieht.

Dann die Madonna aus den Zimmern des Großherzogs. Welch ein göttlich Bild ist das! Doch ich würde nicht fertig, wenn ich Ihnen von allen herrlichen Bildern schreiben wollte, die ich gesehen. Sie kennen sie ja und bleiben in dem Lande der Kunst, Sie Glücklichen! und in dem der Schönheit dazu! Genießen Sie es lang und glücklich und erinnern Sie sich freundlich unserer. Grüßen Sie Herrn v. Stakelberg, Link und Kästner. Link sah ich nicht mehr, was mir recht leid tat. Gedenken Sie unsrer und leben glücklich und wohl.

Karoline v. Humboldt.

Karoline v. Humboldt an Dr. Christian Schlosser.

51. Wien, den 23. Februar 1811.

Herrn Doktor Schlosser in Rom. Ich kann Herrn Loder nicht abreisen lassen, ohne Ihnen, mein teuerster Schlosser, nicht einige Zeilen durch ihn zu senden und Ihnen aufs herzlichste für die Freude zu danken, die Sie mir durch Ihren Brief gemacht haben. Rauch ist am 18. bei uns angekommen und hat ihn mir zugestellt. Sie können sich das Vergnügen denken, mit dem wir ihn empfangen und nach allen, allen Bekannten ausgefragt haben. Daß Sie, mein bester Schlosser, nicht darunter vergessen waren, muß Ihnen Ihr Herz sagen. Recht wahr und innig hatte ich mich seit Monaten nach einem Wort von Ihnen gesehnt, und ich bin der Briefverwirrung in Rom nur noch mehr Feind, da sie mir auch die Zeichen Ihres lieben Andenkens vorenthalten hat. — Herr v. Burgsdorf wird, wenn Sie diesen Brief empfangen werden, schon mehrere Wochen in Rom sein und wird Ihnen gesagt haben, wie ich mich dahin zurücksehne, und Herr Loder und Veit, die ich beide Ihrer Güte und freundschaftlichen Aufnahme empfehle, werden es Ihnen wiederholen.

Es ist den Frauen erlaubt, mehr als den Männern, bloß in der Zauberwelt ihrer Empfindungen und ihrer Sehnsucht zu leben und die Wirklichkeit und Gegenwart wie ein Schattengebild an sich vorübergehen zu lassen, und auf andre Art berühren mich auch die anderen Umgebungen, außer meinem häuslichen Kreise, in dem ich sehr glücklich und sehr tätig lebe, nicht, und mein Blick bleibt einer heiligen Vergangenheit zugewendet, aus der ich denn doch wohl noch hoffe, Zukunft zu bilden.

So sehr es mich gefreut hat, Rauch wiederzusehen, so sehr hat es mich geschmerzt, ihn abrufen zu müssen, allein ich hoffe gewiß, er soll spätestens im Juni wieder in Rom sein. Und sollten Sie es schon im Herbst verlassen können? — Eine unendliche liebe Hoffnung ist mir die, die Sie mir geben, Sie doch vielleicht in Deutschland und in nicht zu langer Zeit wiederzusehen. Für künftigen Sommer habe ich keine Pläne, als hier zu bleiben, um den Unterricht meiner Kinder nicht zu unterbrechen. In einem gewissen Alter, namentlich in dem, in welchem Adelheid jetzt ist, müssen viele Dinge in einem ununterbrochenen Zuge bleiben, um den Kindern nicht die Mühe des Mechanischen doppelt zu machen; ich ziehe sogar deshalb nicht einmal aufs Land, sondern bleibe in der Stadt, so unangenehm auch der Sommer sein soll, aber im Juni und Juli von 1812 werde ich sehr wahrscheinlich ein paar Monate in Sachsen sein. Wie schön wäre es, wenn wir uns dann in Weimar träfen!?

Sollten Sie glauben, daß ich Goethens Farbenlehre noch nicht habe? Cotta, der den Auftrag hatte, sie uns zu schicken, hat es, Gott weiß warum, noch nicht getan, und hier findet man in den Buchläden nichts, als was mit Banco-Zetteln bezahlt werden kann. Aber von Goethe selber haben wir die freundlichsten Nachrichten und sind nicht ohne Hoffnung, ihn im Sommer hier zu sehen. Er besucht wahrscheinlich wieder Karlsbad, und die Kaiserin hat ihn schon im vorigen Sommer sehr dringend nach Wien eingeladen, und er ist sehr und wahrlich mit Recht von ihr eingenommen. Für mich ist sie die einzige sehr interessante Frau hier, und ich wünschte, daß die Umstände es mir vergönnten, sie öfter zu sehen, was aber in meiner Lage nicht sein kann. Nie in meinem Leben habe ich mehr Seele, mehr inneres Leben sich in Blick und Stimme ausdrücken sehen, als in ihr. Es ist schwer zu glauben, wenn man sie sieht und hört, daß sie nicht zu etwas Großem aufgehoben sein sollte. — Friedrich Schlegel und seine Frau

grüßen Sie sehr, mein bester Schlosser. Ich bringe oft einige schöne Stunden mit ihnen zu, und es ist mir eine wahre Wohltat, Madame Schlegel hier gefunden zu haben. — Ich bitte Sie, grüßen Sie Werner tausendmal und danken ihm für seinen lieben Brief. Ich werde ihm antworten, sobald ich ihm etwas über seinen Auftrag sagen kann. Leben Sie wohl, lieber Schlosser, grüßen Sie alle, die sich gütig meiner erinnern, und gedenken Sie in Ihrem Rom Ihrer

Karoline v. H.

Meine Kinder, namentlich Adelheid, die recht fleißig und brav wird, grüßen Sie, auch unbekannterweise mein Mann. Alexander kommt im Mai zu uns.

Namen- und Sachregiſter.

Adelheid, Erbprinzeſſin von Oldenburg, ihr Tod 126.
Arndt, Ernſt Moritz 53.
Bayreuth 207.
Becker, Zacharias 17.
Befreiungszeit, Ausdruck derſelben in der Kunſt 104.
— und Alexander v. Rennenkampff 53, 69, 78, 82.
— und Karoline v. Humboldt 39 bis 47, 97 ff.
Berlin 41.
— Kunſtleben 118, 199.
Bernhardi, Theodor v. 54, 67.
Boiſſerée, die Brüder 106.
— ihre Sammlung 230 f.
Bouts, Dierik 106, 230 ff.
Brun, Friederike 31, 192.
— Ida 122, 135.
— Karl 205.
Buch, v., Naturforſcher 216, 220.
Bülow, v., Gemahl Gabriele v. Humboldts 131 f., 168, 196.
Burgörner, Gut Karoline v. Humboldts 96, 127.
— Lage 151.
— Leben in Burgörner 150, 179.
Burgsdorf, v. 25 f., 236.
Clauſewitz, Carl v., und ſeine Gemahlin 21.
Dannecker, Künſtler, ſein Chriſtus 155.
Dernath, Gräfin, Mutter der Gräfin Bernſtorff 134.
Dohrn, Entomologe 66.
Eggers, Künſtler 32.
Ems, Bad 115.
Fieſole, Fra Beato Angelico da, Maler 103, 107.
Flemming, Graf 210.
Florenz, 235 f.
Fohr, Maler 32, 233.
Fouqué (Undine) 100.
Francia, Maler 103.
Fry, Eliſabeth 109.
Gaſtein, 188 ff., 206, 208 ff., 218 ff.
— Analyſe des Waſſers 221.
— Armut der Einwohner 219.
Geſchichtsauffaſſung, Karoline v. Humboldts 96 ff.
— Alexander v. Rennenkampffs 81 ff.
Goethe, 19 f., 29 f., 32, 47, 53, 54, 75, 100, 237.
— Die „Elegie“ 204.
— Farbenlehre 237.
— Helena und das Kind dieſer und Fauſts 204.
— lieſt Humboldt die „Marienbader Elegie“ vor 166.
— „Paria“ 169.
— ſeine Schwiegertochter 166.
— über die Wirkung des Sternenhimmels 185.
— vermutlicher Verfaſſer der Pſeudowanderjahre 146.
Graß, Maler 229 f.

Hedemann, Gemahl Adelheid v. Humboldts 43, 142.
Herz, Henriette 18, 92, 116, 131, 136, 163, (Urteil über sie) 191, 195.
Humboldt, Adelheid v. 133, 146, 153, 162, 180.
Humboldt, Alexander v. 53, 67, 193, 195.
— Ankunft aus Paris 190.
— Anwesenheit und Leben in Berlin 157, 198.
— Charakter 198.
— und König Friedrich Wilhelm III. 198.
— Vorlesungen über den Kosmos 212, 215 f.
Humboldt, Gabriele v. 131 ff., 149, 157, 168, 172, 197, 204.
Humboldt, Gustav 38 f.
Humboldt, Hermann v. 156, 170, 180.
Humboldt, Karoline v., Charakter 5 ff.
— Entwicklung 17 bis 47.
— Geduld im Leiden 177, 188, 215, 221 f.
— Kunstempfinden 151, 155.
— Liebesvermögen 8 ff., 51, 218.
— Patriotismus 198.
— Persönlichkeit 22, 26, 34 f., 90 f., 222 ff.
— Romsehnsucht 28, 96, 116, 139, 183, 227 f., 236.
— soziale Anschauungen 109.
— Weltanschauung 14 ff., 130 f., 135, 152, 183 f., 195, 199, 220 ff.
— und Alexander v. Rennenkampff 47 ff., 200.
— und ihre Töchter.
Humboldt, Karoline v. (Tochter) 128, 132, 135 f., 150, 180, 188, 197.
Humboldt, Mathilde v., Gemahlin Theodor v. Humboldts 117, 124, 127, 132, 171, 179.
Humboldt, Theodor v. 43, 179.
Humboldt, Wilhelm v., Amtsentlassung 120, 122.
— Beziehungen zu seiner Gemahlin 7 f., 18 ff., 22, 24 ff., 38, 43, 47 f., 50 f., 98, 112, 224 f.
Humboldt, Wilhelm v., Charakter 198.
— Erkrankung 166, 186.
— Gesundheitslage 198.
— literarisch-wissenschaftliche Tätigkeit 155, 163, 193.
— über den Anblick des Sternenhimmels 184.
— und das Königshaus 198.
— und Goethe 166.
— und Tegel 127.
Humboldt, Wilhelm v. (Sohn) 35 ff.
Imhoff, v., Amalie, Frau General v. Helvig 29.
— Übersetzung der Frithjofssage 213 f.
Italien 83, 93, 129, 135.
Johann, Erzherzog von Österreich 208, 219.
Karlsbad 139, 143.
Kästner 233.
Kaufmann, Angelika 33.
Kinderschönheit 102.
Koch, Maler 228.
Kolonien und die Europäer in denselben 78.
Körner, Theodor 42.
La Roche, Jugendfreund Karoline v. Humboldts 137.
Lebzeltern, Baron 53, 56.
Lengerich, Maler 183, 233 f.
Liebe 8 f., 40 ff., 109 ff., 120, 128, 130, 137, 165, 175, 184, 205, 215, 218.
Livland 59 f., 68 f., 81 ff.
London 216 ff.
Ludwig I., König von Bayern 30, 104, 207.
Lund, J. L. Professor, 116, 233 f.
Mailand, Kunstsammlungen 235.
Maria Ludovica, Kaiserin von Österreich 42, 237.
Maria Paulowna, Großherzogin von Weimar 67.
Marienbad 164, 171.
Meer 94, 143.
Michelangelo 107.
München 104, 190, 207.

Münster, Graf v. 235.
Musik 87, 105.
Napoleon I. 84, 177.
Naturſinn bei Karoline v. Humboldt 93 f.
— bei Alexander v. Rennenkampff 85 f.
Naturwiſſenſchaft 89, 95.
Niebuhr über Karoline v. Humboldt 233.
Niemeyer 201.
Nocera, Bagni di 232 ff.
Ölsner 216.
Örtzen, v. 226.
Ottmachau, Gut Wilhelm v. Humboldts in Schleſien 139.
Overbeck, Maler 31, 125.
Pachta, Gräfin 101.
Paris 28, 216.
Patriotismus 12, 32, 39 ff., 97, 98.
Paul Friedrich Auguſt, Großherzog von Oldenburg 54, 71 f.
Perikles 106.
Perugino, Freskobild der Kreuzigung 107, 235 f.
Peter Nikolaus Friedrich, Großherzog von Oldenburg. Urteil über ihn als Erbprinz 73.
Pfuel, Adolf v., General 195, 199.
Prag 163.
Rafael 29.
— Krönung Mariä 101, 105, 199.
— Madonna 236.
— Spoſalizio 235.
— Viſion des Ezechiel 200.
Rahel Varnhagen 26, 43, 46, 91.
Rauch 30, 32 f., 53, 55, 66 f., 104 f., 108 (Königin Luiſe), 118, 227 f., 237.
Ravage, Architekt 227.
Rehfues 24 f.
Reinhart, Maler 33.
Religioſität 88, 109 ff.
Rennenkampff, Alexander v., 27, 35, 43, 47 bis 89.
— Aufſätze über Tiſchbein 151.
— Chriſtentum 87 f.
— Glaube an den Fortſchritt der Menſchheit 78.
Rennenkampff, Alexander v., Häuslichkeit 159, 172, 194.
— Reiſe mit dem Erbprinzen 151.
— ſein Sohn Fritz 61, 65.
— ſeine Frau 56, 120 ff.
— ſeine Mutter 56, 164, 175.
— ſeine Schwiegermutter 57 f., 63 f.
— ſeine Töchter: Cäcilie 68, Eliſe 48, 63 ff.
— ſoziale Anſchauungen 74 ff.
— „Umriſſe aus meinem Skizzenbuche“ 200 ff.
Revolution 1848 und politiſche Entwicklung 69 f.
Rheden, Baron v., Geſandter Hannovers in Rom 235.
Riepenhauſen, Franz und Johann, Maler 33, 226 ff.
Ritter, Karl, Geograph 96, 169.
Rom 31, 96, 129, 135, 226 ff.
Rumohr, Kunſtforſcher 125.
Ruſchewehh, Kupferſtecher 233 f.
— Abendmahl des Giotto 121, 128 f., 131, 138, 140, 147.
Ruſt, Geheimrat, Arzt 153, 193.
Salzburg, Naturſchönheit 189.
Schadow, Wilhelm, Maler 32, 118.
Schenkendorf, Frau v. 160, 161, 165.
Schick, Gottlieb, Maler 33 f., 200, 226, 228.
Schiller, Charlotte v., Gemahlin des Dichters 18, 22.
Schiller, Emilie v., Tochter des Dichters 213 f.
Schiller, Friedrich v. 19 ff., 39, 41.
Schiller, Karoline v., Tochter des Dichters 159, 160.
Schinkel, Architekt 104, 105.
Schlabrendorf, Graf 26, 53, 216.
— Beurteilung durch Rennenkampff 74.
— ſein Teſtament 201.
— ſein Tod 172, 174, 201.
Schlegel, Friedrich 47, 238.
Schloſſer, Dr. Chriſtian 227 f., 236 f.
Schnorr v. Carolsfeld 32.
Schweighäuſer 27.
Scott, Walter 134, 177.

Stein, Freiherr vom und zum 53, 98, 115 f., 206.
— in Burgörner 155.
— in Rom 135.
— in Tegel und Berlin 202 f.
— über Karoline v. Humboldts Tod 223.
Staël, Frau v. 53.
Stakelberg 234.
Tegel 96, 105, 192.
— künstlerische Ausstattung 161, 182.
— Lieblingsaufenthalt Wilhelm v. Humboldts 127.
— Umbau 137, 161, 177.
Teplitz 141.
Thorwaldsen 32, 35, 116, 227, 230, 234.
— Christusstatue 154.
— sein Bildnis von W. Schadow 118.
Thorwaldsen, Speranza 108.
Tieck, Bildhauer 104, 118.
Tischbein, Maler 54, 86.
Veit 32, 104, 118, 226.
Voß, v., Minister 158.
Wach, Maler 33, 51, 104, 105, 118, 152, 200, 233 f.
Welcker, Archäologe 28, 116, 120, 228.
— über Karoline und Wilhelm v. Humboldt 223 f.
Werner, Zacharis, Dichter 227 f., 238.
Wichmann, Künstler 152.
Wien 41, 227.
Wolzogen, Karoline v. 18, 22, 180 ff. 191.
— über Karoline v. Humboldt nach deren Tode 224.
Zoëga, Leben und Briefe 120.

E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstr. 68—71.

Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW12, Kochstraße 68–71.

95/3

Gabriele von Bülow

Tochter Wilhelm von Humboldts.

Ein Lebensbild aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldts und seiner Kinder.

1791—1887.

Mit acht Bildnissen. Zehnte Auflage.

M. 10,—, eleg. geb. M. 11,50.

Das Erscheinen von zehn Auflagen innerhalb einiger Jahre bezeugt, daß dieses Buch **in der deutschen Familie** bereits zu **einem Hausbuche** geworden ist.

Gräfin Elise von Bernstorff

geb. Gräfin von Dernath.

Ein Bild aus der Zeit von 1789 bis 1835.

Aus ihren Aufzeichnungen.

Mit drei Bildnissen. Vierte Auflage.

M. 10,—, eleg. geb. M. 11,50.

Die Aufzeichnungen schildern viele Erlebnisse, die mit der damaligen Zeitgeschichte und ihren hervorragenden Persönlichkeiten in nächster Berührung stehen. Besonders freundschaftliche Beziehungen herrschten zwischen den Familien Bernstorff und Radziwill; innigen Anteil nimmt die Verfasserin an dem tragischen Schicksal der schönen Prinzeß Elisa von Radziwill.

Pauline Craven-La Ferronnays.

Ein Lebensbild von Teresa Herzogin Fieschi Ravaschieri.

In das Deutsche übertragen von Marie von Kraut.

Mit einem Geleitwort von Dr. Robert Koenig und zwei Bildnissen von Pauline Craven.

Zweite Auflage.

M. 3,—, eleg. geb. M. 4,50.

Pauline Cravens Lebensschicksale sind mannigfaltig; sie führen den Leser in die vornehme Gesellschaft von England, Frankreich und Italien ein, vor allem aber in einen Kreis von edlen, ernst strebenden Menschen, die man lieb gewinnt und in der Erinnerung gern festhält, weil man in wesentlichen Lebensidealen ungeachtet mancher Verschiedenheiten sich mit ihnen eins weiß.

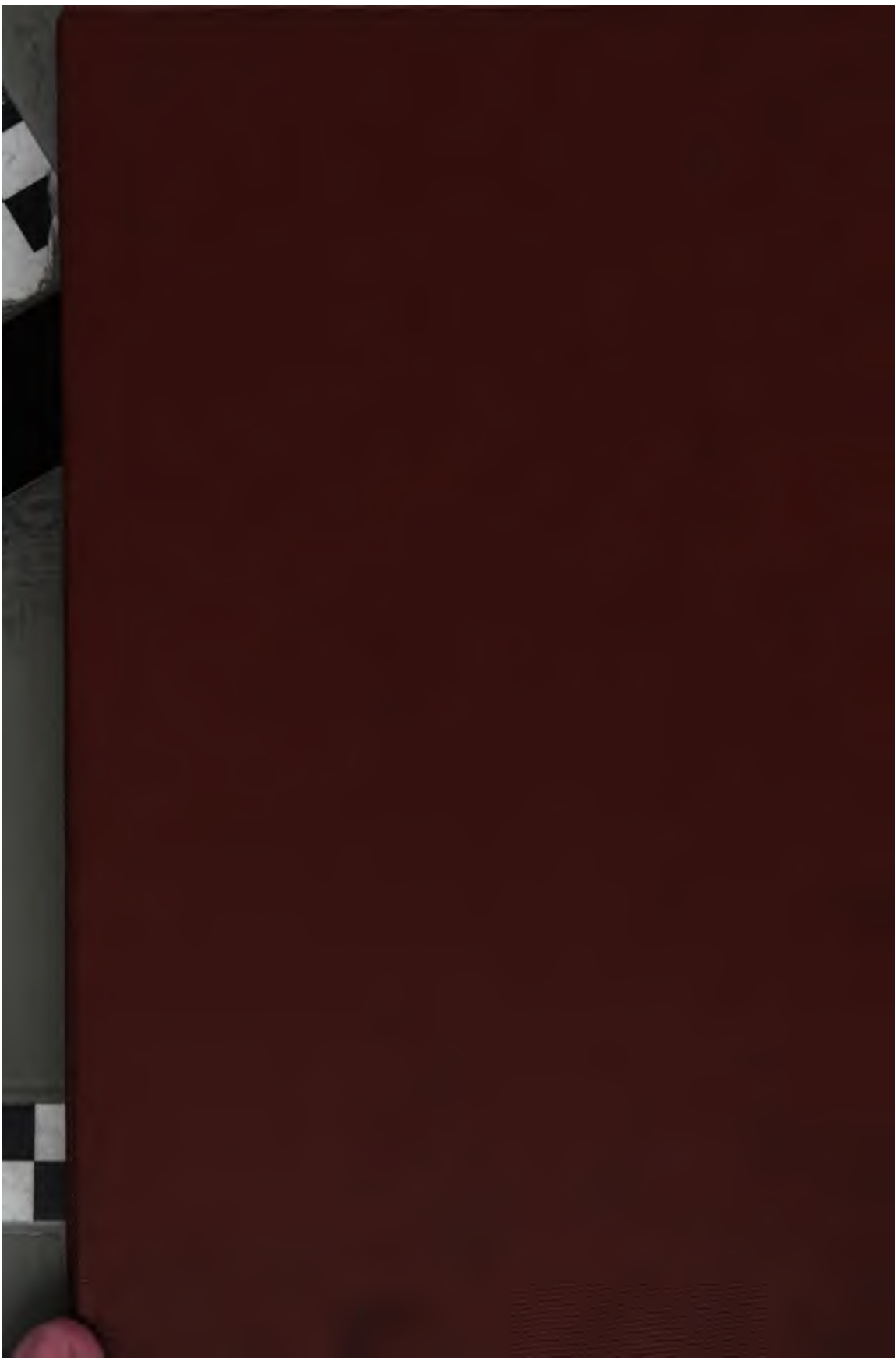
Moltke in seinen Briefen.

Mit einem Lebens- und Charakterbilde des Verewigten.

Neue Ausgabe in einem Bande.

Mit Bildnissen, Abbildungen, Kartenskizzen und Stammbaum.

M. 5,—, eleg. geb. M. 6,—.

In **Moltkes Briefen** wird ein schlichtes Bild des ganzen, edlen Menschen dargeboten; Moltkes Lebensauffassung und Weltbeobachtung treten uns in seinen Briefen voller Treue, Herz und Geist erhebend, entgegen, und zugleich tut sich ein gewaltiges Stück deutscher Geschichte vor dem Leser auf. Und dabei ist es auch um ihrer Form willen **ein hoher Genuß, Moltkes Briefe zu lesen**, denn Moltke gehört wie Bismarck zu unseren klassischen Schriftstellern.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstr. 68—71.